

Coseriu, Eugenio

Sprachtheorie und allgemeine Sprachwissenschaft 5 Studien

München 1975

2009.54147

urn:nbn:de:bvb:12-bsb00043363-2

Die PDF-Datei kann elektronisch durchsucht werden.

INTERNATIONALE BIBLIOTHEK  
FÜR ALLGEMEINE LINGUISTIK

INTERNATIONAL LIBRARY  
OF GENERAL LINGUISTICS

Herausgegeben von  
EUGENIO COSERIU

BAND 2 · 1975

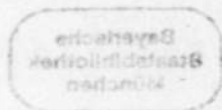


EUGENIO COSERIU

SPRACHTHEORIE  
UND ALLGEMEINE  
SPRACH-  
WISSENSCHAFT

5 STUDIEN

WILHELM FINK VERLAG MÜNCHEN



Spanisches Original: *Teoría del lenguaje y lingüística general*, Madrid (Gredos) 1962, 1967.<sup>2</sup>  
© by Eugenio Coseriu 1962 und 1967.  
Übersetzt und herausgegeben von Uwe Petersen.

© 1975 Wilhelm Fink Verlag, München  
Gesamtherstellung: Graph. Betriebe Pustet, Regensburg

G09

**Bayerische  
Staatsbibliothek  
München**

## INHALT

Vorwort des Herausgebers . . . . .	7
Verzeichnis der Abkürzungen . . . . .	9
Erläuterungen zur Umschrift . . . . .	10
SYSTEM, NORM UND REDE . . . . .	11
I. Die Möglichkeit einer dreigliedrigen Unterscheidung in der einen Wirklichkeit der Sprache . . . . .	11
II. Inkohärenzen und Widersprüche der Lehrsätze von „Sprache“ und „Rede“ . . . . .	17
III. Die Unzulänglichkeit der saussureschen Dichotomie . .	39
IV. Der Gedanke der „Norm“ in der empirischen Forschung und der strukturellen Sprachwissenschaft . . . . .	56
V. Fakten des „Systems“ und Fakten der „Norm“ . . . . .	64
VI. Entwurf einer kohärenten Theorie des Sprechens und seiner Formalisierung . . . . .	82
VII. Bedeutung und Nutzen der dreigliedrigen Unterscheidung (Original: <i>Sistema, norma y habla</i> , Montevideo 1952)	93
FORM UND SUBSTANZ BEI DEN SPRACHLAUTEN .	102
I. Zur Lage des Problems . . . . .	102
II. Tragweite und Grenzen des sprachwissenschaftlichen Mechanismus . . . . .	117
III. Phonetik und Phonologie in Trubetzkoy's Konzeption .	130
IV. Begründung der Phonetik als sprachwissenschaftlicher Disziplin . . . . .	149
V. „Form“ und „Substanz“ in Hjelmslev's Theorie . . . . .	156
VI. Die wechselseitige Abhängigkeit von Morphischem und Hyletischem . . . . .	188

VII. Schlußfolgerungen . . . . .	205
(Original: <i>Forma y sustancia en los sonidos del lenguaje</i> , Montevideo 1954)	

LOGIZISMUS UND ANTILOGIZISMUS IN DER GRAMMATIK . . . . .	210
(Logicismo y antilogicismo en la gramática, in: <i>Revista Nacional</i> 189, S. 456-73, und sep. Montevideo 1957)	

DER PLURAL BEI DEN EIGENNAMEN . . . . .	234
(El plural en los nombres propios, in: <i>RBF</i> 1 (1955), S. 1-15)	

DETERMINIERUNG UND UMFELD	
Zwei Probleme einer Linguistik des Sprechens . . . . .	253
(Determinación y entorno. Dos problemas de una lingüística del hablar, in: <i>Romanistisches Jahrbuch</i> 7 (1955), S. 29-54)	

Autorenverzeichnis . . . . .	291
------------------------------	-----

Abbildungen enthalten die Seiten:

(Bühlers <i>langue-parole</i> -Schema)	44
(Bühlers Schema expliziert)	45
(Bühlers Schema und Saussures Dichotomie)	46-47
(Saussures Dichotomie und Martinet bzw. Brøndal)	63
(Spanisch <i>o</i> in System, Norm und Rede)	66
(Virtuelle und verwirklichte Sprache)	83
(Formalisierungsstufen des Sprechens)	86
(Saussures <i>langue-parole</i> -Dichotomie und Trubetzkoy's Phonologie)	143-144
(Form- und Substanzgrade im Akustischen)	166

## VORWORT DES HERAUSGEBERS

Die in diesem Band enthaltenen Arbeiten Eugenio Coserius erschienen jeweils für sich in der Zeit von 1952 (*System, Norm und Rede*) bis 1957 (*Logizismus und Antilogizismus in der Grammatik*), dann 1962 in einer zusammenfassenden Ausgabe (bei Gredos in Madrid), die wir für unsere Übertragung zugrundegelegt haben und übernehmen.

Die einzelnen Arbeiten können dabei wie folgt charakterisiert werden: Beiträge zum eigentlichen Bereich der Sprachtheorie bilden *System, Norm und Rede*, sowie *Form und Substanz bei den Sprachlauten* und auch noch *Determinierung und Umfeld*. Einen Beitrag zur Grundlegung der Grammatik leistet *Logizismus und Antilogizismus in der Grammatik*, und als Teil einer sprachlichen Theorie des Eigennamens kann *Der Plural bei den Eigennamen* gelten. Alle diese Abhandlungen müssen zudem noch in einem festen Zusammenhang mit *Synchronie, Diachronie und Geschichte* (1958, deutsch 1974) gesehen werden, die in sprachtheoretischer Hinsicht eine vorläufige Synthese der Coseriuschen Konzeption darstellt.

Seinen theoretischen Ansatz findet Coseriu im europäischen Strukturalismus, insbesondere bei Ferdinand de Saussures *Cours*, um dann aber dessen starre Schemata in einem zuweilen dort schon erkennbaren kohärenteren und dem Objekt Sprache sowie dem Subjekt Sprecher eher angemessenen Entwurf des sprachlichen Funktionierens auf ihre gültigen Dimensionen zu reduzieren und endlich auch zu überwinden. Coserius erklärtes Bestreben ist es, die funktionelle Sprachwissenschaft mit dem Wissen und der Perspektive des sprechenden Subjekts wie auch der objektiven historischen Sicht in einer apriorisch fundierten Theorie der Beschreibung zu vereinbaren. Zugleich sollen dabei einige Mißverständnisse und Überspitzungen der strukturellen wie der traditionellen Sprachwissenschaft korrigiert bzw. in ihrer Intuition konsequent weiterent-

wickelt werden. Immer auch wird der Grundsatz befolgt, der Sprache als einem Gegenstand sui generis im kulturellen und geschichtlichen Zusammenhang und der Sprachuntersuchung innerhalb einer beachtlichen Tradition gerecht zu werden sowie deren Linie fortzuführen. Allgemeines Kennzeichen für Coserius Ausführungen sind zudem die Kohärenz des Aufbaus und des Inhalts, die sorgfältige Doxographie, sowie die methodische Vernunft und Konsequenz. Hinzu kommt bei der Sprachtheorie die inzwischen noch gewachsene Aktualität des Gegenstandes.

U. P.

## VERZEICHNIS DER ABKÜRZUNGEN

### 1. PERIODICA UND BÜCHER

- AGI Archivio glottologico italiano. Turin 1873f., Florenz 1950f.
- AL Acta linguistica. Kopenhagen 1939-1960.
- BSLP Bulletin de la Société de linguistique de Paris. 1871f.
- CFS Cahiers Ferdinand de Saussure. Genf 1941f.
- CILUP Conférences de l'Institut de linguistique de l'Université de Paris.
- CLG Ferdinand de Saussure, *Cours de linguistique générale*, Lausanne-Paris 1916. Paris 1922<sup>2</sup>.
- IJAL International Journal of American Linguistics. Bloomington 1935f.
- JPsych Journal de psychologie normale et pathologique. Paris 1904f.
- OSG Louis Hjelmslev, *Omkring sprogteoriens grundlaeggelse*, Kopenhagen 1943 und 1966<sup>2</sup>.
- RBF Revista brasileira de filologia. Rio de Janeiro 1955f.
- RFH Revista de filología hispánica. Buenos Aires 1939-1946.
- RFHC Revista de la Facultad de humanidades y ciencias. Montevideo 1947f.
- RicL Ricerche linguistiche. Rom 1950f.
- SIL Studies in Linguistics. Norman (Wash.) 1942f.
- SL Studia linguistica. Lund 1947f.
- TCLC Travaux du Cercle linguistique de Copenhague. Kopenhagen 1945f.
- TCLP Travaux du Cercle linguistique de Prague. Prag 1929f.
- ZRPh Zeitschrift für romanische Philologie. Halle 1877f. Tübingen 1949f.

## 2. SPRACHEN

dt.	deutsch
engl.	englisch
eskim.	eskimoisch
frz.	französisch
it.	italienisch
lat.	lateinisch
pg.	portugiesisch
rum.	rumänisch
russ.	russisch
skr.	serbo-kroatisch
span.	spanisch
ung.	ungarisch

### *Erläuterungen zur Umschrift*

- b bilabialer stimmhafter Reibelaut (vgl. span. *lobo*),  
ĉ stimmloser Mediopalatal (vgl. span. *noche*),  
ç mediopalataler Reibelaut (vgl. dt. *ich*),  
ē geschlossenes e (vgl. dt. *See*),  
ė offenes e (vgl. dt. *gelb*),  
γ stimmhafter velarer Reibelaut (vgl. span. *luego*),  
λ palatales (jodisiertes) l (vgl. span. *calle*),  
η velarer Nasallaut (vgl. dt. *Bank*),  
ō geschlossenes o (vgl. dt. *Boot*),  
ȯ offenes o (vgl. dt. *Block*),  
š mediopalataler Zischlaut (vgl. dt. *schön*),  
θ stimmloser dentaler Reibelaut (vgl. span. *cero*),  
v stimmhafter Labiodental (vgl. dt. *Wein*),  
w halbkonsonantisches u (vgl. span. *luego*),  
x velarer Reibelaut (vgl. dt. *ach*),  
y halbkonsonantisches i (vgl. span. *Diego*),  
z stimmhaftes s (vgl. dt. *so*),  
ž stimmhafter Mediopalatal (vgl. frz. *journal*),  
ẓ stimmhafte Affrikate (vgl. it. *giorno*).



## SYSTEM, NORM UND REDE

### I. DIE MÖGLICHKEIT EINER DREIGLIEDRIGEN UNTERSCHIEDUNG IN DER EINEN WIRKLICHKEIT DER SPRACHE

1. Auf einer „Semantikertagung“, die im März 1951 auf Initiative von Emile Benveniste in Nizza stattfinden konnte und an der neun Sprachwissenschaftler aus verschiedenen europäischen Ländern und den USA teilnahmen, konnten die Professoren Hjelmslev aus Kopenhagen und Lotz aus New York (beide „innere“ Semantiker und auf der Tagung die Vertreter der „integralen Richtung der allgemeinen Grammatik“) ihren sich in einem Rahmen darstellenden Standpunkt vortragen, in dem die Unterscheidung dreier Aspekte der Sprache erscheint – *Schema*, *geltende Norm* und *parole (Rede)* –, und zwar anstelle der zwei in der nachsaussureschen Sprachwissenschaft (auch derjenigen, die sonst die Lehren des Genfer Meisters nicht übernimmt) bereits traditionellen Ebenen *langue* und *parole*, *Sprache* und *Rede (language–speech etc.)*.

Jedem dieser drei Aspekte würden dann auf dem eigentlichen in sich geschlossenen Feld der Sprache und unabhängig von einer äußeren bedeuteten, bezeichneten oder gemeinten Wirklichkeit besondere Disziplinen und Einheiten entsprechen: *Kenemik*, *Phonemik* und *Phonik* (als Disziplinen) sowie *Kenem*, *Phonem* und *Phon* (als Einheiten) auf der Ausdrucksebene; *Pleremik*, *Sememik* und *Semik*, sowie *Plerem*, *Semem* und *Sem* auf der Inhaltsebene.

2. In seinem kurzen Bericht über diese Tagung<sup>1</sup> bemerkt Giacomo Devoto folgendes: „Eine . . . (komplizierende) Neuerung ist die Aufspaltung der Saussureschen *langue* in ‚Schema‘ und ‚Norm‘. Was also im Schema die leere Einheit oder Kenem ist, wird in der Norm zum *Phonem*; und was im Schema die volle Einheit oder Plerem ist, wird in der Norm zum *Semem*. Dies führt dazu, daß

---

<sup>1</sup> G. Devoto in: *AGI* 36, S. 82–84.

auch die nach Saussure grundlegende relative Opposition die Beziehung von *signifiant* und *signifié* auf das Schema beschränken und in der Norm eine dementsprechende Paarung von ‚Designans‘ und ‚Designatum‘ einführen muß. Dieses doppelte System der Unterscheidungen läßt Verwirrung entstehen und den Zweifel berechtigt erscheinen, ob man sich zu derartigen Abstraktionen aufschwingen sollte. Denn die Sprache ist in Wirklichkeit Bewegung, und auch bei synchronischer Betrachtung gründet sie sich auf ein labiles Gleichgewicht. Die Vorteile rein geometrischer Darstellung müssen demnach genauso erkauft werden wie eine anatomische Betrachtung der inneren Struktur eines Menschen, der zwar so schön wirklich und auch leicht zu beschreiben, doch so verschieden von den Lebenden ist.“

Aber bei allem Zweifel an der Nützlichkeit so weitgehender Abstraktionen wie denjenigen der dänischen Schule entwirft auch Devoto dann eine nicht weniger abstrakte Konzeption für die *parole*: „Dennoch gilt“, so fährt er fort, „mein eigentlicher Einwand der Position der *parole*, die ganz entsprechend dem vorigen in die zwei Kategorien „phonisch“ und „semisch“ zergliedert wird. Die *parole* aber unterscheidet sich meiner Ansicht nach von der *langue* nicht allein quantitativ, sondern auch strukturell. Denn die *parole* kann weder mit dem Schema noch mit der Norm einer Sprache in fester Verbindung stehen, weil diese weder schon Klang noch Zeichen ist und man noch nicht weiß, ob sie sich in grammatisch gefügter Rede oder eher in Linien, Farben oder musikalischen Noten verwirklichen wird.“ Dieser *parole*, die ist und nicht ist, die – eben wegen ihres Noch-Nicht-Ausgedrückt-Seins – nur Intuition und Gedanke (und deswegen kein sprachliches, auch kein ästhetisches, sondern einfach ein psychologisches Faktum, ein geistiger oder auch logischer Prozeß, was seinen inneren Zusammenhang oder seine Beziehung zu einer Wirklichkeit anbelangt), oder jedenfalls nur eine Intention, eine Virtualität ist, dieser *parole* möchte Devoto seine als Linguistik der Rede verstandene Semantik zuordnen. Mit der Rede würde sich die Semantik aber überhaupt identifizieren, obwohl sie nur die Herstellung bestimmter signifikativer Einzelbeziehungen bedeutet, die in der Sprache, soweit sie der Rede vorangeht, ganz allgemein schon da sind, oder die sich in Sprache wandeln, soweit diese aufgrund der konkreten Redeakte zustandekommt.

Devotos *parole* kann zwar quantitativ wie strukturell von der *langue* unterschieden werden (wenn dies auch noch nicht bedeutet, daß das auch notwendigerweise auf deren inneres Wesen zutrifft, zumal die *parole*, selbst wenn man sie so versteht, als sprachlicher Ausdruck noch unbestreitbare Verbindungen zur *langue* besäße), doch ist sie damit nicht die *parole*, wie wir sie bisher auffaßten. Sie ist nicht die *parole* als Identität von Intuition und Ausdruck, d. h. als konkrete schöpferische Tätigkeit, als Summe konkreter und ohne Zweifel noch nicht dagewesener und individueller Redeakte, zumal als Ausdruck noch nicht dagewesener und individueller Intuitionen, die zugleich jedoch konventionell sowie „sprachlich“ sind, *Beispiele* und *Modelle* der Sprache, insofern sie aufgrund vorausgehender Redeakte vollzogen werden und ihrerseits wieder als Grundlage für weitere Sprechakte dienen, da die Sprache allein als abstraktes System allgemeiner bzw. konkret im Gedächtnis ihrer Sprecher aufgezeichneter oder angesammelter Sprachakte existiert. Und ebensowenig ist sie die *parole* de Saussures (sowie Hjelmslevs, zumal die Kopenhagener Schule an diesem Punkt im wesentlichen die Saussuresche Lehre bewahrt), der individuelle Gebrauch der Sprache (soziales System), die damit von dieser klar unterschieden ist (die Sprache gehörte dann zur Gesellschaft und nicht zum Individuum), aber zugleich wieder mit der Sprache in dauernder und enger Verbindung steht, zumal die Rede einerseits individuelle Realisierung der Sprache ist und andererseits „nichts in der Sprache existiert, was nicht schon vorher in der Rede existiert hätte.“ Daher stellt Devotos Einwand eher noch als eine Kritik an Hjelmslevs Abstraktionen bzw. dessen Dreiteilung den Vorschlag zu einer ganz anderen Auffassung der *parole* dar, die an einen in mancher Hinsicht gleichen, von Sechehaye vertretenen Standpunkt erinnert.

3. Doch ist es nicht unsere Absicht, hier nur anhand eines einzigen, isolierten Satzes, der auch verschiedene Deutungsmöglichkeiten bietet, eine Sprachauffassung wie die Devotos zu kritisieren, der zweifellos seine guten theoretischen Gründe dafür hat, noch von uns aus eine eigene Theorie der *parole* zu entwickeln. Vielmehr interessiert uns hier der Nachweis, ob vom methodischen Standpunkt aus eine Dreiteilung wie die von Hjelmslev, wenn auch auf anderer Grundlage und mit ein wenig abgewandelten Termini, sich in der theoretischen und der historischen, der synchronischen wie

der diachronischen Sprachwissenschaft als nützlich, vorteilhaft und endlich sogar als notwendig herausstellen kann. D. h., ob sie einerseits zu einem größeren Verständnis der eigentlichen Wirklichkeit und der Seinsweise der komplexen menschlichen Tätigkeit Sprache sowie andererseits zu einem angemesseneren Verstehen der inneren Natur jener historisch-kulturellen, gemeinhin Sprachen genannten Systeme und des inneren Moments ihrer Entwicklung beitragen kann: zum Verständnis des Sprachwandels, des Mechanismus seiner Entstehung und Verbreitung. Wir schicken voraus, daß die von uns im weiteren entworfene Dreiteilung auch so interpretiert werden könnte, als sei sie auf eine Spaltung der Saussureschen *langue* gegründet, doch daß dies weder nötig noch ganz zutreffend ist, zumal unsere Auffassung von der Sprache keineswegs mit der von Ferdinand de Saussure und seinen Nachfolgern zusammenfällt: denn für uns liegt die „Sprache“ in einem über die Analyse der Sprache als konkreten Phänomens hinausreichenden Moment und entspricht damit eher der historischen als der theoretischen Sprachwissenschaft.

Devoto aber hat unbezweifelbar recht, wenn er seine Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit der sehr weit gehenden Abstraktionen und den Geometrismus mancher Strukturalisten, insbesondere Hjelmslevs, anmeldet; und noch andere, Devoto sonst fernstehende Sprachwissenschaftler, wie A. Martinet,<sup>2</sup> haben – bei aller Anerkennung für die genialen theoretischen Konstruktionen des Kopenhagener Professors – bereits vor den Risiken gewarnt, welche die Reduzierung der Linguistik auf eine Algebra der leeren Formen und die Verleugnung jeglicher phonischen Substanz in sich bergen. Denn wahr bleibt auch, daß die sprachliche Wirklichkeit Bewegung ist (d. h., die Sprache ist Tätigkeit, „dauernde Schöpfung“) und daß sich daher jedes synchronische System auf ein labiles Gleichgewicht gründet, also notwendig eine Abstraktion darstellt. Doch ist ein klares Bewußtsein von den Risiken der Abstraktion noch etwas anderes als der Zweifel an deren theoretischer Unvermeidbarkeit als notwendiger Bedingung jeder wissenschaftlichen Erkenntnis. Denn obwohl wir voll zugeben und dem zustimmen, daß eine rein struk-

---

<sup>2</sup> A. Martinet, *Au sujet des „Fondements de la Théorie linguistique“ de Louis Hjelmslev*, in: *BSLP* 42 (1942-45), S. 19-42.

turelle Betrachtungsweise uns häufig weit vom „lebendigen Kern“ der Sprache, ihrer eigentlichen Wirklichkeit, weggeführt, so scheint uns dennoch nicht, daß man daraus schon als Folgesatz eine bedingungslose Verwerfung aller Abstraktionen ableiten dürfe. Denn außer ihr bleibt keine Möglichkeit, allgemeine Wahrheiten und konstante Prinzipien in der Vielfalt, der Brüchigkeit und Heterogenität alles Phänomenischen festzustellen; d. h., in allem Materiellen der Sprache jene ideellen und formalen Aspekte herauszuarbeiten, die den eigentlichen Gegenstand der Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft ausmachen.<sup>3</sup> Wenn vielleicht auch Devotos Bemerkung zutrifft, nach der eine anatomische Untersuchung des menschlichen Körperbaus uns vom lebendigen Menschen entfernt, so tut sie das doch nur, um uns nachher wieder näher zu ihm hinzuführen. Und ohne dies Moment der Abstraktion wäre auch die Kenntnis des lebendigen Menschen keine wirkliche Kenntnis, sondern bloße Kontaktnahme, oder zumindest keine mitteilbare, keine wissenschaftliche Kenntnis. Die eigentliche „Bewegung“ der Sprache wäre also nicht begreifbar ohne die Abstraktion einiger ideeller synchronischer Prinzipien (synchronisch nicht im Sinne von „gleichzeitig“, sondern besser als „außerhalb der Zeit“), welche die Bewegung len-

---

<sup>3</sup> Nebenbei sei hier vermerkt, daß wir mit dem in der modernen Sprachwissenschaft festzustellenden zuweilen etwas verächtlichen Gebrauch der Termini „abstrakt“ und „Abstraktion“ nicht einverstanden sind. Dieser Gebrauch ergibt sich aus einem semantischen Irrtum, nach dem „abstrakt“ als Synonym für „eingebildet“, „willkürlich“, „von den Tatsachen nicht belegt“, „irreal“, „unwahrhaftig“, „falsch“ usw. verwendet wird. Denn gibt man dem Wort „abstrakt“ eine einzige Bedeutung und setzt es ausschließlich in den Gegensatz zu „konkret“, dann kann es nicht mehr „unwahrhaftig“ bzw. „weniger wahr als das Konkrete“ bedeuten, sondern im Gegenteil nur „wahrhaftiger“. So ist der Satz „3 und 3 sind 6“ z. B. *wahrhaftiger* als der relativ weniger abstrakte Satz „3 Pferde und 3 Pferde sind 6 Pferde“, weil er eine *allgemeinere* Wahrheit enthält. Daher bedingt auch in der Sprachwissenschaft (wie in anderen Wissenschaften) die Irrtümer nicht die Abstraktion an sich, die nur eine unentbehrliche wissenschaftliche Operation darstellt, sondern die Übernahme der Abstraktionen als konkrete Realitäten (wie etwa bei der Rekonstruktion der sog. »Ursprachen«) oder als autonome und von den eigentlichen Dingen getrennte Wirklichkeit (wie bei der „Sprache“), sowie das Bestreben, der Sprache äußerliche, nicht aus ihrer eigentlichen Wirklichkeit stammende Formen aufzuzwingen (wie das bei vielen „Sprachphilosophien“ und der allgemeinen Grammatik logizistischer Prägung der Fall ist).

ken und deren formale Seite bilden. Unserer Auffassung nach muß sich die Sprachwissenschaft auch mehr als andere Wissenschaften schon der Natur ihres Gegenstandes nach ständig zwischen den beiden Gegenpolen des Konkreten und des Abstrakten hin- und herbewegen: sie muß also von der empirischen Feststellung der Phänomene aufsteigen zur Abstraktion ideeller und systematischer Formen, um sich wieder den konkreten Dingen zuzuwenden, nachdem sie sich durch in abstrahierender Operation gewonnene Erkenntnisse zuvor bereicherte. Wichtig ist dabei, daß sie sich mit der Abstraktion nicht begnügt und bei ihr stehen bleibt, weil das eigentliche Verständnis der sprachlichen Wirklichkeit nur in diesem dritten Moment der Rückwendung zum Konkreten erlangt werden kann. Der Sprachwissenschaftler muß, wenn das Bild gestattet ist, Botaniker und Gärtner zugleich sein: er muß zur Herausbildung abstrakter und ideeller Blumentypen gelangen, doch nur, um damit das wechselvolle, vielschichtige und jedesmal überraschend neue Leben seiner lebendigen und wirklichen Blumen besser pflegen zu können; er muß Botaniker werden, um ein besserer Gärtner zu sein.

Und ein weiterer Hauptpunkt ist dabei, daß der Botaniker begreift, daß die von ihm ermittelten ideellen Typen keine autonome Existenz in einer Welt für sich führen, also nicht außerhalb der wirklichen Blumen und unabhängig von ihnen da sind; d. h., daß die abstrakten Formen zwar alles Konkrete erfassen und verallgemeinern, sich ihm jedoch nie widersetzen. Damit wollen wir sagen, daß es von höchster Bedeutung ist, die Abstraktion nicht als *andere Realität* anzusehen, sondern allein als einen formalen und systematischen Aspekt, der zu wissenschaftlichen Zwecken an den Dingen selbst festgestellt wird und dadurch eine Art und Weise darstellt, jene einzige und unteilbare konkrete Wirklichkeit der menschlichen Sprache zu fassen.

Ganz konkret gibt es denn nur Sprechakte, existiert nur das wirkliche Sprechen, das Gespräch, die Sprechfähigkeit, die zugleich individuell und sozial ist und an sich asystematisch, zumal sie ständige Schöpfung noch nicht dagewesener, ebensolchen Intuitionen entsprechender Ausdrücke ist, und in der die Herausstellung eines mehr oder weniger stabilen Systems noch keine Feststellung einer weiteren, von den Redakten unterschiedenen Wirklichkeit bedeutet,



sondern nur eine wissenschaftlich notwendige Abstraktion, und das im Hinblick auf ein Studium der Sprache, das über ein bloßes Registrieren und Analysieren des wirklichen Sprechens hinausgeht und vielmehr Geschichte werden kann.

All dies hat schon Humboldt richtig erkannt, wenn er die Sprache als *enérgεια* (Tätigkeit) und nicht als *érgon* (Werk) auffaßte; und ebenso der alte Hermann Paul, der – obwohl von vielen immer noch als der „typische Vertreter der junggrammatischen Richtung“ angesehen – doch zwischen den „realen Vorgängen des Sprachlebens“ sowie den „Sprachen“ genannten Abstraktionen unterschied.<sup>4</sup>

Unser Problem besteht also in einer Untersuchung der Frage, ob man, ausgehend von einer monistischen Sprachauffassung und ohne sie aus dem Auge zu verlieren, zu einer theoretisch klärenden und methodisch nutzbringenden Dreiteilung gelangen kann.

## II. INKOHÄRENZEN UND WIDERSPRÜCHE DER LEHRSÄTZE VON „SPRACHE“ UND „REDE“

1. Die Konzeption, zu der wir gelangt sind, hat ihr Vorleben vor allem in den Schwierigkeiten, die sich aus der Definition der Begriffe „langue“ und „parole“ ergeben. Eingeführt wurden sie in die

---

<sup>4</sup> „Wir sind bisher immer darauf aus gewesen die realen Vorgänge des Sprachlebens zu erfassen. Von Anfang an haben wir uns klar gemacht, daß wir dabei mit dem, was die deskriptive Grammatik eine Sprache nennt, mit der Zusammenfassung des Usuellen, überhaupt gar nicht rechnen dürfen als einer Abstraktion, die keine reale Existenz hat. Die Gemeinsprache ist natürlich erst recht eine Abstraktion. Sie ist nicht ein Komplex von realen Tatsachen, realen Kräften, sondern nichts als eine ideale Norm, die angibt, wie gesprochen werden soll. Sie verhält sich zu der wirklichen Sprechetätigkeit etwa wie ein Gesetzbuch zu der Gesamtheit des Rechtslebens in dem Gebiete, für welches das Rechtsbuch gilt . . .“ (H. Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte*, Halle 1920<sup>5</sup>, S. 404). Paul verwendet hier zwar den Begriff „Gemeinsprache“, doch betrifft diese Äußerung ganz offensichtlich den Begriff der Sprache im allgemeinen, und nicht bloß im normativen Sinne.

Sprachwissenschaft von Ferdinand de Saussure<sup>5</sup> und übernommen sowie umgearbeitet von einer ganzen Reihe von Linguisten, Schülern des Genfer Meisters und anderen. Die extensive (und konnotative) Nichtübereinstimmung der zahlreichen von den zwei Begriffen gegebenen Definitionen nun wurde bereits von manchen Autoren angesprochen, u. a. von O. Jespersen<sup>6</sup> und insbes. von A. Gardiner.<sup>7</sup>

2. Jespersen gibt denn sogar – trotz seiner festen empirischen und unitarischen Sprachauffassung – bei der Behandlung der vorgenannten Unterscheidung<sup>8</sup> von den beiden Begriffen ziemlich divergierende, explizite und implizite, Definitionen. Die „Sprache“ (*language*) sei demnach ‚eine Art Plural der Rede‘, ‚Kollektivsprache‘, ‚das den Individualsprachen entnommene Gesamtkonzept‘, die Sprache einer bestimmten Nation mithin ‚die Gesamtheit der Verhaltensweisen, durch die die Angehörigen einer Nation den anderen sich mitzuteilen pflegen.‘<sup>9</sup> Die ‚Rede‘ (*speech*) dagegen wäre im ‚eigentlichen und strengen Sinne‘ die momentane Sprachverwendung durch das Individuum, die dann mit dem Sprachgebrauch der es umgebenden Personen mehr oder minder konform geht,<sup>10</sup> in einem vielleicht schon weiteren Sinne aber würde sie der Individualsprache gleichkommen. In der Antwort auf Gardiners Mitteilung an den 3. Linguistenkongreß stellt Jespersen klar, daß es sich

---

<sup>5</sup> Dies bereits in den Vorlesungen, die er in seinen letzten Lebensjahren an der Universität Genf hielt, für die wissenschaftliche Öffentlichkeit jedoch erst in seinem posthum erschienenen *Cours de linguistique générale* [CLG], Lausanne-Paris 1916; dt. Ü. *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, Berlin 1931, 1967<sup>2</sup>.

<sup>6</sup> O. Jespersen, *Mankind, Nation and Individual from a Linguistic Point of View*, London 1946, S. 16f.

<sup>7</sup> „I have not found it possible to determine how far de Saussure would have agreed with the developments which have arisen since his death from the impulse given by him. That the distinction as viewed by Mr. Bally and Mr. Harold Palmer differs in some respect from that entertained by de Saussure is apparent nor can I conscientiously attribute to de Saussure all the corollaries which I myself have drawn in my recent book on the *Theory of Speech and Language*“ (A. Gardiner, *The Distinction of „Speech“ and „Language“*, in: *Atti del III Congresso internazionale dei linguisti*, Florenz 1935, S. 345-53).

<sup>8</sup> O. Jespersen, *Mankind* (s. Anm. 6), S. 20f.

<sup>9</sup> O. Jespersen, *Mankind*, S. 24-25. Vgl. CLG, S. 107-108.

<sup>10</sup> O. Jespersen, *Mankind*, S. 21-22. Vgl. CLG, S. 41.



hier um die Unterscheidung zwischen Konkretem und Abstraktem handele und es mehrere Stufen der Abstraktion gebe, die jeweils den untersuchten Gemeinschaften entsprächen (wobei jedoch mit den besonderen Sprachgewohnheiten des Einzelnen zu beginnen wäre).<sup>11</sup> Darauf stellt der dänische Gelehrte eine Reihe von Gegensatzpaaren auf, die – obwohl nicht im Widerspruch zueinander – keineswegs untereinander identisch sind: 1. momentane Sprachverwendung des Individuums – Sprachgebrauch der Gemeinschaft; 2. Individualsprache – Kollektivsprache (den Individualsprachen entstammendes Gesamtkonzept; vgl. weiter unten W. Porzig); 3. Gesamtheit der Sprachgewohnheiten des Einzelnen – Gesamtheit der Sprachgewohnheiten der Gemeinschaft; 4. konkrete Sprache – abstrakte Sprache (konkrete Sprechakte – verschiedene Stufen der Abstraktion, die auch die Individualsprache umfassen). Mit dieser letzten Unterscheidung kehren wir zu der von H. Paul zurück (vgl. Anm. 4), doch wird damit keine Differenzierung in der eigentlichen, konkreten Wirklichkeit der Sprache vorgenommen.

3.1 Die Unterscheidung von *Rede* und *Sprache* fällt also eher unpräzise aus. Doch wird diese mangelnde Präzision noch größer, wenn wir die anderen ex- oder implizit dualistischen Konzeptionen hinzuziehen, und das trotz aller Strenge, mit der die Unterscheidung im Einzelfalle durchgeführt sein mag.

3.2 Für Harold Palmer<sup>12</sup> ist die „Rede“ (*speech*), die Gesamtheit der physischen und geistigen Bewegungen<sup>13</sup>, die eine Person bei dem Vorgang der Mitteilung eines bestimmten Konzeptes (eines Gedankens, Begriffes oder Gefühls) an einen anderen aufwendet‘ (vgl. Jespersens 1. Gegensatzpaar); die „Sprache“ (*language*) dagegen ist ‚die Gesamtheit der von einer gesellschaftlich organisierten Masse von Benutzern der Rede angenommenen und systematisierten Konventionen, um die Verständlichkeit der Rede für alle zu gewährleisten‘ (vgl. Jespersens 3. Gegensatzpaar); die *Rede* also ist ‚ein Wechselspiel persönlicher Aktivitäten‘, die *Sprache* hingegen ‚eine Gesamtheit von Konventionen, ein Schlüssel.‘<sup>14</sup>

<sup>11</sup> A. Gardiner, in *Atti del III Congresso* (s. Anm. 7), S. 345.

<sup>12</sup> H. Palmer, *Memorandum on Problems of English Teaching*, Tokio 1924 (zit. nach O. Jespersen, *Mankind* (s. Anm. 6), S. 11-37).

<sup>13</sup> Vgl. CLG, S. 31.

<sup>14</sup> Vgl. CLG, S. 25-26.

3.3 Charles Bally<sup>15</sup> interpretiert die Saussuresche Dichotomie als Gegensatz von sozialer Sprachmasse (*langue*) und individueller Sprachbenutzung (*parole*) und übernimmt sie formal auch als solche: die *parole* ist „die Sprache in Aktion, die aktualisierte Sprache, *la langue en équilibre et en plein fonctionnement*“. Doch verbindet er mit dieser Unterscheidung eine weitere charakterisierende Opposition funktioneller Art (intellektuell – affektiv bzw. vital; objektiv – subjektiv): die *langue* als organisiertes System enthielte die auf Vermittlung und Verstehen der Gedanken bezogenen Elemente; die *parole* dagegen wäre das Instrument des affektiven Lebens, würde also Gefühl und Tat ausdrücken. Und zwischen beiden gäbe es einen lebendigen Gegensatz, eine wirkliche Auseinandersetzung: durch die affektive Sprache würden dann auch dauernd neue Elemente in die Sprache (*langue*) eindringen.

Damit gibt auch Ch. Bally der Rede nicht die gesamte Bedeutung zurück, die ihr de Saussure als Gegenstand einer möglichen Linguistik-Linguistik genommen hatte (denn selbst die affektive Sprache würde nach Ballys Konzeption in der *langue* von der dazu berufenen *Stilistik* untersucht werden, wogegen die Grammatik den normalen bzw. intellektuellen, der reinen Kommunikation dienenden Aspekt erfaßte), doch füllt er den Graben, den der Meister zwischen Sprache und Rede gezogen hatte, zum Teil wieder auf (denn zwischen ihnen spannt sich beständig die Brücke der affektiven Sprache). Und, was uns noch bedeutsamer erscheint, er verlegt den Gegensatz gewissermaßen in das konkrete Sprechen, in dem sich dann Elemente der *langue* und zugleich der *parole* befänden.

Ein weiterer für die Analyse unseres Problems sehr wichtiger Gedanke Ballys ist der zweier Paragraphen seiner *Linguistique générale et linguistique française*. Die Sprache wäre demnach eine soziale Institution, doch zugleich auch ein in bestimmter Hinsicht autonomes System: „les changements qu'on observe dans un idiome, au cours des temps, résultent en partie d'une orientation nouvelle des esprits, mais le système linguistique, à lui seul, lancé dans une certaine direc-

---

<sup>15</sup> Ch. Bally, *Le langage et la vie*, Paris 1926, S. 142f. Vgl. außerdem: *F. de Saussure et l'état actuel des études linguistiques*, Genf 1913, sowie *Linguistique générale et linguistique française*, Bern 1950<sup>3</sup>.

tion, peut se développer de façon autonome, et, par contre-coup, modeler la pensée collective d'une façon nouvelle."<sup>16</sup>

Heben wir endlich noch Ballys Ansicht zur zeitlichen Relation zwischen den beiden Aspekten der Sprache hervor: die Sprache geht der Rede vom statischen Gesichtspunkt voraus, vom genetischen aber die Rede der Sprache.<sup>17</sup>

Wie es scheint, bezieht er sich damit auf die Entstehung der Sprache schlechthin, doch läßt sich seine Auffassung auch auf jeden Sprechakt verwenden, zumal die „Sprache“ sich beständig im Sprechen erzeugt: jeder Sprechakt ist Realisierung einer vorausgehenden „Sprache“ (System der vorherigen, als Modell dienenden Sprechakte) und wiederum Element einer neuen „Sprache“, eines neuen, etwas anderen Systems, zu dessen Konstituierung er beiträgt. Vom Sprechakt her ergibt sich uns also eine zweifache Perspektive und eine zweifache „Sprache“: eine zur Vergangenheit (Sprachmasse, vorausgehendes System), sowie eine zur Zukunft gehörige („Produkt“, neues System).

3.4 Ganz entsprechend sind Walter Porzigs<sup>18</sup> Ansichten, der *langue* mit *Sprachbesitz*, *parole* mit *Gespräch* wiedergibt und den Terminus *Sprache* dem allgemeinen Phänomen vorbehält. Das *Gespräch* ist dabei *das wirkliche Sprechen*, der *Sprachbesitz* wiederum eine Reihe von *Erinnerungsbildern* und *ingeübten Gewohnheiten*, die im Sprecherbewußtsein, der Bedingung des Sprechens, angesammelt sind. Doch hat Porzig damit eine präzisere Vorstellung von der doppelten Perspektive, die sich aus dem Sprechen ergeben kann, zumal er die Möglichkeit einer Konstituierung der „Sprache“ aufgrund der einzelnen konkreten Sprechakte klar umreißt.<sup>19</sup>

---

<sup>16</sup> Ch. Bally, *Linguistique gén.*, S. 15. Vgl. *CLG*, S. 27-28.

<sup>17</sup> Ch. Bally, *Linguistique gén.*, S. 83. Vgl. *CLG*, S. 30-31.

<sup>18</sup> W. Porzig, *Das Wunder der Sprache*, Bern 1950; 1963<sup>3</sup>, S. 92f. Vgl. *CLG*, S. 24-25, 31 u. 107-08.

<sup>19</sup> „Aber man muß bedenken, daß die Gesamtheit dieser Gewohnheiten ja erst die Voraussetzung ist für das wirkliche Sprechen, das heißt für das Gespräch. Das Gespräch ist als tatsächliches Verhalten zwischen wirklichen Menschen zweifellos eine Wirklichkeit; die Gesamtheit aller Gespräche in einer bestimmten Sprache würde man also wohl als die Wirklichkeit dieser Sprache ansehen können“ (W. Porzig, *Das Wunder der Sprache*, 1950, S. 108).

Für Porzig wäre die „Sprache“ einer Gemeinschaft also einerseits die Summe der hier konkret festzustellenden Redeakte, sowie andererseits die Summe der verschiedenen individuellen Sprachbesitze, oder noch besser der darin *gemeinsame* Teil, der auch die Grundlage des gegenseitigen Verstehens bei den Sprechern abgibt. Mithin erhalten wir drei wohlunterschiedene Entwürfe von „Sprache“: 1. Summe konkreter Sprechakte; 2. Bedingung jedes Sprechaktes, individueller Sprachbesitz; 3. System der Isoglossen, das die Gemeinsamkeiten der einzelnen Sprachbesitze aller Sprecher einer Gemeinschaft vereint (vgl. Jespersen, 3.).

Zu bemerken wäre jedoch, daß der erste dieser Entwürfe, zumindest so, wie ihn Porzig formuliert, bei anderen (und selbst F. de Saussure<sup>20</sup>) eher der *Rede* entspräche. So betrachtet etwa Penttilä<sup>21</sup> als *Rede* die asystematische Gesamtheit dessen, was er „Wörter ersten Grades“ nennt, d. h., wirklich ausgesprochene oder geschriebene Wörter, während die *Sprache* für ihn die syntaktisch geordnete Klasse dieser konkreten Wörter ist, ein überindividuelles System, aus welchem alle rein persönlichen Aspekte der Rede automatisch ausgeschlossen blieben.

3.5 Der Begriff Sprachbesitz tritt dann auch, mit etwas anderen Merkmalen, bei Alan H. Gardiner<sup>22</sup> in Erscheinung, dem Gelehrten, der nach Palmer die Dichotomie *Rede (speech)* – *Sprache (language)* in der englischsprachigen Welt mit der größten Entschiedenheit vertrat. Denn nach Gardiner besteht ein Grundgegensatz zwischen der sprachlichen *Tätigkeit* und einem *Wissen*, das Bedingung und Produkt dieser Tätigkeit zugleich ist.<sup>23</sup> Und während die Sprache offensichtlich einen allgemeinen und abstrakten Charakter besitzt, ist die Rede immer vereinzelt und okkasionell, Projektion

---

<sup>20</sup> Vgl. CLG, S. 31.

<sup>21</sup> A. Penttilä, *Einige Bemerkungen über die Unterscheidung von Sprache und Rede*, in: *Actes du IV<sup>e</sup> Congrès international de linguistes*, Kopenhagen 1938, S. 157-63.

<sup>22</sup> A. H. Gardiner, *The Theory of Speech and Language*, Oxford 1932; 1951<sup>2</sup>, insbes. S. 68-93 u. 106f. Außerdem vgl. man die in Anm. 7 zitierte Kommunikation *The Distinction of „Speech“ and „Language“*.

<sup>23</sup> „*Speech* is thus a universally exerted activity, having at first definitely utilitarian aims. In describing this activity, we shall discover that it consists in the application of a universally possessed science, namely the science which we call *language*“ (A. Gardiner, *The Theory*, S. 62). „*Language* is a collective term, and embraces in its compass all those items of knowledge which enable a speaker to make effective use of wordsigns“ (ibid., S. 88).

in eine bestimmte Wirklichkeit der abstrakten Zeichen der Sprache (der Wörter).<sup>24</sup> Die Rede ist mithin die Tätigkeit des Sprechens im allgemeinen, doch zugleich auch jeder einzelne Akt des Sprechens im besonderen.<sup>25</sup> Sozial bzw. individuell sind damit von sich allein aus noch keine Determinanten, zumal der Sprechakt sozial und individuell zugleich ist.<sup>26</sup> Außerdem ist die sog. „Individualsprache“ (vgl. Jespersen) nicht Rede, sondern Sprache.<sup>27</sup> Die Antithese von Sprache und Rede ist demnach absolut. Jedoch sind Sprache und Rede voneinander abhängig und sogar miteinander verzahnt. Denn einerseits ist die Rede „the sole generator of language“,<sup>28</sup> andererseits wird an jedem Redeakt die Sprache beteiligt.<sup>29</sup> An jedem Sprechakt, an jedem geäußerten Satz haben „facts of language“ teil, d. h. Wörter und grammatische Muster.<sup>30</sup> Doch damit bleibt der Redeaspekt des konkreten Sprechens auf den Satzbau und die Auswahl der von der Sprache bereitgestellten Zeichen beschränkt.<sup>31</sup> Damit kämen wir zu einem sehr viel engeren Begriff der „Rede“

---

<sup>24</sup> A. Gardiner, *The Theory*, S. 87. Vgl. a. Ch. Bally, *Linguistique gén.*, insbes. Kapitel III, S. 77-100.

<sup>25</sup> „Speech as I understand it, and as I can hardly doubt that de Saussure must have understood it, is the momentary, historically unique activity which employs words. Speech occurs when any speaker makes a remark or any author pens a sentence“ (A. Gardiner, *The Distinction*, S. 347 (s. Anm. 7)).

<sup>26</sup> A. Gardiner, *The Theory*, S. 64-65.

<sup>27</sup> „I must confess I feel considerable diffidence in affirming exactly what de Saussure did or did not think, but of this at least I am certain, namely that he would have recognized as great a difference between an individual's „language“ and his „speech“ as he did between the language of the community and the speech of any of its individual members . . . all the varying collections of linguistic material are „languages“, not speech in the sense that de Saussure must have intended the term . . . A „language“ is the stock-in-trade of linguistic material which anyone possesses when he embarks upon „speech“ (A. Gardiner, *The Distinction* (s. Anm. 7), S. 347).

<sup>28</sup> A. Gardiner, *The Theory*, S. 110. Vgl. *CLG*, S. 31.

<sup>29</sup> A. Gardiner, *The Theory*, S. 88f.

<sup>30</sup> A. Gardiner, *The Distinction*, S. 348.

<sup>31</sup> „When I say that certain phenomena in a given text belong to „speech“ and not to „language“, I mean that if you subtract from the text all those traditional elements which must be called elements of language there remains a residuum for which the speaker bears the entire responsibility, and this residuum is what I mean by „facts of speech“ (A. Gardiner, *The Distinction* (s. Anm. 7), S. 349).

(*facts of speech*), der nicht mehr das gesamte Sprechen, sondern nur noch dessen originale und neuartige Seite erfaßte<sup>32</sup> (was Ch. Bally verwarf).<sup>33</sup> Diese Unterscheidung würde dann eine strenge Trennung von Morphologie (Wörter und ihre Formen, Wortkategorien) und Syntax (Sätze und deren Struktur, syntaktische Funktionen) rechtfertigen. Doch sind auch die Satzfunktionen „terms of language“, zumindest als nicht aktualisierte Muster, als „Strukturen“ oder Modelle der Sprache, die noch nicht an einzelne Wörter geknüpft sind: „inasmuch as they are terms of unapplied schemata, of linguistic patterns which might be expressed by algebraic symbols, and which are in language not yet linked up with particular words.“<sup>34</sup>

Nach all diesem nun: nach der Feststellung, daß die „Sprache“ sich nur in der „Rede“ erzeugt; daß im Sprechen „Fakten der Sprache“ mit „Fakten der Rede“ koexistieren; daß die „Sprache“ für sich, als außerhalb und losgelöst von der Rede betrachtet werden kann (wenigstens vom statischen Gesichtspunkt aus), wogegen die Rede nicht außerhalb der Sprache und nicht losgelöst von ihr denkbar ist, zumal diese ihre eigene Form, ihr „Schema“ darstellt, danach also wird einsichtig, daß die zunächst von Gardiner vorgeschlagene Unterscheidung nicht kohärent durchgehalten werden kann. Doch kommt er, obgleich er den dem Gegensatz Sprache–Rede innewohnenden Widerspruch bis in seine letzten Konsequenzen ausführt, darüber nicht zu den für uns einzig kohärenten Schlüssen: 1. entweder ist die Sprache eine reine, *a posteriori* aus dem Sprechen abgeleitete Abstraktion, das System der hier beständig feststellbaren Elemente, und die einzige konkrete sprachliche Wirklichkeit ist das Sprechen, das man, wenn man will, auch „Rede“ nennen kann; 2. oder die „Sprache“ ist mit den *facts of language* identisch, den systematischen und konventionellen sprachlichen Erscheinungen einer Gemeinschaft, und die „Rede“ mit den *facts of speech*, der originalen und neuartigen Seite jedes Sprechaktes, und „Sprache“ und „Rede“ sind zwei am konkreten Sprechen zu unterscheidende Aspekte; 3. oder aber – wenn man die „Sprache“ als etwas dem Sprechen Fremdes betrachtet – die Rede kann auch nicht mit dem gesamten Sprechen identifiziert

<sup>32</sup> „A quite indisputable formulation of my thesis would be that the terms of language [was hier offenbar „Sprache“ als Vermögen bedeutet] and grammar which refer to facts of „language“ are those which are concerned with permanent constitution of words, and that the terms thereof which refer to „speech“ are those which are concerned with *ad hoc* functions of words imposed upon them by the caprice of a particular speaker“ (A. Gardiner, *The Distinction*, S. 349).

<sup>33</sup> Ch. Bally, *Le langage et la vie*, S. 143.

<sup>34</sup> A. Gardiner, *The Distinction* (s. Anm. 7), S. 349. Vgl. CLG, S. 176-77.



werden (in dem ja auch Fakten der Sprache festzustellen sind) und ist dann einem einzigen Aspekt des Sprechens gleichzusetzen, dem des zum ersten Mal in den jeweiligen Sprechakten erscheinenden Konkreten (das Sprechen wäre damit Konvergenz eines „konkretisierten Virtuellen“, der Sprache, und eines „primär Konkreten“, der Rede), oder besser noch einem dem Sprechen selbst externen Moment gleichzusetzen, jenem psychischen Faktor oder Ausdrucksimpuls, der sich mit der Sprache trifft und verbindet, um das Sprechen hervorzubringen.

Wir leiten jedoch aus der scharfsinnigen Analyse Gardiners eine Reihe von Ideen und Feststellungen ab, die bei unserer Fragestellung nur klärend wirken können: 1. die Sprache existiert als „Form“ im Sprechen selbst; 2. die „Fakten der Sprache“ sind konkret nur im Sprechen festzustellen und zu unterscheiden; 3. „Erscheinungen der Sprache“ sind nicht allein die Wörter, sondern auch die syntaktischen Funktionen und Modelle, als „nicht aktualisierte Schemata“; 4. die „Individualsprache“ (das System der Sprechakte bei einem Einzelnen) hat den Charakter einer „Sprache“; 5. das Sprechen ist eine Tätigkeit, die sich auf ein Wissen gründet; 6. es ist möglich und gerechtfertigt, als „Rede“ nur einen Teilaspekt des Sprechens zu bezeichnen; 7. die „Rede“, als „Sprechen“, ist in gewisser Hinsicht „Sprache“, andernfalls nicht einmal Sprechen, nicht eigentliche sprachliche Tätigkeit, sondern etwas ihr Vorausgehendes.

3.6 In diesem letzten Sinne arbeiten dann – mit aller logischen Strenge – Gelehrte wie Sechehaye und Brøndal.

Denn, so macht Sechehaye geltend,<sup>35</sup> wenn die konkrete Rede Realisierung der „Sprache“, also Ausdruck mit sprachlichen Mitteln ist, dann ist sie auch irgendwie schon „Sprache“: daher die Unterscheidung zwischen der „eigentlichen Rede“, dem reinen Ausdrucksimpuls und einem in folgedessen „vorsprachlichen“ Phänomen (vgl. Devoto), sowie der „organisierten Rede“, dem unentbehrlichen Bindeglied zwischen der Sprache als statischem System und der Sprache als „Evolution“.<sup>36</sup>

Viggo Brøndal spricht in einem Werk aus dem Jahre 1932<sup>37</sup> von

<sup>35</sup> A. Sechehaye, *Les trois linguistiques saussuriennes*, in: *Vox Romanica* 5 (1940).

<sup>36</sup> Vgl. dazu das korrigierte Schema bei W. von Wartburg, *Einführung in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft*, Halle 1943; Tübingen 1962<sup>2</sup>, 1970<sup>3</sup>, S. 197.

<sup>37</sup> V. Brøndal, *Morfologi og Syntax. Nye Bidrag til Sprogets Teori*, Kopenhagen 1932.

der „doppelten Weise, auf die die Sprache hervortritt“: als „Norm“ und als „Rede“ (*parole*) bzw. in anderen Termini als „System“ und als „Rhythmus“. Die Norm, bzw. das System der Sprache, sei dabei sozialer und ideeller oder formaler Natur; die Rede, oder der Rhythmus der Sprache, sei individuell und real, d. h. funktionell.<sup>38</sup> Einige Jahre danach jedoch<sup>39</sup> unterscheidet er vier Begriffe statt der drei bei Saussure (*langage = langue – parole*): 1. das „Sprachvermögen“ (*langage*) oder die allgemeine Fähigkeit, Zeichen zu schaffen; 2. das „Sprechen“ (*parole*; aber nicht als *parole = Rede*), d. h. die Tätigkeit des Sprechens, in der unterschieden werden: 3. die „Sprache“ (*langue*) als System symbolischer Zeichen, ‚der Institution, an die der Einzelne gebunden ist und die als Idealsystem, jedem Akt der *parole* zugrundeliegt‘, sowie 4. die „Rede“ (*discours*), ‚die rhythmische, in der Zeit angeordnete und daher irreversible Gesamtheit, eine asymmetrische Verbindung, die dann durch ihren jeweiligen Zweck, durch ihren Sinn bzw. ihre Orientierung, durch ihren beständig vorhandenen Ausdruckswillen bestimmt wird‘, d. h. ganz grundlegend eine Intention. Mit dieser Entwicklung bei Saussure implizierter Begriffe gelangt Brøndal zu einer Auffassung der „Sprache“ als bloß abstrakter Wesenheit, als „norme supérieure aux individus, ensemble de types essentiels que réalise la parole de façon infiniment variable“ und deren systematische Struktur ein „objet autonome“ ist und daher „. . . non-dérivable des éléments dont elle n'est ni l'agrégat ni la somme“<sup>40</sup>. Die „Sprache“ ist damit, wie Hjelmlev sagen würde, nichts anderes als ein „réseau de fonctions“.

3.7 Zu entsprechenden Konzeptionen gelangen – durch Interpretation, Weiterentwicklung oder Überwindung de Saussures oder auf anderen Wegen – eine ganze Reihe weiterer Gelehrter, so Sprachpsychologen wie Delacroix (nach ihm ist die Sprache ein „en-

---

<sup>38</sup> „Während die Norm oder das System der Sprache sozial ist und rein ideeller oder formaler Natur, ist die Rede oder der Rhythmus der Sprache individuell und realer oder funktioneller Natur“ (V. Brøndal, *Morfologi og Syntax*, S. 6).

<sup>39</sup> V. Brøndal, *Langage et logique*, in: *La Grande Encyclopédie Française*, Paris 1937; später in: *Essais de linguistique générale*, Kopenhagen 1943, S. 49-71; darin insbes. das Kapitel *Formes du langage*, in *Essais* auf den S. 53-58.

<sup>40</sup> V. Brøndal, *Linguistique structurale*, in: *AL* 1 (1939); später wieder in den *Essais* (s. Anm. 39), S. 90-97. Vgl. *CLG*, S. 26-27, 38, 169.



semble de conventions linguistiques qui correspond à un niveau d'esprit, à un moment du développement de l'esprit et de la civilisation“, „une forme idéale qui s'impose à tous les individus d'un même groupe social“)<sup>41</sup> oder auch Bühler (die Sprachen sind „Systeme von Sprachgebilden“, diese sind Species, „platonisch gesprochen ideenartige Gegenstände, . . . logistisch gesprochen Klassen von Klassen wie die Zahlen“)<sup>42</sup> und strukturalistische sowie funktionalistische Sprachwissenschaftler, wie die Phonologen der Prager Schule, insbesondere Trubetzkoy, für den die „Sprache“ Sprachbesitz ist, im Bewußtsein der Sprecher veranlagtes Sprachvermögen („Das Sprachgebilde [*langue*] besteht im Bewußtsein aller Mitglieder der gegebenen Sprachgenossenschaft und liegt unzähligen konkreten Sprechakten zugrunde.“) und zugleich abstraktes System von Funktionen, oder, besser gesagt, von Normen und Regeln („Das Bezeichnete [*signifié*] des Sprachgebildes sind dagegen abstrakte Regeln – syntaktische, phraseologische, morphologische und lexikalische. Denn selbst die Wortbedeutungen, so wie sie im Sprachgebilde bestehen, sind nichts anderes als abstrakte Regeln oder Begriffsschemen . . .“, „Da das Sprachgebilde aus Regeln oder Normen besteht, so ist es im Gegensatz zum Sprechakt ein System oder, besser gesagt, mehrere Teilsysteme.“)<sup>43</sup> Doch bleibt bei allen – im- oder explizit – die Identifizierung von „sozial“ und „systematisch“ (strukturell, funktionell) bestehen.

3.8 Schließlich hat auch W. von Wartburg – der unserer Auffassung nach unter den Sprachwissenschaftlern des 20. Jahrhunderts einer der strengsten Saussureaner ist, weil er sich gerade um die Lösung, die Versöhnung und Überwindung der Saussureschen Antinomien, ohne sie entkräften zu wollen, bemüht, und insbesondere um die Antinomie Synchronie–Diachronie, um einen echten „historischen Strukturalismus“ bzw. diachronischen Strukturalismus zu schaffen, und weil er sich für eine Reformierung und Entwicklung des Saussureanismus durch Einbezug der revolutionären

<sup>41</sup> Henri Delacroix, *Le langage et la pensée*, Paris 1930, S. 2-3. Vgl. CLG, S. 25-26.

<sup>42</sup> Karl Bühler, *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*, Jena 1934, Stuttgart 1965<sup>2</sup>, S. 59-64.

<sup>43</sup> N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge der Phonologie*, Prag 1939, Göttingen 1962<sup>3</sup>, S. 5-6.

Thesen von Gilliéron und Schuchardt (Geschichte des Systems – Geschichte der Wörter) sowie der bedeutsamsten Aspekte des sprachwissenschaftlichen Idealismus einsetzt (Sprache als soziale Institution – Sprache als individuelle Schöpfung): alles mit unbestrittenem Erfolg – es unternommen, ebenso die grundlegende Antinomie von *langue* und *parole* aufzulösen,<sup>44</sup> hat dabei aber allein eine Betonung der Interdependenz beider Seiten der Sprache erreicht. Und Wartburgs Bestimmungen entfernen sich dann auch nicht sehr von den vorher erwähnten. Die *Rede* ist für ihn individuelle Tätigkeit, echte *énérgiea*, okkasionelle Verwendung der Sprache von Seiten des Einzelnen, ‚individuelle Auswertung und Anwendung des Systems‘ und zugleich psycho-physisch-physiologische Aktivität, welche diese Auswertung gestattet.<sup>45</sup> Die *Sprache* dagegen sei sozial, allgemein und systemhaft, ‚überindividuelles Sprachgut‘, ‚Summe aller Wortbilder und Assoziationen, die bei sämtlichen Individuen zusammen aufgespeichert sind‘; sie ist „ein gesamtes und in sich geschlossenes Ausdruckssystem, das virtuell in der Gesamtheit der Individuen lebt“, ein „*érgon*, ein Werk, ein allumfassendes geistiges Gut, in dem und von dem alle Angehörigen einer Sprachgemeinschaft geistig leben“, „ein rein seelisch-geistiger Gegenstand, unabhängig von der physiologisch-physischen Tätigkeit der Sprechwerkzeuge.“ Die Sprache ist damit „das gesamte Ausdruckssystem, das innerhalb einer gewissen Gemeinschaft von Menschen als Verständigungsmittel dient“, „ein soziales Gut oder, besser gesagt, eine allen Angehörigen einer Sprachgemeinschaft eigene und gemeinsame Disposition.“ Die *Rede* entspreche dabei dem Individualgeist, die *Sprache* dem der Gemeinschaft.

Alle dieser Auffassung eigenen Widersprüche sind offensichtlich, vor allem aber die Identifizierung von so verschiedenen Begriffen wie Summe und System, sowie Gut und Fähigkeit. Und auch der Rückgriff auf so zweideutige und willkürliche Gegensatzpaare wie „Individualgeist“ – „Gemeinschaftsgeist“ kann wissenschaftlich nicht überzeugen, zumal solches von der alten und aufgegebenen Paarung „Einzelseele“ – „Gemeinschaftsseele“ nicht weit entfernt

---

<sup>44</sup> W. von Wartburg, *Einführung* (s. Anm. 36), S. 5-7, u. insbes. S. 196-97.

<sup>45</sup> Vgl. *CLG*, S. 24, 31-32.

ist.<sup>46</sup> Jedoch finden wir auch bei Wartburg Ansichten, die unserer Auffassung nach an die Wurzeln des Problems rühren: 1. „Der Impuls zur Rede [*Rede* bei Devoto, „eigentliche“ *parole* bei Sechehaye, *discours* bei Brøndal] ist außersprachlich.“; 2. „Die Rede geht vor sich nach den Regeln der Sprache.“ und 3. *die Sprache zeigt sich und erscheint konkret nur in der Rede (im Sprechen)*<sup>47</sup>; vgl. Gardiner 1. und 2.

3.9 Nur am Rande mit unserer Problematik zu tun haben, weil mit Widersprüchen anderer Art behaftet, die Lehren, in denen der Standpunkt vertreten wird, daß einem theoretischen auch ein methodischer Monismus entsprechen müsse und daß die Sprachwissenschaft als Wissenschaft (die historische Sprachwissenschaft) sich mit der Sprachwissenschaft als Philosophie (der Sprachtheorie) zu identifizieren habe. Das sind idealistische Lehren wie die von Croce und Voßler, welche bei der Sprache ausschließlich die subjektive Seite anerkennen, d. h., was man in Saussureschen Termini *parole* nennen würde. Diese idealistische Richtung hat ihre tieferen Wurzeln in G. B. Vico und in J. G. Herder, sowie ihre noch jüngeren theoretischen Grundlagen in der berühmten Humboldtschen Bestimmung der Sprache als *enérgeia* oder *Tätigkeit*, d. h. als schöpferische Tätigkeit des Geistes. Humboldt jedoch war nie auf einen solchen absoluten Subjektivismus verfallen und auch dem Erfordernis nicht ausgewichen, in der Sprache eine Bipolarität, eine dialektische Bewegung zwischen dem Subjektiven und dem Objektiven, dem Individuellen und dem Interindividuellen bzw. Überindividuellen, zwischen *enérgeia* und *érgon*<sup>48</sup> zu erkennen. Croce nun<sup>49</sup> meint diese „Insuffizienz“ Humboldts überwinden zu können, indem er die Sprache mit dem Ausdruck, sowie demzufolge mit der Dichtung, und von seinem Standpunkt aus ganz kohärent die Sprachwissenschaft mit der Ästhetik identifiziert. Wir finden uns hier aber, wie auch an anderen Punkten in Croces Theorie, semantischen Konventionen gegenüber, die als bewiesene bzw. beweisbare theoretische Wahrheiten dargeboten sind. Denn es handelt sich

---

<sup>46</sup> Vgl. dazu O. Jespersen, *Mankind* (s. Anm. 6), S. 20-21.

<sup>47</sup> „Nur durch das Medium der Rede können wir ihr [*der Sprache*] näherkommen. Sie tritt immer nur in Teilstücken in Erscheinung. Es ist gewissermaßen so, daß das Gesamte der Sprache dauernd in Dunkel gehüllt ist, daß aber jeweils der Teil von ihr konkret wird, der durch den Lichtkegel der Rede herausgehoben wird. In diesem Sinne löst sich die Meinungsverschiedenheit über den konkreten oder abstrakten Charakter der Sprache“ (W. von Wartburg, *Einführung* (s. Anm. 36), S. 196, Anm. 1).

<sup>48</sup> G. Nencioni, *Idealismo e realismo nella scienza del linguaggio*, Florenz 1946, S. 109-10.

<sup>49</sup> B. Croce, *Eстетica come scienza dell'espressione e linguistica generale*, Bari 1941<sup>7</sup>; insbes. Kapitel XVIII, S. 153-166. Auch in verschiedenen späteren Werken.

hier nicht um „Sprache“ und um „Sprachwissenschaft“ als Gegenstände, sondern nur darum, was Croce „Sprache“ und „Sprachwissenschaft“ *nennt*. Diese beiden Begriffe werden von ihm also nur im eingeschränkten Sinne verwendet (Croce *nennt nicht* „Sprache“, sondern nur „praktische Auswirkung“ oder „bloßen Klang“, was nicht dichterischer Ausdruck ist, und *nicht* „Sprachwissenschaft“, sondern einfach „Lehrtigkeit“, was nicht Theorie der Sprache, *seiner* „Sprache“, d. h. Ästhetik ist), so wie auch der Terminus „Ausdruck“ bei ihm das meint, was besser „Äußerung“ hieße (vgl. Bühlers *Kundgabe*), d. h., nur eine Funktion des sprachlichen Ausdrucks trifft. Hier liegen mithin Bedeutungsbestimmungen vor, die zwar bei der Interpretation und der Erfassung des Croceschen Systems ihre Gültigkeit haben, aber sonst nicht. Weiter sagt uns Croce, daß die allgemeine Sprachwissenschaft „in dem, was sie der Philosophie annähert“ und „als wahre Wissenschaft“ mit der Ästhetik identisch sei. Doch ist „ein der Philosophie entlehnter Wissenschaftsaspekt“ = „wahre Wissenschaft“ bereits eine weitere Bedeutungsbestimmung, die man wiederum annehmen oder verwerfen mag. Schließlich können und müssen wir annehmen, wenn die Wissenschaft vom Ausdruck, und zwar vom *ganzen* Ausdruck, „Ästhetik“ *heißt*, daß mit ihr dann auch die Wissenschaft von der Sprache“ (von dem, was Croce „Sprache“ *nennt*) oder, besser gesagt, die von Croce *sog.* „Wissenschaft von der Sprache“ mit ihr identisch ist, nicht aber notwendig auch, daß mit dieser „Ästhetik“ all das identisch sei, was andere, und in erster Linie die Sprachwissenschaftler selbst, „Sprachwissenschaft“ *nennen*. Diese nämlich enthält auch nicht philosophisch zu motivierende Aspekte. Und das eigentliche Problem der „Sprachwissenschaft“ ohne Zusätze (wie stellt sich Sprache dar?, wie erscheint sie?) ist von dem der „Sprachwissenschaft als Philosophie“ bzw. der „Sprachphilosophie“ (was ist die Sprache?) wohlunterschieden. Dazu arbeitet alle Wissenschaft notgedrungen mit Verallgemeinerungen, d. h. mit Abstraktionen, mit „Formalisierungen“. Und wenn Croce daher mit seiner Bezugnahme als Sprachphilosoph auf die sprachliche Wirklichkeit, das *Sprechen*, voll im Recht ist, dann hat auch Saussure seine guten Gründe dafür, wenn er vom Sprachwissenschaftler fordert, sich als Wissenschaftler auf die Abstraktionsebene zu beziehen, die wir *Sprache* nennen (womit freilich nicht gesagt sein soll, er müsse das konkrete Sprechen ignorieren oder beiseitelassen, aus dem er ja seine Verallgemeinerung gewinnt), auf die Ebene des Sprachsystems also, das auch Croce irgendwie als dem individuellen Ausdruck gegenübergestellt sieht, allerdings als „empirische Konstruktion ohne reale Existenz“. Hiermit können – in leicht modifizierter Form („eine Abstraktion ohne konkrete Existenz“) – wohl die meisten Sprachwissenschaftler einverstanden sein, doch wird niemand unter ihnen deswegen seine Arbeit abwerten wollen, zumal gerade diese Abstraktion weithin den Gegenstand der Sprachwissenschaft bildet, zumal derartige Abstraktionen auch alle die *sog.* „sozialen Institutionen“ ausmachen und mit entsprechenden Abstraktionen ebenso eine ganze Reihe von Wissenschaften arbeitet, welche dies nur sind, weil sie sich mit einer bloßen Erfassung und Klassifizierung des sich unmittelbar der Betrachtung darbietenden konkreten Materials nicht

begnügen. Damit verfiel Croce in seinem berechtigten Einspruch gegen die „materialistische“ Betrachtung der Sprache als autonomer Realität, als von deren einzelnen Sprechern unabhängigen Organismus, auf das andere Extrem, d. h. die Auffassung der Sprache als rein subjektiven Phänomens, und mußte der Sprache als System jegliche Objektivität abrechnen. Aber Objektivismus – so wandten schon andere ein – heißt ja noch nicht „Materialismus“ (die „Sprache“ ist hier nur ein immaterieller, abstrakter „Gegenstand“), und der philosophische Idealismus ist daher auch ohne theoretischen Kompromiß vollkommen mit dem Objektivismus und sogar dem linguistischen Strukturalismus vereinbar.<sup>50</sup>

Da Croce aber bei der Sprachphilosophie blieb, brauchte er seine Position auch nicht berichtigen, was er jedoch mit Sicherheit getan hätte, wenn er auch in die historische Sprachwissenschaft hineingegangen wäre, wie das seinem Freund und Schüler Karl Voßler zufiel. Dieser nämlich ging in seinen frühen Werken<sup>51</sup> von einem kompromißlosen Croceanismus aus, um dann in einigen späteren Arbeiten<sup>52</sup> zu einer sehr viel versöhnlicheren Haltung zu gelangen, die schon seine Aufgabe als Sprachwissenschaftler forderte.<sup>53</sup> Zunächst nämlich betrachtet Voßler als einzigen Gegenstand der Sprachwissenschaft die *parole* (genauer die poetische *parole*) und bringt dann eigentlich eine Begriffsbestimmung vor, wie schon Croce, nach der die Wissenschaft von der Sprache der vom Stil gleich käme (Sprachwissenschaft = Stilistik) und alle nicht-ästhetische Arbeit aus der Sprachwissenschaft (d. h. der „wahrhaften Sprachwissenschaft“ = der Ästhetik) in die Kulturgeschichte überginge. Doch gelangt er hernach zu einer Reihe von Gegensatzpaaren wie diesen: ästhetischer bzw. kreativer Aspekt – historischer bzw. evolutiver Aspekt, Vereinigung – Differenzierung, Individuum – sprachliche Umgebung usw. (die z. T. Rückkehr zu Humboldt bedeuten, z. T. auch uneingestandene Konzessionen an de Saussure) und kommt schließlich sogar zu der Annahme einer *langue*, die „in abstracto . . . als ein System von Leitungen“ sowie „als ein Medium . . . , das zwischen dem Einzelnen und seiner Sprachgemeinde vermittelt“ denkbar sei.<sup>54</sup>

Zwar möchten wir nicht wie Jaberg etwa<sup>55</sup> sagen, daß „das ganze Verdienst des Idealismus eher in einem negativen Moment liege, in dem nämlich, was er der Sprachwissenschaft entzog, als in einem positiven, in dem, was er ihr zuführte“, weil uns dann die Aufwertung der Literatursprache, das

---

<sup>50</sup> G. Nencioni, *Idealismo e realismo*, S. 110.

<sup>51</sup> K. Voßler, *Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft*, Heidelberg 1904, sowie *Sprache als Schöpfung und Entwicklung*, Heidelberg 1905.

<sup>52</sup> Die meisten darunter in: *Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie*, München 1923.

<sup>53</sup> Vgl. G. Nencioni, *Idealismo e realismo*, pass. u. insbes. Kap. IV, S. 45–62, sowie Kap. V, S. 65–79.

<sup>54</sup> K. Voßler, *Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie*, S. 203.

<sup>55</sup> Vgl. G. Nencioni, *Idealismo e realismo*, S. 70.

Emporblühen der Stilstudien und auch die im engen Zusammenhang mit der Kultur- und Geschmacksentwicklung verfaßten Sprachgeschichten eines Besseren belehrten; doch ist wohl unbestreitbar, daß die idealistische Sprachwissenschaft sehr wenig zur Erhellung der Beziehung von *Rede* und *Sprache* beitragen konnte, die weder ein falsches noch unbedeutendes, sondern geradezu das Problem der Herausbildung einer sich ihres Gegenstandes voll bewußten Sprachwissenschaft darstellen.

Ebensowenig kann als bedeutender Beitrag gewertet werden, was Giulio Bertoni<sup>56</sup> in verschiedenen Werken eher „idealisiert“ denn idealistisch der Saussureschen Dichotomie (*langage* = *langue* – *parole*) als offensichtlich monistische Konzeption einer einzigen Wirklichkeit entgegensetzen möchte – den „konkreten Ausdruck“ –, der sowohl in seiner Gesamtheit als aber auch in seiner subjektiven, schöpferischen bzw. ästhetischen Seite erfäßbar sei, dem sog. „Sprachkönnen“ (*linguaggio*), bzw. in seiner objektiven, instrumentalen Seite, der sog. „Sprache“ (*lingua*). Das „Sprachkönnen“ läge hier in der Denktätigkeit, wäre mithin „das ästhetische Moment des Denkens selbst,“ und käme zum Ausdruck „im Akzent, im Klang, im Ton und in der Färbung, die bei jedem Einzelnen die Sprache annimmt.“ Die objektive Seite wäre dann „das gedachte Denken“, „die Kultursprache, die instrumentelle Sprache, diejenige, die jedem zur Verfügung steht und ganz verschieden erfäßt werden kann, als etwas Physisches, etwas Soziales oder auch als Kommunikationsmittel, etc.“<sup>57</sup> Die „wahrhafte Sprache“ wäre also die „Individualsprache“, und die Abstrahierung einer lateinischen, italienischen o. a. „Sprache“ zwar didaktisch, aus praktischem Nutzen oder empirischer Bequemlichkeit berechtigt und legitim, liefe aber wissenschaftlich-spekulativ auf einen Irrtum hinaus. Diese Auffassung Bertonis ist nun als widersprüchlich, zumal als nicht-croceanisch (oder nicht voll croceanisch) von B. Croce<sup>58</sup>, sowie als sprachwissenschaftlich inkohärent insbesondere von G. Nencioni<sup>59</sup> kritisiert worden. Und in der Tat begreift man nicht recht, wie weit Bertonis „Sprachkönnen“ mit Croces ganzem *linguaggio* übereinstimmt, wie weit es sich bei ihm um das aktive Denken überhaupt handelt und wie weit endlich es der Saussureschen *parole* oder einigen ihrer Aspekte (Tonfall, Akzent des Sprechers, usw.) gleichkommt. Andererseits bleibt auch die theoretische Begründung der „Sprache“ bei ihm unbefriedigend; denn die Sprachwissenschaft wäre wohl ein etwas seltsames Gebilde, wenn ihr

<sup>56</sup> G. Bertoni, *Programma di filologia romanza come scienza idealistica*, Genf 1922; *Breviario di neolinguistica*, Modena 1928, Teil I: *Principi generali*, insbes. Kap. I u. II, S. 9-40; *Introduzione alla filologia*, Modena 1941. Vgl. ferner dessen Artikel *Linguaggio* in: *Enciclopedia italiana*, Bd. XXI, S. 199f.

<sup>57</sup> G. Bertoni, *Introduzione alla filologia*, S. 10f.

<sup>58</sup> B. Croce, *La filosofia del linguaggio e le sue condizioni presenti in Italia*, in: *La critica* 39 (1941), später in: *Discorsi di varia filosofia I*, Bari 1945, S. 235-50.

<sup>59</sup> G. Nencioni, *Idealismo e realismo* (s. Anm. 48), bes. Kap. II, S. 17-26.



Gegenstand aus einem „Irrtum“ resultierte. Zudem wäre diese so sorgsam konstituierte „Sprache“ ein in gewisser Hinsicht materieller oder natürlicher Gegenstand („lingua naturale“) und könnte eben auch naturwissenschaftlich betrachtet werden. Doch scheint uns gut, bei Bertoni den nach uns grundlegenden Gedanken seiner Konzeption festzuhalten, d. h., daß die primäre Wirklichkeit der Sprache der konkrete Ausdruck ist, auf dem die Sprachwissenschaft ihre unabdingbaren Abstraktionen aufbaut. Jedoch bedeutet dies für uns nicht, daß derartige Abstraktionen im Bewußtsein der Sprecher als jederzeit aktualisierbare Virtualitäten etwa nicht existieren.

Croces und Bertonis Lehren haben ganz eindeutig zu einer Erneuerung und Belebung der sprachwissenschaftlichen Arbeit vor allem in Italien beigetragen und daher auch bei der theoretischen Einstellung vieler italienischer Linguisten ihre Spuren hinterlassen. Und vielleicht ist dabei Bertonis Theorie den Sprachwissenschaftlern weiter entgegengekommen als die Croces (zumal auch die weniger kohärenten Theorien nicht immer auch die weniger fruchtbaren sind). Im ganzen jedoch sind beide überwunden, und dazu hat auch der Vergleich mit den Saussureschen Lehren ständig beigetragen. Denn heute machen selbst diejenigen, die sich nicht direkt mit Sprachtheorie befassen und formal Bertonis Standpunkt übernehmen,<sup>60</sup> Anleihen bei anderen Theoretikern und begreifen die Sprachen schließlich auch als „soziale Institutionen“, als „Faktensysteme“, als „historische Bestimmungen des Sprachvermögens“, betrachten das ästhetische Moment als „Eingangsmoment“ der Sprache und unterstreichen dann lediglich „die Notwendigkeit, die Sprachwissenschaft mit einer Sektion zu verbinden, die sich des ästhetischen Moments“ des Sprachvermögens als „bestimmenden Faktors der Sprachentwicklung annimmt“.<sup>61</sup>

3.10 Der Begriff der „Sprache“ als historische Bestimmung des Sprachvermögens ist dann in mancherlei Werken und Vorlesungen von Antonino Pagliaro<sup>62</sup> sehr schön entwickelt worden. Er geht zutreffend aus von der konkreten Wirklichkeit des einzelnen Sprechers und der Auffassung der Sprache als Erkenntnistätigkeit und kommt dann zu einer *Sprache* als „objektiver Projektion und zugleich technischer Voraussetzung“ aller sprachlichen Tätigkeit. Diese „Sprache“ gehört zum Individuum wie auch zur Gemein-

---

<sup>60</sup> Vgl. z. B. Carlo Battisti, *Alle fonti del latino*, Florenz 1945, Kapitel I, S. 5f. Ferner G. Bottiglioni, *Il problema glottologico nei suoi orientamenti*, Bologna 1946 (aus: *Rendiconto delle sessioni della Accademia delle scienze dell'Istituto di Bologna, Classe di scienze morali*, Reihe IV, Bd. 9), S. 33-34.

<sup>61</sup> C. Battisti, *Alle fonti del latino*, S. 5f.

<sup>62</sup> A. Pagliaro, *Sommario di linguistica arioeuropea*, Bd. I, Rom 1930; *L'unità arioeuropea*, Rom 1942; sowie insbes. *Corso di glottologia*, Rom 1950, Teil I, *Questioni teoriche*, Kap. IV, S. 57-103, aus denen wir hier zitieren.

schaft und stellt sich im Individuum selbst noch als *Alterität* dar, als etwas, das auch zu anderen gehört; sie ist „faßbare Objektivierung der sprachlichen Aktivität einer menschlichen Gemeinschaft in Raum und Zeit.“<sup>63</sup> Auch in der *Zeit*, zumal die sprachliche Einheit nicht allein synchronisch, sondern auch diachronisch, Kontinuität ist. Die Sprache ist dabei „eine der typischsten Bedingungen“ des Zusammenhaltes aller Systeme, „in denen das historische Dasein des Menschengeschlechts sich verwirklicht.“ Als Einheit ist die „Sprache“ zwar ein System aus Elementen und Relationen und steht als solches anderen Sprachen gegenüber, doch bleibt innerhalb des Systems „eine erhebliche Freiheit für die Äußerungen der Rede“, also der Kreativität des Einzelnen, da das System nur der Willkür Grenzen setzt. Schließlich hat auch jedes System seine besondere Prägung, aufgrund der Vielfalt der Unterscheidungen und des Erkennens, die sich bei den Sprachen im phonologischen System, im lexikalischen und morphologischen Zeichen, sowie im semantischen System zeigt, das jeweils eine spezifische Klassifizierung des Wirklichen und einen spezifischen Grad der Abstraktion in der Klassifikation selbst wiedergibt.<sup>64</sup>

Deutlich wird dabei, wie Pagliaro sich dem Strukturalismus nähert, wenn er die „Sprache“ als objektives System begreift, das von ihm allerdings in die Geschichte, als Äußerung der Einheit und des Zusammenhaltens einer menschlichen Gemeinschaft, projiziert wird. Aber ist es ein konkretes System? Oder existiert es allein in dem Bewußtsein des sprachlichen und geistigen Zusammenhalts, das bei den Sprechern feststellbar ist? Denn ganz offensichtlich konkretisiert sich dies System, um ein Bild von Wartburgs zu gebrauchen, nur in dem „Lichtkegel“ der Sprechakte. Wir nehmen daher an, daß auch Pagliaro dieses zugeben müßte, zumal für ihn sogar der einzelne Sprechakt nicht bloß ein *Sprech-*, sondern auch ein

---

<sup>63</sup> „Denn ihrer Entstehung und Struktur nach ist die Sprache gerade die Objektivierung aller der Formen, in denen sich die sprachliche Aktivität einer menschlichen Gemeinschaft in Zeit und Raum äußert. Sie ist damit der vielleicht bezeichnendste und bedeutsamste Aspekt jenes Aus-sich-Herausgehens, um sich in dauerhaften Formen zu verwirklichen, das dem Menschen schon seiner Natur nach eignet“ (A. Pagliaro, *Corso di glottologia* I, S. 61).

<sup>64</sup> Vgl. *CLG*, S. 155-69.



*Sprachakt* ist. Denn für ihn „steht der Einzelne nicht zur Gesamtheit im Widerspruch, sondern ist selbst schon Gesamtheit,“<sup>65</sup> und „die Sprache stellt für den Einzelnen ein konkretes, historisches Universelles dar, in dem er sich als Sprechender verwirklicht.“<sup>66</sup>

4.1 Die bisher dargestellten Auffassungen, die zwar alle nach de Saussure entstanden und sich zum großen Teil sogar erklärtermaßen an ihn anlehnen, aber noch nicht einmal alle bislang formulierten darstellen, weisen, wie gesehen, offensichtliche und erhebliche Divergenzen bei der Definition der beiden grundlegenden Begriffe, *langue* und *parole*, auf. Denn es erscheinen hier eine ganze Reihe von Gegensatzpaaren, aber das fast nie in völlig übereinstimmenden Termini.

4.2 Worauf sind diese Divergenzen nun zurückzuführen? Zunächst wohl auf die Verschiedenheit der Standpunkte und der ihnen entsprechenden Ebenen.

Einige betrachten die Sprache zuallererst in ihren äußerlichen Bestimmungen, ihrer Existenz im Individuum und in der Gemeinschaft, und kommen demnach zu Oppositionen wie: individuelle Seite – soziale Seite; individueller Sprachbesitz – sozialer Sprachbesitz; individuelle Sprechakte – allgemeiner Sprachgebrauch; individuelle Handlungen – soziales Gut bzw. soziale Institution; individuelle Handlungen – historisches Gemeinschaftsprodukt. Andere dagegen sehen die Sprache in ihrer „Gestaltung“ und stellen daher den okkasionellen Aspekt dem allgemeinen gegenüber, die Einzigkeit der Wiederholung, das Asystematische dem Systematischen, die Verwirklichung dem System, den Ausdrucksimpuls dem funktionellen System. Und wieder andere fassen die Saussuresche Unterscheidung als mit der von Humboldt (*enérgeia-érgon, Tätigkeit-Werk*) identisch auf und stellen deswegen die Sprechfähigkeit dem Sprachprodukt gegenüber, bzw. kehren Humboldts Opposition sozusagen um: Sprachkönnen – Tätigkeit, Sprachbesitz – Sprechen,

---

<sup>65</sup> A. Pagliaro, *Corso di glottologia*, Teil I, S. 61. Dieser historisch-semantischen Sicht der *Sprache* kommt im wesentlichen auch die Auffassung E. Ottos nahe, der unabhängig von de Saussure in der Sprache den zugleich individuellen und sozialen *Sprachakt* und die *Sprache* als historisch gewordenes Kulturprodukt unterscheidet (vgl. a. die Anm. 7 zit. *Atti*, S. 353).

<sup>66</sup> A. Pagliaro, *L'unità arioeuropea*, zit. nach G. Nencioni, *Idealismo e realismo*, S. 79.

Sprachbesitz – sprachliches Funktionieren, Instrument – Gebrauch; bzw. besser noch, sehen die *Rede* als ein Bindeglied zwischen den beiden „Sprachen“ (Voraussetzung – Sprechfähigkeit – Produkt). Gewisse andere sind der Meinung, die Opposition liege zwischen Konkretem und Abstraktem (Materiellem – Formalem, Realem – Ideellem, Effektivem – Virtuellem bzw. Potentiellem); manche stellen dem Psychophysischen das rein Psychische gegenüber (psychophysische Wirklichkeit des Einzelnen – psychische und soziale Wirklichkeit), und manche das Subjektive dem Objektiven, die Freiheit den Regeln, dem sozialen Zwang, oder in Betonung besonderer Funktionen der Sprache die Expressivität der Konventionalität, den Affekt- und Willensaspekt dem der Kommunikation. Weitere Diskrepanzen ergeben sich aus der Ungleichheit der Abstraktionsgrade, die einer Definition der „Sprache“ zugrundegelegt werden (denn hier bewegt man sich vom System konkreter Wörter bei Penttilä bis zum „Netz der Funktionen“ bei Hjelslev), bzw. aus der gelegentlichen Definition der *langue* in Hinsicht auf die *parole* sowie auch der *Rede* im Hinblick auf die *Sprache* (und hier liegt keine müßige Frage der Priorität vor, zumal vor allem das Konzept der *langue* sich notwendig je nach der bevorzugten Perspektive auch wandelt), oder sie ergeben sich aus besonderen Bedeutungsfestlegungen, wie etwa denen, wo „abstrakt“ mit „irreal“ (Croce, Bertoni) oder auch „konkret“ mit „objektiv“ (Pagliaro) gleichgesetzt werden. Dazu noch kann eine historische Sichtweise eingeführt werden, wie bei Pagliaro, die der allgemein synchronischen Auffassung der Mehrheit entgegensteht, und auch die verschiedenen Standpunkte können sich überlagern, wobei dann nicht-korrelative Erscheinungen einander gegenüberstehen (z. B. Tätigkeit-System), oder sie können sich bei der Bestimmung der zu definierenden Begriffe auch miteinander verbinden und assoziieren. So z. B. enthalten fast alle Definitionen die soziale Dimension, doch während einige wenige Gelehrte diese auch beim Individuum und seinen Handlungen noch sehen (so Jespersen, Gardiner, Pagliaro und Otto), stellen andere ein abstraktes und asoziales Individuum der Gesamtheit gegenüber, welches dann nicht mehr als Element in sie eingeordnet ist.

Auf diese Weise verleiht man den beiden Begriffen schließlich – auch widersprüchlich – einen ganz verschiedenen Geltungsbe-

reich. Denn die *Rede* wird für manche der bloße Ausdrucksimpuls (Sechehayé, Brøndal), für andere ist sie identisch mit dem Sprechakt (Jespersen, Gardiner) oder dessen Hervorbringung (Palmer, Bertoni); oder sie umfaßt alle individuellen Sprechakte vor allem in vitaler, affektiv-willensmäßiger Hinsicht (Bally), bzw. als nicht-systematische Vorgänge (Penttilä); oder sie erscheint als deren materielle und psychische Seite; und für andere wieder ist sie dasselbe wie individueller Sprachbesitz oder -gebrauch (Jespersen), oder sie wird mit dem jedesmal Neuen und Nichtdagewesenen der Sprechakte gleichgesetzt. Die *Sprache* andererseits ist Voraussetzung des Sprechens, ist dann „Produkt“ des Sprechens schlechthin bzw. das systematisch betrachtete „Produkt“ selbst. Für die einen ist sie der individuelle Sprachbesitz, für andere der sog. soziale Sprachbesitz; sie ist das abstrakte System, das das Sprechen steuert, bzw. das dem Materiellen entgegengesetzte Geistige an der Sprache, das dem Konkreten gegenüberstehende Virtuelle; sie ist Summe bzw. irgendeine Summe von Sprechakten (vgl. Porzig bzw. die ‚Materialsammlungen‘, von denen Gardiner spricht), oder auch System von Sprechakten bzw. das System der Normen und Konventionen, das das Sprechen bestimmt und in den konkreten Sprechakten verwendet wird. Daher erscheinen nun *langue* und *parole* als Begriffe mit variablem Geltungsbereich: was bei dem einen *langue* ist, wird – wenigstens zum Teil – *parole* bei anderen, und umgekehrt; und dabei ergeben sich in den einzelnen Auffassungen noch unvermeidliche, mehr oder minder große Inkohärenzen.

4.3 Während alle Diskrepanzen letztlich auf die Unterschiedlichkeit der eingenommenen Standpunkte zurückgehen, sind die Inkohärenzen von einer ganzen Reihe tieferliegender Gründe bedingt, die z. T. die Fragestellung und z. T. die Grundlage des Problems selbst betreffen: 1. von der Tatsache, daß die Unterscheidungen von einer abstrakten, aprioristisch als organische, sich auf verschiedenen Ebenen darstellende Wesenheit konzipierten Sprache ausgehen; 2. der Neigung, *Sprache* und *Rede* als zwei autonome Realitäten und zwei Komponenten des Sprachkönnens aufzufassen; 3. der Unzureichendheit der Dichotomie selbst, die entweder die komplexe Wirklichkeit der Sprache nicht voll erfaßt oder notwendigerweise Heterogenes unter einer und derselben Rubrik vereinen muß; 4. der Überlagerung der verschiedenen Standpunkte, bei entspre-

chender Gegeneinandersetzung nicht-korrelativer Ebenen; 5. der Tatsache, daß vom Umfang her solche Begriffe wie „Sprachbesitz“, „Sozialaspekt der Sprache“, „(funktionelles) System“ als gleichwertig angesehen werden (was natürlich einen Folgesatz zu 4. darstellt).

5.1 Aus der Analyse und der Kritik der einzelnen oben vorgeführten Lehren ergab sich uns folgendes: 1. ganz konkret existiert die Sprache nur und ausschließlich als *Sprechen*, als Sprechfähigkeit; 2. *Sprache* und *Rede* können für sich keine autonomen und vollkommen voneinander trennbaren Wirklichkeiten sein, zumal die *Rede* die *Realisierung* der *Sprache*, sowie umgekehrt die *Sprache* die *Voraussetzung* der *Rede* ist, sich über die Rede konstituiert und sich konkret nur dort zeigt; 3. die Rubriken, auf die sich die Wirklichkeit der Sprache verteilt, lassen sich je nach den einzelnen Standpunkten und Kriterien vermehren; 4. überwiegend sind die dargestellten Oppositionen nur Charakterisierungen und Interpretationen eines grundsätzlichen Gegensatzes von *Virtuellem* und *Realem*, bzw. *Abstraktem* und *Konkretem* (von System und Realisierung); 5. endlich sind die unterschiedlichen Begriffe, die man alle als *Sprache* benennt („Sprachbesitz“, „Sprachgebrauch der Gemeinschaft“, „funktionelles System“ usw.), deswegen nicht gleichwertig, weil sie verschiedene Arten und Stufen der Abstraktion darstellen.

5.2 Wir kommen damit zu dem Schluß, daß eine kohärente und realistische Theorie von den in der Sprache vorzunehmenden Unterscheidungen sich auf folgende Prinzipien gründen sollte:

1. alle eventuellen Unterscheidungen und Oppositionen müssen zuallererst in der konkreten Wirklichkeit der Sprache, d. h. im Sprechen selbst angesiedelt sein;

2. dem *Sprechen* schlechthin kann man als andere Realität nicht die *Sprache* entgegensetzen, zumal sie im Sprechen selbst präsent ist und sich in den Sprechakten konkretisiert; die Ausdrücke *Sprache* und *Rede* bezeichnen also keine autonomen Sektionen und auch keine „Erscheinungsformen“ der Sprache, sondern eher nur verschiedene Standpunkte, d. h. Sichtweisen des Phänomens Sprache, und unterschiedliche Grade der Formalisierung einer und derselben objektiven Wirklichkeit;

3. bei Annahme des Kriteriums verschiedener Abstraktionsgrade werden auch die wahrzunehmenden Differenzierungen erfaßt und

benannt werden müssen, ohne daß es dabei um deren Einpassung in die vorgegebenen Formen der bewußten Dichotomie ginge;

4. die Ebene, auf der die Unterscheidungen vorzunehmen sind, ist diejenige der „Sprachgestaltung“, die Ebene, auf der betrachtet wird, wie die Sprache erscheint, aber nicht die ihres Wesens, ihrer inneren Wirklichkeit, welche der Vereinigung und Synthese, nicht der Differenzierung und Analyse zugehört; der Gesichtspunkt der äußeren Bestimmungen der Sprache ist erst in zweiter Linie zu berücksichtigen, als weitere Charakterisierung des auf der vorher beschriebenen Ebene Erschlossenen: insbesondere ist dabei die Beziehung Individuum – Gesamtheit (einer – viele) zu berücksichtigen, statt der physischen und psychischen Bestimmungen (bei denen sich die uns interessierenden vielfachen Beziehungen nicht ergeben, sondern andere, streng binäre, allgemeine Beziehungen zwischen Form und Inhalt: Laut – Bedeutung, Materielles – Immaterielles, Artikulation – Ausdrucksimpuls); doch wird das soziale Element auch noch im individuellen Sprechen anzutreffen sein und dabei jede vorgebliche Opposition zwischen einem „nicht-sozialen Individuum“ und einer „außerindividuellen Gesellschaft“ verschwinden;

5. einige der mit der „Sprache“ gleichgestellten Begriffe werden hier aufgrund des in 4. Zugrundegelegten außer Betracht bleiben; so der Begriff „Sprachbesitz“, der als psychologischer Begriff eher der Sprachpsychologie als der eigentlichen Sprachwissenschaft zugehört; aber auch zwischen bestimmten rein sprachwissenschaftlichen Konzepten, wie dem „Sprachgebrauch der Gemeinschaft“ und dem „funktionellen System“, besteht ein klarer Unterschied in der Abstraktionsebene: er entspricht der Unterscheidung, die wir vornehmen wollen zwischen *Norm* und *System*.

### III. DIE UNZULÄNGLICHKEIT DER SAUSSURESCHEN DICHOTOMIE

1.1 Eine weitere Reihe von Gedanken zu einer Möglichkeit und Notwendigkeit der Unterscheidung zwischen *Norm* und *System*, sowie zu dem Ort dieser Unterscheidung ergibt sich aus der Quelle der grundlegenden Opposition von *Sprache* und *Rede* selbst, d. h.

aus Saussures *Cours*. Denn das Vermächtnis des Genfer Meisters enthält auch in dieser Hinsicht wertvolle Anregungen und Intuitionen, die – in positivem wie negativem Sinne – entwicklungsfähig sind, genau wie der *Cours* Keim und Wurzel unzähliger Lehren und Ansichten der gegenwärtigen Sprachwissenschaft enthält. Denn beinahe sämtliche Aussagen zu *Sprache* und *Rede* stellen, wie man auch den Anmerkungen hat entnehmen können, Umschreibungen, Entwicklungen oder zuweilen recht einseitige Interpretationen Saussurescher Gesichtspunkte dar. Es empfiehlt sich daher eine Rückkehr zu Saussures *Cours*, damit der Ursprung all der Schwierigkeiten, Widersprüche und Inkohärenzen bei den erwähnten Lehrsätzen sowie auch eventuelle Anregungen zu einer annehmbaren Lösung des Problems klar werden.

1.2 Manche Kritiker, unter ihnen Schuchardt und Rogger, haben bereits Widersprüche, Inkohärenzen, Lücken und dunkle Stellen in Saussures Lehren aufgedeckt.<sup>67</sup> Und daß es im *Cours* eine Menge zu widersprüchlichen Entwicklungen geeignete Ideen gibt, scheint uns eindeutig und bewiesen. Doch möchten wir daraus beileibe noch keine grundlegende Inkohärenz in de Saussures Theorie konstruieren, zumal, wenn es zutrifft, daß ‚man vielen Thesen des Genfer Meisters aus eben seinem *Cours* gewonnene Gegenthesen entgegensetzen kann‘, ebenso wahr ist, daß man den einseitigen und widersprüchlichen Interpretationen kohärente, organischere und objektiv gerechtere Deutungen gegenüberstellen kann, wie das Henri Frei in einer Antwort auf gewisse kritische Bemerkungen von E. Buysens schon gezeigt hat.<sup>68</sup> Was aber zugestanden werden muß, ist, daß Saussures Konzeption Schwierigkeiten der Interpretation bietet; daß – gerade wegen des Charakters von ‚Vorlesungsnachschriften‘, mit dem der *Cours* erschien – viele Punkte darin unklar bleiben oder auch ungenügend ausgearbeitet und nicht recht begründet; daß sich gewisse Lösungen in dem Buch nur skizziert finden, bzw. eben angedeutet, und bestimmte Schwierigkeiten immer noch als nicht ganz gelöst erscheinen; und daß Saussure in mancher Hinsicht als z. T. an die Geisteshaltung seiner Zeit gebundener Theoretiker auf der Hälfte des von ihm eröffneten Weges stehen bleibt. Aber vielleicht entdeckt man gerade darum in seinem Werk – wie Bühler bemerkt<sup>69</sup> – bei jeder weiteren Lektüre etwas Neues.

2.1 Welches ist nun die bei Saussure grundlegende Opposition? – Die *Rede* (*parole*) ist für ihn gleich der konkreten Sprechfähigkeit

---

<sup>67</sup> Vgl. G. Nencioni, *Idealismo e realismo*, S. 143f. Vgl. auch K. Bühler, *Sprachtheorie*, S. 7-9 u. 48f., sowie A. Penttilä, *Einige Bemerkungen* (s. Anm. 21), S. 157.

<sup>68</sup> Henri Frei, *Saussure contre Saussure?*, in: CFS 9 (1950).

<sup>69</sup> K. Bühler, *Sprachtheorie*, S. 7.



oder wenigstens einem großen Teil davon: sie ist „Phonation“, „Ausführung der akustischen Abbildungen“, mehr noch, die gesamte „Tätigkeit des Sprechenden Subjekts“; sie ist „der individuelle Bereich der Sprache“, „das Beiläufige und gewissermaßen Zufällige“, eine psychophysische Wirklichkeit, die der rein psychischen Wirklichkeit der Sprache gegenübertritt; sie ist die „Summe all dessen, was die Leute sagen“, und umgreift sowohl „individuelle, willensbedingte Kombinationen bei den Sprechern“ wie auch „gleichermäßen willentliche, zur Äußerung solcher Kombinationen notwendige Phonationsakte“. Und es gibt in der Rede „nichts Kollektives“, denn „deren Erscheinung ist individuell und momentan“.<sup>70</sup>

2.2 Es wird sich gleich herausstellen, daß diese Auffassung von einem „nicht kollektiven, individuellen, akzidentellen und momentanen“ Sprechen im Lichte von Saussures eigener Theorie einseitig und unzureichend erscheint. Doch betrachten wir zunächst seinen Begriff *Sprache (langue)*. Und hier kann man bei Saussure nicht bloß einen, sondern gleich drei Begriffe unterscheiden: a. Sprachbesitz, b. soziale Institution, c. funktionelles System.

a. Die *Sprache* ist eine psychische Realität, die Bedeutungen wie Lautbilder umfaßt,<sup>71</sup> sie ist ein „virtuell in jedem Hirn bzw. besser noch in den Hirnen einer Gemeinschaft Einzelner existierendes grammatisches System“;<sup>72</sup> sie ist „eine Summe in jedem Hirn aufbewahrter Abdrücke, etwa wie ein Wörterbuch, dessen jeweils gleiche Exemplare unter die einzelnen Sprecher verteilt wären“.<sup>73</sup> Die *Sprache* ist weiterhin „eine Gesamtheit von Sprachgewohnheiten, die einem Subjekt das Verstehen und das Verstandenwerden gestatten“<sup>74</sup> und „die durch den gemeinschaftlichen Konsensus gebilligten Assoziationen, deren Gesamtheit die *Sprache* bildet, sind Realitäten, die ihren Sitz im Gehirn haben.“<sup>75</sup>

b. Doch ist diese psychische Realität für Saussure zugleich eine soziale Wirklichkeit, ein „Produkt“ oder eine „soziale Einrich-

---

<sup>70</sup> CLG, S. 30-32 und S. 36-38.

<sup>71</sup> CLG, S. 31-32.

<sup>72</sup> CLG, S. 30.

<sup>73</sup> CLG, S. 38.

<sup>74</sup> CLG, S. 112.

<sup>75</sup> CLG, S. 32.



tung“, wie bereits Whitney gesagt hatte, weil die Sprache in keinem Individuum vollkommen ist und „vollkommen nur bei der Masse vorkommt“;<sup>76</sup> sie ist „ein soziales Produkt des Sprachvermögens und zugleich eine Gesamtheit notwendiger Konventionen, die die Gesellschaft traf, um die Ausübung jenes Vermögens durch die Einzelnen zu ermöglichen“;<sup>77</sup> sie ist ferner ein „in jedes Einzelnen Hirn aufbewahrtes soziales Produkt“;<sup>78</sup> „die soziale Seite des Sprachvermögens, die dem Individuum fremd bleibt und die von ihm weder geschaffen noch verändert werden kann; sie existiert auch nur aufgrund einer Art Übereinkommens unter den Mitgliedern einer Gemeinschaft.“<sup>79</sup>

c. Das daran Bedeutsame ist aber vor allem, daß diese Wirklichkeit eine systematische und funktionelle ist. Die Sprache – und das erscheint uns schon unabhängig von deren psychischer Realität und sozialer Bestimmung so – ist nämlich für Saussure ein „System distinkter Zeichen für distinkte Ideen“,<sup>80</sup> sie ist ein „Kode“,<sup>81</sup> ein System, in dem „allein die Einheit der Bedeutung und des Lautbildes wesentlich ist.“<sup>82</sup> Die Sprache als psychische Realität ist für Saussure zwar ein „Gegenstand konkreter Natur“,<sup>83</sup> doch führt ihn dieses letztere, eminent funktionelle Konzept weitab von allem, was als konkret gelten darf. Denn so verstanden „*ist die Sprache eine Form, keine Substanz*“<sup>84</sup>, sie ist dann ein „Spiel der Oppositionen“, und „das einzig Wesentliche ist an ihr, daß ein Zeichen nicht mit anderen verwechselt wird“;<sup>85</sup> denn „*in der Sprache gibt es lediglich Unterschiede*“;<sup>86</sup> „ein sprachliches System besteht aus einer Reihe lautlicher mit ideellen verbundener Unterschiede“<sup>87</sup> und „bei einem Sprachzustand beruht alles auf Relationen.“<sup>88</sup>

---

<sup>76</sup> CLG, S. 30.

<sup>77</sup> CLG, S. 25.

<sup>78</sup> CLG, S. 44.

<sup>79</sup> CLG, S. 31.

<sup>80</sup> CLG, S. 26.

<sup>81</sup> CLG, S. 30.

<sup>82</sup> CLG, S. 32.

<sup>83</sup> CLG, S. 32.

<sup>84</sup> CLG, S. 169.

<sup>85</sup> CLG, S. 165.

<sup>86</sup> CLG, S. 166.

<sup>87</sup> CLG, S. 166.

<sup>88</sup> CLG, S. 170.

Diese drei, auch drei Oppositionen (psychophysische Realität – psychische Realität, individuelle Seite – soziale Seite, Konkretes – Abstraktes bzw. Realisierung – System) entsprechenden Konzepte fallen zwar größtenteils zusammen, sind aber keineswegs untereinander identisch und betreffen vor allem nicht dieselbe Ebene, sondern drei verschiedene Ebenen, d. h. , sie zeigen eine Interferenz dreier Gesichtspunkte an. In Saussures Theorie werden sie dann vermischt, und ihre Umrisse erscheinen weder gut definiert, noch sind die notwendigen Unterschiede zwischen ihnen klar. Jedoch liegt hier nach unserer Auffassung keine wirkliche Inkohärenz, sondern eher eine unzureichende Entwicklung vor, und ebenso sind hier nicht wirkliche Definitionen zu sehen, sondern eher Versuche zur Bestimmung einer wichtigen, aber noch undeutlichen Intuition. Zudem scheint uns deutlich, daß, obwohl die drei Konzepte zugleich vorgelegt werden, Saussure eher zum dritten neigt, das auch bei der Unterscheidung zwischen interner und externer Sprachwissenschaft<sup>89</sup> sowie ganz allgemein bei der Diskussion der Probleme einer synchronischen Sprachwissenschaft in Erscheinung tritt.<sup>90</sup>

2.3 Unzureichendheit und mangelnde Klarheit der Saussureschen Dichotomie werden noch deutlicher, wenn man auf sie das spätere Bühlersche Schema verwendet.<sup>91</sup> Denn Bühler bemerkt, daß alle Unterscheidungen in der Sprache, um präzise und wohlbegründet zu sein, unter zwei Gesichtspunkten zu erfolgen haben: 1. unter dem der Beziehung zum sprechenden Subjekt (I – auf das Subjekt bezügliche Erscheinungen; II – mit dem Subjekt unverbundene Erscheinungen); sowie 2. unter dem der in Betracht kommenden Abstraktionsebene (a. – in einem niederen Abstraktionsgrad betrachtete, also praktisch konkrete Erscheinungen; b. – in einem höheren Formalisierungsgrad betrachtete, abstrakte Einheiten). Bei einer Kombination der beiden Gesichtspunkte (Individuelles – Außerindividuelles bzw. noch besser Interindividuelles oder Inter-subjektives; sowie Konkretes – Abstraktes) ergeben sich folgende vier Konzepte:

1. die *Sprechhandlung*, die Handlung des Sprechens selbst, die

---

<sup>89</sup> CLG, S. 40f.

<sup>90</sup> CLG (II<sup>e</sup> partie), S. 141-92.

<sup>91</sup> K. Bühler, *Sprachtheorie*, S. 48f.

an sich und in dem Augenblick ihrer Entstehung betrachtet wird (individuell/konkret, Ia);

2. der *Sprechakt*, die Zuteilung einer Bedeutung an ein sprachliches Mittel (individuell/formal, Ib);

3. das *Sprachwerk*, das Ergebnis der Sprechhandlung, welches außerhalb seiner Entstehung und der Beziehungen zu den Erlebnissen des Sprechenden Einzelnen gesehen wird (interindividuell/konkret, IIa);

4. das *Sprachgebilde*, das abstrakt betrachtete Werk, als *Species* bzw. „Klasse von Klassen“, d. h. in seinem funktionellen Wert abstrakt betrachtete und von den Umständen der konkreten Sprechsituation losgelöste Werk (interindividuell/formal, IIb).

Wir erhielten also

– in Beziehung auf den Sprecher: 1. konkret: *Sprechhandlung*, H (subjektive Erscheinung) und *Sprachwerk*, W (intersubjektive Erscheinung); 2. formal: *Sprechakt*, A (subjektive Erscheinung) und *Sprachgebilde*, G (intersubjektive Erscheinung);

– vom Standpunkt der Formalisierungsgrade: 1. individuell: *Sprechhandlung* (konkretes Phänomen) und *Sprechakt* (formale Wesenheit); 2. interindividuell: *Sprachwerk* (konkretes Phänomen) und *Sprachgebilde* (formale Wesenheit).

D. h. schematisch dargestellt:

	I	II
a	H	W
b	A	G

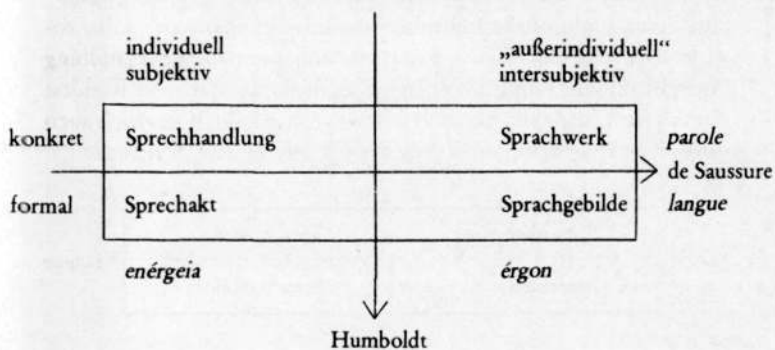
Jedoch überwindet Bühler hier nicht die Saussuresche Dichotomie, sondern kombiniert sie einfach – und sehr vorteilhaft – mit der bekannten Humboldtschen Dichotomie von *énergie* (Tätigkeit) und *érgon* (Werk).

Die Grundunterscheidung bei Saussure liegt nun (vgl. das 3. Konzept der „langue“) zwischen *Konkretem* und *Abstraktem* bzw. *Formalem* (Ideellem, Funktionellem), und das trotz der Versicherung, daß auch die *Sprache* „konkret“ sei (was wir wohl mit „real“ wiedergeben müßten). Denn für Saussure ist *Rede* (*parole*) sowohl die momentane, individuelle *Sprechhandlung*, als auch das asystematische Produkt einer Reihe solcher Handlungen (vgl. Saussures For-

mel für die Rede:  $1 + 1' + 1'' + 1''' \dots$ ),<sup>92</sup> d. h. also das, was Bühler *Sprachwerk* nennt; hingegen ist *Sprache (langue)* das System der *Sprachgebilde* (vgl. Saussures Formel  $1 + 1 + 1 + 1 \dots = I$ ),<sup>93</sup> wie auch wegen seines formalen Charakters das ein Faktum der Sprache sein müßte, was Bühler *Sprechakt* nennt. Damit besteht die Opposition bei Saussure grundsätzlich in der horizontalen Unterteilung des Bühlerschen Schemas.

Humboldts Unterscheidung dagegen verläuft zwischen *Individuellem* und *Interindividuellem*, zwischen *Tätigkeit* und *Werk*. Für ihn wäre *énérgéia* (hier müßten wir *Rede* sagen) das, was Bühler als *Sprechhandlung* und *Sprechakt* bezeichnet; *érgon (Sprache)* das, was Bühler *Sprachwerk* und *Sprachgebilde* nennt.<sup>94</sup> Damit besteht die Opposition bei Humboldt grundsätzlich in der vertikalen Unterteilung des Bühlerschen Schemas.

Die beiden Oppositionen sind also folgendermaßen angeordnet:



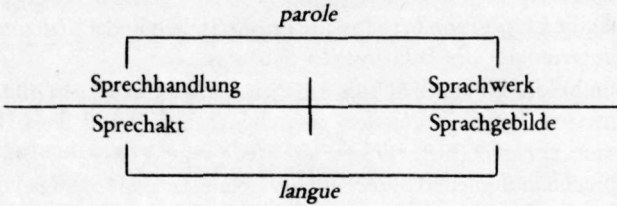
Bühler nun scheint der Auffassung zu sein, die *parole* entspreche nach Saussure allein der *Sprechhandlung* (vgl. Jespersens Konzep-

<sup>92</sup> CLG, S. 38.

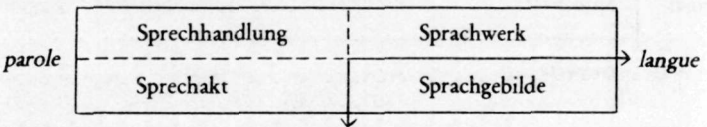
<sup>93</sup> CLG, S. 38.

<sup>94</sup> Die Tatsache, daß Bühler den Vorsatz *Sprech-* für die subjektiv bezogenen Termini verwendet, *Sprach-* dagegen für die intersubjektiv gemeinten, scheint eine implizite Annahme der Humboldtschen Unterscheidung zu bedeuten, obgleich sein Begriff der „Sprache“ mit dem Saussures zusammenfällt (dem System der Sprachgebilde). Saussurisch würde allerdings besser gesagt: *Sprechakt* und *Sprechwerk*, sowie *Sprachakt* und *Sprachgebilde*.

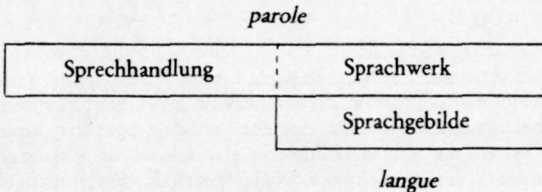
tion); doch beweist die vom Genfer Meister selbst gegebene Formel für die *parole* schon, daß diese auch das *Sprachwerk* einschließt. Das Schema der Saussureschen Opposition müßte also wie folgt aussehen:



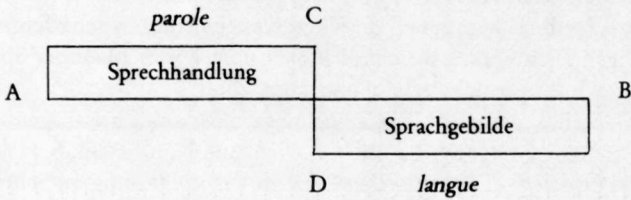
Aber Saussure erweitert seine Grundopposition (Konkretes – Abstraktes) um eine sekundäre Unterscheidung zwischen Individuellem und Sozialem (d. h. Individuellem – Interindividuellem) und eliminiert dabei aus der „Sprache“ alles, was nicht „Sprachgebilde“ (abstrakte, funktionelle und intersubjektive Einheit) ist, d. h., sowohl das, was individuelle konkrete und momentane Handlung (Sprechhandlung) und das entsprechende asystematische Resultat (Sprachwerk) darstellt, als auch das, was formal, doch zugleich auch subjektiv (Sprechakt) ist. Danach wird aus seinem Schema:



Zudem vernachlässigt Saussure fast beständig alles, was in der individuellen Sprechfähigkeit Form (Sprechakt) ist und stellt somit nur Sprechhandlung – Sprachwerk (*Rede*) dem System der Sprachgebilde (*Sprache*) gegenüber:



Schließlich läßt er nach Angabe der Redeformel die *parole* als Sprachwerk beiseite und stellt dann normalerweise das Sprachgebilde einzig der Sprechhandlung gegenüber. Damit könnte man seine Konzeption folgendermaßen schematisch darstellen:



Dabei wird offensichtlich, daß die Unterscheidung im letzten Schema sowohl von der Grundlinie A-B (konkret-abstrakt) wie von der Senkrechten C-D (individuell-sozial, *enérgeia-érgon*) ausgehen kann. Daraus erklärt sich auch, warum die „Sprache“ in Saussures Konzeption so sehr von der „Rede“ losgelöst erscheint, und das trotz der Behauptung einer Interdependenz<sup>95</sup> (die Wechselbeziehung geht über den „Sprechakt“, der im vorigen Schema fehlt), sowie auch, warum Saussure alles Konkrete und Asystematische mit dem Individuellen, das Formale und Systematische aber mit dem Sozialen identifiziert und warum viele die Saussuresche Opposition als der Humboldtschen gleich betrachten (in Wirklichkeit ist sie das nur in der Richtung der Linie C-D).<sup>96</sup>

<sup>95</sup> CLG, S. 37.

<sup>96</sup> Trotz allem war Saussures Unterscheidung ganz ersichtlich höchst fruchtbar. Ihre Bedeutung könnte ohne eine solide theoretische Grundlegung schon rein pragmatisch aufgrund der in der Sprachwissenschaft durch sie erzielten Ergebnisse erwiesen werden. Denn ganz allgemein haben Saussures Lehren der synchronischen Forschung einen neuen und ganz außergewöhnlichen Aufschwung ermöglicht. Und aufgrund ihrer Einzelaspekte konnten einige der vitalsten Strömungen der gegenwärtigen Sprachwissenschaften entstehen. Die Genfer Schule hat dann gerade, ausgehend von der Unterscheidung *langue-parole*, jene Linguistik der Rede entwickelt, deren Herausbildung der Meister nur erst als möglich angesprochen hatte (vgl. Bally, Sechehaye, Frei). Die Pariser Schule, die auch frühere, insbesondere Bréal'sche Gedanken miteinbezog, begriff als ihre Grundlage die Opposition individuell-sozial und beschäftigte sich mit der Sprache als sozialer Institution (vgl. Meillet). Und die strengsten Saussureaner schließlich, die Prager Phonologen und die Kopenhagener Strukturalisten, nahmen als Basis die



2.4 Das letzte Schema beweist auch die Kohärenz der bei Saussure beständigsten Ideen: denn der als allgemeine, ideelle, abstrakte und außerindividuelle Einheit aufgefaßten *langue* kann man diametral nur eine als momentan sowie okkasionell, materiell, konkret und individuell charakterisierte *parole* gegenüberstellen. Doch verdeutlicht dasselbe Schema auch die Verzerrungen einer so scharfen und strengen Dichotomie, die nämlich die ganze Wirklichkeit der Sprache noch lange nicht erfaßt und ausschöpft.

3.1 So liegt die erste Unzulänglichkeit in der zunächst vorgenommenen Identifizierung von Individuellem und Konkretem, Sozialem und Formalem (Funktionellem). Denn das vollständigere Schema bei Bühler läßt klar erkennen, daß die Opposition doch nicht so scharf ist, zumal die konkreten Erscheinungen auch als vom Subjekt losgelöst bzw. intersubjektiv angesehen werden können, d. h. in Saussurescher Terminologie als „sozial“ (Sprachwerk), ganz wie an-

---

grundsätzliche Unterscheidung von Konkretem und Formalem und entwickelten damit die neue strukturell-funktionelle Sprachwissenschaft. In der Phonologie erfolgte zudem durch N. S. Trubetzkoy ein Zusammentreffen der Saussureschen Lehre mit der psychologistischen Theorie von J. Baudouin de Courtenay. Symptomatisch jedoch ist für eine Bewertung der wirklichen Originalität Saussures, daß weder die Prag-Wiener noch die Kopenhagener Schule etwas aus seinem Psychologismus bewahren (wie auch von Baudouin de Courtenay derselbe Aspekt nicht erhalten bleibt), und daß die Strukturalisten und die Funktionalisten sich bei der Opposition sozial-individuell darauf beschränken, sie in der Aufstellung ihrer Ausgangsthesen als Prinzip anzugeben, und sich dann ganz der Erforschung der Sprache als System widmen.

Andererseits aber sind an der fehlenden Entwicklung bestimmter sprachlicher Wissenschaften in der nach-saussureschen Linguistik die Unzulänglichkeiten des Saussureschen Schemas wohl nicht ganz unbeteiligt. Denn daß sich etwa eine Semantik der Rede mit einem präzisen Gegenstand und strengen sprachwissenschaftlichen Methoden noch immer nicht herausbilden konnte, liegt unserer Ansicht nach an dem Fehlen einer organischen Theorie des „Sprechaktes“. Auf einem solchen Konzept des „Sprechaktes“ könnte dann eine Stilistik wie die von Gröber (und Voßler in seinen Anfängen) aufbauen, die zu bestimmen hätte, was in einem Text Originalität, Neuigkeit, wirklich Noch-Nicht-Dagewesenes bedeutet und was Wiederholung, allgemeinen Sprachgebrauch usw. Keine derartige Wissenschaft hingegen kann sich auf das Konzept eines asystematisch aufgefaßten „Sprachprodukts“ gründen, dessen eigentliches Feld wohl eher der vorherigen Operation einer Materialsammlung zugehört.



dererseits auch alle subjektiven Phänomene auf einer höheren Ebene der Formalisierung betrachtet werden können (Sprechakte).

Wenn man nun will, daß „Sprache“ ist, was losgelöst vom Subjekt der Betrachtung unterliegt, dann muß man auch zugeben, daß das „Sprachwerk“ ebenso „außerindividuell“ ist wie das „Sprachgebilde“. Denn in der Tat bleibt  $1 + 1 + 1 \dots$  immer individueller Akt + individueller Akt + individueller Akt . . ., d. h. hier liegt nichts irgendwie „Sozialeres“ vor als beim einfachen Sprachprodukt ( $1 + 1' + 1''$ ), nur daß es sich statt um konkrete Tatsache + konkrete Tatsache + konkrete Tatsache lediglich um Gebilde + Gebilde + Gebilde handelt, bzw. um gemeinsamer Zug + gemeinsamer Zug + gemeinsamer Zug, d. h. *Isoglosse*. Damit wird hier ein Widerspruch zwischen dem sozialen und dem formalen Standpunkt sichtbar, zumal, wenn alles „Soziale“ *langue* ist, das „Sprachprodukt“ nicht in der *parole* angesiedelt werden kann, und, wenn hingegen das „Sprachprodukt“ *parole* ist, diese sich also auch nicht mit der ausschließlich individuellen Seite der Sprache decken wird. Und die Opposition „Sprachwerk“ – „Sprachgebilde“ beruht dann in der Tat auch nicht auf dem Gegensatz individuell – sozial, sondern auf dem Gegensatz asystematisch – systematisch, konkret – abstrakt.

Andererseits kann, sofern die *langue* das Formale ist, aus diesem Konzept nicht der „Sprechakt“, die Formalisierung der konkreten Sprechhandlung, ausgeschlossen bleiben, und, sofern wiederum der „Sprechakt“ *parole* ist, wird diese also nicht vollkommen konkret sein, sondern auch Formales enthalten. D. h., es ergibt sich neuerlich der besagte Konflikt, zumal Saussure hier nicht mehr nach der Opposition konkret – abstrakt unterscheidet, sondern nach individuell – sozial.

Während wir bei F. de Saussure nun als Ausgangspunkt eine zweigliedrige Opposition zwischen Konkretem und Abstraktem, Asystematischem und Systematischem haben, kommt man bei einer Ausarbeitung des Systemkonzeptes zu einer vielseitigen Opposition zwischen „Asystematisch-Individuellem + Asystematisch-Sozialem + Formal-Individuellem“ (*parole*) einerseits sowie „Sozial-Formalem“ (*langue*) andererseits, wenn dabei auch der asystematisch-soziale und der formal-individuelle Aspekt der *parole* halbverdeckt bleiben. Doch wenn *langue* allein das Soziale und zugleich Formale ist, dann bedeutet dies, daß nach Saussure selbst

in der Sprache auch Soziales und Formales vorkommt, was weder *langue* noch (funktionelles) *System* wäre. Daraus folgt, daß entweder die grundlegende Opposition konkret – abstrakt zu verwerfen oder aber die Identifizierung von Sozialem und Formalem aufzugeben ist.

3.2 Die zweite Unzulänglichkeit der Saussureschen Dichotomie in der letzteren Form besteht in ihrer übertriebenen Schärfe, d. h. darin, daß sie den Punkt, an dem „Sprache“ und „Rede“ sich treffen und verbinden, den „Sprechakt“ übergeht. Dieses erklärt sich daraus, daß Saussure nicht von der konkreten Seite der Sprache ausgeht, d. h. zunächst nicht in der ersten Unterteilung der Humboldtschen Unterscheidung – der *enérgeia* oder dem Sprachakt – bleibt. Denn nur wenn wir auf der Ebene des Sprachaktes verweilen, können wir am konkreten Sprechen alle „Sprechhandlung“ von dem, was wiederum „Sprechakt“, Form, d. h. irgendwie *fait de langue* ist, unterscheiden. Dabei kommt Gardiner das Verdienst zu, darauf aufmerksam gemacht zu haben, wie im konkreten Sprechen nicht nur *facts of speech*, sondern auch *facts of language*, Erscheinungen systematischer Art zu berücksichtigen sind (vgl. auch W. von Wartburg und Bally). Und Gardiner nimmt gerade den Standpunkt des Sprachaktes ein. Alle Abstraktion wird uns dann eindeutig zum „Sprachgebilde“ führen, doch ist hier nicht zu vergessen, daß jenes nur den als vom Subjekt losgelöst betrachteten „Sprechakt“ darstellt. Und weiter scheint uns der Umstand, daß einige Saussure-Exegeten in der Rede (im Sprechen) bereits zur Sprache (zum System) Gehöriges erblickt haben, recht bedeutsam, weil er die Grundlage für ein Zusammentreffen der dualistischen wie der monistischen Konzeptionen (s. Jespersen) abgibt. Ausgangspunkt für eine einheitliche und kohärente Konzeption wird also dieser *langue*-Anteil sein müssen, den es in der *parole* gibt, in der Sprechhandlung wie im Sprechakt, d. h. einfach im *Sprachakt*.

Wenn wir uns dann auf die als vom Subjekt unabhängig betrachtete Sprache (Sprachprodukt + Sprachgebilde) zurückziehen, werden wir entdecken, daß es Erscheinungen gibt, die im Sprechen einer Gemeinschaft nicht *einzigartig* oder *gelegentlich* sind, sondern *sozial* bzw. *normal* und *ständig wiederkehrend* und wiederum nicht zum funktionellen System der Sprachgebilde gehören, d. h., daß man bereits über das sog. „Sprachprodukt“ zu einem *normalen*,

vom *funktionellen* unterschiedenen System gelangt, welches letztere erst auf einer höheren Abstraktionsebene, derjenigen der „Sprachgebilde“ sich ergibt.

3.3 In dritter Linie erweist sich die Saussuresche Dichotomie als zu streng auch durch ihre Auffassung des Individuums als von der Gesellschaft völlig getrenntes und aller „Kollektivität“ enthobenes Wesen (s. Gardiner, Jespersen, Otto und Pagliaro). Denn in der *parole* gibt es nach Saussure nichts „Kollektives“. Doch wäre dem so und existierte also jener Graben zwischen Gesellschaft und Einzelnem, wie könnte dann der enge, von Saussure selbst beschworene Zusammenhang von *langue* und *parole* noch bewahrt bleiben? Wie könnte dann der Einzelne das soziale System noch verwirklichen? Wenn nun aber gilt, daß das soziale System in der individuellen Tätigkeit verwirklicht wird, liegt dann nichts Soziales und nichts Intersubjektives in ihr? Saussure macht also einen zu krassen Unterschied zwischen „individuell“ und „sozial“, bzw. besser gesagt, identifiziert „sozial“ mit „interindividuell“, „intersubjektiv“, während bei Betrachtung des wirklichen Individuums, das immer sozial ist, „sozial“ ein viel weiteres Konzept wird und sowohl das Individuelle als auch das Interindividuelle einschließt.

Festzustellen ist das Soziale also im Individuellen, in den Sprachakten des Subjektes. Und da nun das Soziale wie gesehen *normales* und *funktionelles System* ist, werden diese beiden Aspekte auch in den individuellen Handlungen feststellbar sein, neben dem ausschließlich dem Individuum zugehörigen Aspekt.

3.4 Diese Beobachtung macht auch Bühler nicht. Zwar kann man ihm darin zustimmen, daß „Sprache“ (Sprachwerk und Sprachgebilde) all das darstellt, was außerhalb des sprechenden Subjekts betrachtet wird, wenn auch die „Werke“ an und für sich nur das asystematische Material bieten, aufgrund dessen die „Sprache“ als Norm und System zustandekommt. Doch kann man einerseits nicht annehmen, es handele sich hier um „außerindividuelle“ bzw. von den sprechenden Individuen unabhängige Erscheinungen; denn zu berücksichtigen ist, daß eine derartige Betrachtungsweise reine Konvention darstellt, daß die „Produkte“ und „Gebilde“ nie als solche existieren, sondern Abstraktionen des Betrachters sind, die nur aufgrund der konkreten sprachlichen Wirklichkeit und insbesondere aufgrund der darin enthaltenen Nachschöpfung und Wiederholung eines Vorbildes bestehen, daß jegliche „Sprechhandlung“ zugleich auch einen Sprechakt und ebenso einen *Sprachakt* bedeutet, zumal sie ein sich in ihr konkretisierendes „Sprachgebilde“ enthält (vgl. Wartburg), d. h., daß im Sprachakt die sog.

*facts of language* (Gardiner) sichtbar werden, die Isoglossen also, die zwischen dem jeweils gemeinten Sprachakt und früheren zum Vorbild genommenen Sprachakten desselben bzw. anderer Individuen bestehen. Andererseits darf man nicht vergessen, daß an diesen früheren Vorbildern jedes Sprachaktes nicht alles „Sprachgebilde“ und Funktion ist. Denn diese Modelle enthalten auch einfach Normales, in einer Gemeinschaft Wiederholtes, das aber nicht gleich in das funktionelle System der Sprache gehört und deren „Struktur“ betrifft.

4.1 Es bleibt also zu fragen, ob F. de Saussure all das wirklich nicht bewußt war. Zwar stimmt, daß der *Cours* in dieser Hinsicht keinen direkten Aufschluß gibt, doch scheint uns, daß darin immerhin mehrere in der Beziehung höchst bedeutsame Stellen vorkommen.

Zunächst: warum behauptet Saussure, die Sprache sei konkret,<sup>97</sup> obgleich er dann wieder sagt, sie sei ein System reiner formaler Oppositionen? Liegt hier einfach ein falscher Ausdruck vor oder eine „folgschwere Abweichung“, ein Angriff auf seine eigene These von der „Idealität des Gegenstandes *Sprache*“, wie das Bühler scheint?<sup>98</sup> Oder soll hier eine der beiden nur angedeuteten, im *Cours* nicht weiter entwickelten Wahrheiten lediglich eingeschränkt werden?

Wenden wir uns also wieder dem *Cours* zu: dort heißt es nun, daß „man die *langue* in dem Abschnitt des Kreislaufes [eines Sprachaktes] lokalisieren kann, wo ein Hörbild einem Konzept zugeordnet wird.“<sup>99</sup> Doch muß dieser Kreislauf als derjenige eines Sprachaktes für Saussure Teil der *parole* sein, zumal bei ihm alle „Ausführung“ der Sprache auch *parole* ist. Daraus folgt also, daß die „*langue*“ als konkreter Gegenstand in der Rede „lokalisiert“ ist, d. h. sich in ihr konkretisiert und hier faßbar wird.

Weiter heißt es bei Saussure, daß „mit der Trennung von *langue* [System] und *parole* zugleich geschieden wird: 1. das Soziale vom Individuellen, sowie 2. das Wesentliche vom Beiläufigen und mehr oder weniger Akzidentellen.“<sup>100</sup> Und dann wieder: „Unsere Definition der Sprache setzt voraus, daß wir aus ihr alles entfernen, was ihrem Organismus, ihrem System fremd ist.“<sup>101</sup> Dabei scheint

<sup>97</sup> CLG, S. 32.

<sup>98</sup> K. Bühler, *Sprachtheorie*, S. 58.

<sup>99</sup> CLG, S. 31.

<sup>100</sup> CLG, S. 30.

<sup>101</sup> CLG, S. 40.

uns weniger, das Wesentliche sei dem Sozialen gleichzusetzen, als vielmehr, daß „wesentlich“ für Saussure „intern“ gleichkommt, und „intern“ ist „alles, was irgendwie das System verändert.“<sup>102</sup> Bei der Unterscheidung einer „externen Linguistik“ von einer „internen“ nun sondert Saussure aus der letzteren all das aus, was dem System fremd ist,<sup>103</sup> d. h. auch die soziale Bestimmung. Und die „interne Linguistik“ hat die Sprache an sich zum Gegenstand, wobei klar ist, daß alles, was „an sich“ zu untersuchen wäre, allein das funktionelle System ist, und nicht die Norm, welche von ganz verschiedenen in einer jeweils betrachteten Gemeinschaft wirksamen Faktoren abhängt. Bei anderer Gelegenheit bemerkt Saussure dann auch, wie ein ziemlich getreues Abbild der „Sprache“ eben durch eine Grammatik und ein Wörterbuch entstehen kann.<sup>104</sup> Und hier handelt es sich wohl nicht mehr nur um die Sprache als „Sprachsystem“, sondern um einen weiteren Begriff, zumal Grammatik und Wörterbuch nicht allein die systematischen Oppositionen einer Sprache enthalten, sondern auch alles, was in der Ausdrucksvielfalt einer Gemeinschaft *normal* ist.

Schließlich läßt Saussure auch die Unabhängigkeit des Systems gegenüber der Norm nicht außer Acht: „die Sprache ist ein System, das nur seine eigene Ordnung kennt.“<sup>105</sup> Zu diesem Punkt aber gibt es eine noch explizitere und höchst bedeutsame Erläuterung: „... wenn man zu der Auffassung kommt, das Sprachzeichen müsse in sozialer Sicht untersucht werden, so hält man sich nur an die Züge der Sprache, die sie an die anderen Institutionen binden, welche mehr oder weniger von unserem Willen abhängen; und so verfehlt man denn sein Ziel und vernachlässigt alle Eigenheiten der semiologischen Systeme im allgemeinen sowie der Sprache im besonderen. *Denn das Zeichen entzieht sich immer in einem gewissen Maße dem Willen des Einzelnen oder der Gesellschaft, und darin liegt auch seine wesentlichste Eigenschaft; aber die tritt auf den ersten Blick am wenigsten in Erscheinung.*“<sup>106</sup> [Unterstreichung von uns.]

---

<sup>102</sup> CLG, S. 43.

<sup>103</sup> CLG, S. 40–43.

<sup>104</sup> CLG, S. 32.

<sup>105</sup> CLG, S. 43.

<sup>106</sup> CLG, S. 34.

Uns scheint demnach, es gibt bei Saussure – obwohl kaum richtig angedeutet – einen Gegensatz zwischen den zwei Konzepten der „langue“, die in seiner Theorie fast immer gleichwertig scheinen: und zwar der „langue“ als „sozialer Institution“, die als solche an andere soziale Institutionen gebunden ist und auch Nicht-Funktionelles umfaßt (*Norm*), sowie der „langue“ als abstraktem System funktioneller Oppositionen (*System*).

4.2 Doch weiter: Warum sagt Saussure, das Individuum könne die Sprache nicht verändern, sie werde ihm vielmehr auferlegt, um danach wieder zu behaupten, es verändere sie doch? Liegt hier nun ein bloßer Widerspruch, ein einfaches Paradox vor, oder gibt es in der Sprache (im weiteren Sinne) doch etwas, das dem Einzelnen auferlegt wird, und etwas, das ihm hingegen freigestellt bleibt? Wir meinen damit bei Saussure die Intuition der Flexibilität und der relativen Freiheit des Systems zu erkennen. Denn dazu kann man seine Aussagen über die Gesetze der Synchronie heranziehen,<sup>107</sup> deren Ordnung „prekär ist, weil nicht zwingend.“<sup>108</sup> Wenn unsere Interpretation hier also zutrifft, dann wäre Saussure in der Hinsicht denjenigen unter seinen Nachfolgern vorausgeeilt, die der Meinung sind, das System werde dem Einzelnen strikt und unumschränkt auferlegt.

Ebenso will uns scheinen, daß Saussure den Begriff „Sprache“ als aposteriorisches System der Isoglossen, welcher dem der als der Rede vorausgehend betrachteten „Sprache“ (*Norm* bzw. *System* funktioneller Oppositionen) gegenübersteht, wohl kannte; man vgl. dazu nur die Abschnitte über Dialekte und Sprachen in geographischer Sicht.<sup>109</sup> Und damit verläßt man auch schon die reine Synchronie, und es zeichnet sich, wie bei Pagliaro angedeutet, eine „Sprache“ als objektive historische Wesenheit ab, deren Einheit durch zwei Dimensionen definiert ist: die räumliche und die zeitliche.

5.1 Zu einer noch eingehenderen Klärung des Verhältnisses von *normalem* und *funktionellem System* (in dem Sinne verwenden wir die Begriffe *Norm* und *System*) können wir Saussures bekannten

---

<sup>107</sup> CLG, S. 129f.

<sup>108</sup> CLG, S. 131.

<sup>109</sup> CLG, S. 281-85.



Vergleich mit dem Schachspiel wieder aufgreifen,<sup>110</sup> auch wenn wir uns dabei auf die wirkliche „Grammatik“ des Spiels beziehen, also auf dessen Regeln, und nicht bloß auf die Anzahl der Figuren. Denn zwischen dem „Regelkodex“ des Spiels und seiner Verwirklichung in dieser oder jener Partie können wir bestimmte Bewegungen, gewisse Konstanten feststellen, die zwar die Regeln, das „System“ nicht berühren, aber doch die Spielweise eines Einzelnen oder mehrerer Einzelner charakterisieren und damit normale Wesenszüge der Verwirklichung des „Kode“ durch den oder die jeweiligen Einzelnen darstellen.

Ein weiterer Vergleich bringt ein sprachliches System mit einem Zug in Beziehung. Und in der Tat ist der „Pariser 8-Uhr-20-Express“ bei Wahrung gewisser funktioneller Konstanten (wie der Abfahrt zu bestimmter Zeit, der Ankunft in Paris zu fester Stunde, des Haltens auf bestimmten Bahnhöfen) immer derselbe Zug, trotz Änderungen in der Wagenzahl, -folge, -art und -farbe, sowie bei den Wagen selbst, dem Personal usw. Doch wissen die mit dem Express Reisenden, daß die nicht-funktionellen Dinge nicht alle gleichgültig und zufällig sind, so z. B., daß der Zug immer zehn Wagen führt, daß die Wagen D, E, A, B immer diese Reihenfolge haben, daß der zweite und fünfte Wagen hinter der Lokomotive immer erster Klasse sind; daß jeden Samstag das Personal die Schicht wechselt usw. D. h. also, daß sie eine Menge typischer Merkmale des Paris-Express kennen, die zwar keinen funktionellen Wert besitzen, doch deren Abwesenheit bei einem Zug sie als *unnormale* empfinden. Auch hier tritt also zwischen den abstrakten Fahrplanzug, die Funktion, und den tatsächlichen, den Herr X gestern benutzt hat oder morgen benutzen wird, eine *normale*, mehr oder minder konstante „Realisierung“ des Zuges selbst.

Diese Unterscheidung zwischen normalem und funktionellem Aspekt mag noch deutlicher werden in dem von Martinet<sup>111</sup> vorgebrachten Vergleich mit dem Schlüssel. Denn es trifft wohl zu, daß bei ganz verschiedenen Schlüsseln einiges immer funktionell oder „pertinent“ ist (was den Schlüsseln selbst die Öffnung bestimmter Türen gestattet und sie nach den von ihnen geöffneten Türen auch klassifiziert), sowie anderes, was dagegen nur beiläufig oder

<sup>110</sup> CLG, S. 43.

<sup>111</sup> A. Martinet, *Où en est la phonologie?*, in: *Lingua* 1 (1948), S. 34-58.



„nicht-pertinent“ ist (die Form des Ringes, das verwendete Metall usw.).<sup>112</sup> Jedoch trifft dabei auch zu, daß das „Nicht-Pertinente“ nicht insgesamt indifferent und zufällig wäre: so haben die Schlüssel normalerweise einen Ring, bestehen normalerweise aus Metall und nicht aus Holz, Glas oder Diamanten usw.

Bei allen hier erwähnten Vergleichen sind jeweils ganz nach dem Grad der Abstraktion oder Formalisierung drei Merkmalsketten zu unterscheiden: 1. die der konkreten Merkmale der betrachteten Objekte, welche unendlich verschieden bzw. variierbar sind, 2. die der normalen, gemeinsamen und unabhängig von der besonderen Funktion der Gegenstände mehr oder minder konstanten Merkmale (erster Abstraktionsgrad), 3. die der unabdingbaren, d. i. funktionellen Merkmale (zweiter Abstraktionsgrad). Es handelt sich hier schließlich um dieselbe Unterscheidung, die zwischen allen Einzelurteilen als Anwendung eines Gesetzes, dessen Durchführungsbestimmungen (oder noch besser dessen normaler und gewohnter Verwendung) und dem Gesetze selbst als System abstrakter Vorrichtungen gemacht werden kann.

5.2 Wohlgemerkt sagen wir hier nicht, bei Saussure und der streng Saussureanischen Sprachwissenschaft gebe es bereits eine *Norm* als Gegenbegriff zum System. Vielmehr scheint uns nur, der Begriff *langue* als abstraktes System funktioneller Oppositionen impliziere die Entwicklung des *Norm*begriffes (einer Zwischenabstraktion) und bei Saussure selbst schon könne man die Prämissen für die Strukturierung dieses Begriffes auffinden, sowie auch bemerkenswerte Hinweise auf dessen Natur.

#### IV. DER GEDANKE DER „NORM“ IN DER EMPIRISCHEN FORSCHUNG UND DER STRUKTURELLEN SPRACHWISSENSCHAFT

1. Der entscheidende Impuls jedoch zu einer Konstituierung der beiden Begriffe *Norm* und *System* geht von der empirischen Erforschung der sprachlichen Wirklichkeit aus, und insbesondere von

---

<sup>112</sup> A. Martinet, *ibidem*, S. 38.

den Fortschritten der Phonologie sowie allgemein von der strukturellen Sprachwissenschaft.

In einer im Dezember 1948 vor dem „Mailänder Linguistenkreis“ vorgetragenen Untersuchung zu der Sprache eines rumänischen Dichters<sup>113</sup> konnten wir denn bemerken, daß die vor allem syntaktischen und semantischen Neuerungen bei diesem Dichter trotz ihrer absoluten Neuartigkeit, Kühnheit und Unerwartetheit, sowie einer gewissen „Anormalität“, vom Standpunkt des Systems her nicht abartig und nicht „verfehlt“ wirken und auch das „Sprachgefühl“ des muttersprachlichen Lesers nicht verletzen. „Barbus Verfahrensweise – sagten wir dort – ist immer die gleiche: Ausdehnung einzelner Anwendungen auf andere logisch entsprechende Fälle, bei denen jedoch die normale Behandlung abweicht.“<sup>114</sup> Demgemäß unterschieden wir damals in noch etwas unscharfen Begriffen (vor allem im sog. „Sprachgefühl“, das uns als verursachendes Prinzip und nicht als Auswirkung des Systems erschien) zwischen funktionellem System und normalem Verfahren (Verwirklichung). Aber sind andererseits nicht die meisten dichterischen Neuschöpfungen von der Art? Sind sie nicht fast immer Übertretungen oder Erweiterungen der *Norm*, im Einklang mit dem *System*?

Dazu sollen aber die strukturellen Untersuchungen ausgewertet werden.

2.1 So erwähnt Bertil Malmberg eine Diskussion des Kopenhagener Linguistenkreises und eine Intervention Hjelmslevs zum Problem des Substrats (d. h., ob es wirklich das „System“ einer Sprache „im engeren Sinne“ beeinflusse) und bemerkt, daß „im Spanischen Paraguays zwar die phonetische Realisierung eine andere ist, aber das funktionelle System davon unbeeinträchtigt bleibt.“<sup>115</sup> Ganz offensichtlich bezieht sich Malmberg hier nicht auf die individuelle und okkasionelle Verwirklichung, auf nicht systematisch erforschbare „Eigenheiten der Rede“, sondern auf eine *normale Realisierung*, die dem Sprechen einer ganzen Region eignet und auch von den normalen Realisierungen eben des spanischen Systems in ande-

---

<sup>113</sup> E. Coseriu, *La lingua di Ion Barbu*, in: *Atti del Sodalizio glottologico milanese* I 2, Mailand 1949, S. 47-53.

<sup>114</sup> E. Coseriu, *Ion Barbu*, S. 49.

<sup>115</sup> B. Malmberg, *L'espagnol dans le nouveau monde*, in: *SL* 1 (1947) u. 2 (1948); Sep. S. [74], Anm.

ren Zonen verschieden ist, die aber die Sprachstruktur funktionell nicht treffen würde.

2.2 Sehr bedeutsame Gedanken, die in dieselbe Richtung gehen, finden sich auch an verschiedenen Stellen der *Grundzüge* von Trubetzkoy. So wird in dem Kapitel *Phonologie und Lautstilistik*<sup>116</sup> darauf eingegangen, wie in den einzelnen Sprachen besondere akustische Realisierungen bestimmter Phoneme vorkommen, die jeweils für die Sprechweise der verschiedenen Generationen, der zwei Geschlechter und bestimmter Berufs- oder Kulturgemeinschaften typisch sind. Dabei bedingen diese verschiedenen Realisierungen auch in den jeweiligen sprachlichen „Systemen“ keinerlei Unterschiede; sie sind aber nicht individuell, nicht momentan und okkasionell, sondern innerhalb größerer oder kleinerer gesellschaftlicher Gruppen *normale* und *konstante* Kennzeichen des Ausdrucks. In solchen Fällen aber stimmt auch, daß es sich dabei nicht um vollkommen afunktionelle Merkmale handeln kann, zumal sie auch als nicht eigentlich mit phonologischen (repräsentativen) Funktionen behaftete Erscheinungen doch expressive Funktionen aufweisen könnten. Was aber soll man dann zu den „Normallauten“ sagen, denen Trubetzkoy ganz allgemein die in einer Gemeinschaft für die Realisierung bestimmter Phoneme zugelassenen „Ersatzlaute“ gegenüberstellt?

Später wird in dem Kapitel über den Phonembegriff<sup>117</sup> nach der Definition des Phonems als „Gesamtheit der phonologisch relevanten Eigenschaften eines Lautgebildes“<sup>118</sup> bemerkt, wie dasselbe Phonem jeweils in einer ganzen Reihe von Lauten realisiert werden kann, die bei ihm *Varianten* bzw. *phonetische Varianten* heißen. Doch kann man den dabei erwähnten Beispielen entnehmen, daß innerhalb der unendlich vielen möglichen Realisierungen eines Phonems nur eine begrenzte Anzahl normaler und konstanter Variationstypen vorkommen, so z. B. in bestimmten Stellungen innerhalb des Wortes.

Das für uns hier bedeutsamste Kapitel bei Trubetzkoy ist aber das über die Unterscheidung der Phoneme und Varianten.<sup>119</sup> Darin

---

<sup>116</sup> N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge der Phonologie*, S. 17-29.

<sup>117</sup> N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 32-36.

<sup>118</sup> N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 35.

<sup>119</sup> N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 41-47.

bemerkt er u. a., daß es (allgemeine und individuelle) *fakultative* Varianten gibt und eine unter ihnen jeweils als die in einer Sprache *normale* betrachtet werden kann. So z. B. ist beim Phonem /r/ im Französischen und im Deutschen die normale Realisierung (Variante) das „Zäpfchen“-r, im Spanischen, Italienischen usw. dagegen das „Zungenspitzen“-r. Eine weitere Art der Varianten sind die *kombinatorischen* Varianten, die sich nach der phonematischen Umgebung richten (so wird im Japanischen das Phonem /h/ vor u immer als f realisiert). Bestimmte fakultative Varianten haben nun auch stilistischen Wert, und einige der kombinatorischen Varianten eine Funktion, die Trubetzkoy *assoziativ* bzw. auch *mit-assoziativ* nennt, d. h., sie sollen die Wortgrenze, bzw. das angrenzende Morphem oder Phonem bezeichnen (so bezeichnet z. B. die Realisierung γ des Phonems /g/ nach /s/ im Rioplatensischen Spanisch dies letztere Phonem, dessen Realisierung dabei auf ein Minimum beschränkt bleibt). Doch sind viele Varianten in der jeweiligen Sprache einfach *normal*, obwohl vollkommen *afunktionell*. (Und Trubetzkoy selbst gebraucht verschiedentlich die Ausdrücke *Norm* und *normal* bei der Darstellung der Varianten.)

Ein weiterer Schritt in dieselbe Richtung kann bei der Betrachtung des Kapitels über die *Aufhebung distinktiver Gegensätze*<sup>120</sup> vollzogen werden, also über die Erscheinung, bei der in bestimmten Stellungen innerhalb des Wortes zwei korrelative, sonst wohlunterschiedene Phoneme austauschbar werden, ohne daß dieses die Bedeutung änderte.<sup>121</sup> Und gerade im Falle einer solchen Neutralisierung wird ganz klar, daß die Realisierung hier „gleichgültig“ ist; und die korrelativen Phoneme sind dabei allein vom funktionellen System her austauschbar, während die Realisierung nur selten vom Standpunkt der sprachlichen *Norm* her gleichgültig ist. Mehr noch: die Neutralisierung gibt es gerade nur aufgrund einer bestimmten

<sup>120</sup> N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 206-17.

<sup>121</sup> Im Falle einer Neutralisierung entspricht die akustische Realisierung nicht mehr nur einem der austauschbaren Phoneme, sondern einem beide umfassenden *Archiphonem*. So wird im Spanischen die Opposition zwischen /r/ und /rr/ im Auslaut neutralisiert, und eine Realisierung r oder rr (die von der Bedeutung her in der Stellung gleichgültig wird) entspricht dadurch einem Archiphonem /R/. Zu weiteren derartigen Neutralisierungen im Spanischen vgl. Amado Alonso, *Una ley fonológica del español*, in: *Estudios lingüísticos. Temas españoles*, Madrid 1951, S. 288-303.

normalen Realisierung, durch die ein Phonem seinem Korrelat (beziehungsweise im Falle einer vielfachen Korrelation verschiedenen Korrelaten) gleich wird, d. h. durch die eine phonologische Opposition ihre Gültigkeit verliert. So z. B. erscheint im phonologischen System des Deutschen die distinktive Opposition zwischen stimmhaften und stimmlosen Konsonanten in finaler Stellung oder Stellung vor stimmlosen Konsonanten als neutralisiert, doch ist die Realisierung der davon betroffenen korrelativen Phoneme (/b/ – /p/, /d/ – /t/ usw.) von der Norm her keineswegs indifferent, zumal sie immer als stimmlos realisiert werden.

Unterstrichen wird dann von Trubetzkoy, daß die Phonologie als Wissenschaft vom Sprachsystem sich mit lautlichen Gegebenheiten nur insofern beschäftigt, als sie eine „bestimmte Funktion im Sprachgebilde“ erfüllen.<sup>122</sup> Doch offensichtlich zeichnet eine Sprache sich also auch durch nicht funktionelle phonische Eigenschaften aus. Und bei der Behandlung der Prinzipien in Zwirners Phonometrie<sup>123</sup> erkennt dann auch Trubetzkoy die Existenz von „Realisierungsnormen“ an, doch fügt er – aus der Identifizierung der „Sprache“ mit dem „funktionellen System“ und der „Realisierung“ mit der „Rede“ – dem hinzu, daß es sich hier um Normen der *parole*, nicht der *langue* handle. Aber kann man *in einer Sprache* normale und konstante Erscheinungen wirklich als Fakten der *parole* bezeichnen?<sup>124</sup>

2.3 Martinet<sup>125</sup> bemerkt hierzu schließlich, daß die Varianten bei der phonologischen Beschreibung einer *Sprache* nicht beiseite gelassen werden dürfen (womit er der *langue* – die hier dann offensichtlich mehr bedeutet als nur „funktionelles System“ – die Realisie-

---

<sup>122</sup> N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 14.

<sup>123</sup> N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 10-12.

<sup>124</sup> Auf die Tatsache, daß Trubetzkoy's Trennung zwischen *Phonologie* und *Phonetik* nicht genau der Saussureschen Unterscheidung von *langue* und *parole* entspricht, wurde schon beim 3. Phonetikerkongreß (in Gent im Juli 1938) hingewiesen, insbesondere von N. van Wijk und J. Laziczius. Vgl. dazu N. van Wijk, *La délimitation des domaines de la phonologie et de la phonétique*, sowie J. Laziczius, *Die Scheidung langue-parole in der Lautforschung*, jeweils in: *Proceedings of the Third International Congress of Phonetic Sciences*, Gent 1939, S. 8-12 und 13-23.

<sup>125</sup> A. Martinet, *Phonology as Functional Phonetics*, London 1949, S. 7-9.

rungsnormen zuordnet, die Trubetzkoy der *parole* zuschreibt). Er übernimmt dann stillschweigend zwar Trubetzkoy's Ansicht von der assoziativen Funktion der kombinatorischen Varianten, bezeichnet aber wiederum Malmbergs Feststellung, wonach gewisse Varianten für bestimmte Sprachstrukturen charakteristische Züge bilden würden,<sup>126</sup> als bedeutungsvoll und nennt dafür von sich aus als Beispiel die normhafte Kürze der französischen Auslautvokale (die für die französische *Sprache* charakteristisch ist, obgleich in ihr hier keine distinktive Opposition zwischen langen und kurzen Vokalen besteht).

2.4 Louis Hjelmslev<sup>127</sup> endlich stellt in der Anwendung seiner gestrengen strukturalistischen und funktionellen Methode sowohl auf die (phonische) Ebene des Ausdrucks als auch die (semantische) Ebene des Inhalts auf beiden Ebenen das Vorkommen freier oder individueller Varianten (*Variationen* – vgl. die fakultativen Varianten der Phonologie) und bedingte oder kombinatorische Varianten (*Varietäten*) fest<sup>128</sup> und bemerkt dazu, daß die Variationen mit statistischen (phonometrischen) Mitteln untersucht werden können. Auf beiden Ebenen beobachtet er zudem ein Phänomen, das er *Synkretismus* nennt und das der phonologischen *Neutralisierung* entspräche. Jede Variante sei dazu die Realisierung einer *Invariante* und das Sprachsystem mithin ein System von *Invarianten*.

3.1 Wenn wir die *Sprache* mit diesem letzteren Konzept identifizieren, dann müßten wir auch zugeben, daß die Varianten nicht zur Sprache gehören. Doch geben wir diesem Terminus die aus den Verbindungen „deutsche Sprache“, „französische Sprache“ usw. gewohnte Bedeutung, dann müssen wir nach den bereits gemachten Beobachtungen auch anerkennen, daß in der „Sprache“ nicht einfach Invarianten feststellbar sind, sondern vielmehr auch „Variantentypen“ bzw. „Typ-Varianten“ (Klassen der rein momentanen und okkasionellen Varianten). Also nicht allein die Inva-

---

<sup>126</sup> Vgl. B. Malmberg, *Die Quantität als phonetisch-phonologischer Begriff*, in: *Lunds Universitets Årsskrift*, Lund 1944.

<sup>127</sup> L. Hjelmslev, *Omkring Sprogteoriens Grundlaeggelse*, Kopenhagen 1943, S. 55f. (*Prolegomena*, S. 60f.).

<sup>128</sup> So z. B. das Phonem /n/, das im Deutschen als apikoalveolar, bilabial, labiodental, dental, implosiv palatal oder velar realisiert wird, vgl. jeweils: *nennen, einpacken, fünf, Mandant, Mensch, klingen*.



rianten, sondern auch die normalen Varianten kommen in jeder Sprache in beschränkter Anzahl vor und sind für sie charakteristisch. D. h., es gibt in jeder Sprache konstante und besondere Oppositionen sowohl unter den Invarianten wie unter den normalen Varianten, mit dem einen Unterschied freilich, daß die Oppositionen zwischen den Invarianten funktionell sind, die zwischen den Varianten dagegen nicht, obwohl sie in der jeweiligen Sprache weder gleichgültigen noch willkürlichen Charakter besitzen. Somit gäbe es also außerphonologische und ganz allgemein außerstrukturelle, afunktionelle, nicht zum System gehörige Züge, die aber nicht rein zufällig auftreten, sondern eine Sprache jeweils kennzeichnen, d. h., *die Sprache im weiteren Sinne des Wortes ist nicht allein funktionelles System, sondern ebenso normale Realisierung.*

So ist denn vom funktionellen System her das it. Phonem /š/ (allgemein *sc* oder *sci* geschrieben: *scena*, *scialbo*) durch die Merkmale *frikativ* und *alveopalatal* ausreichend beschrieben, zumal es kein anderes it. Phonem mit denselben Merkmalen gibt. Dagegen ist dessen *Stimmlosigkeit* phonologisch irrelevant, zumal im (literarischen) Italienisch kein stimmhaftes Gegenphonem zu /š/ vorkommt. Doch ist unbestritten, daß /š/ im Italienischen, in der (literarischen) *italienischen Sprache*, und nicht bloß in diesem oder jenem Sprechakt dieses oder jenes Italieners nicht nur *frikativ* und *alveopalatal* ist, sondern auch *stimmlos*, und zwar aufgrund seiner konstanten Realisierung, und daß dieses Phonem trotz eines im System vorhandenen leeren Faches nie wie sein inexistentes Korrelativ \*/ž/ verwirklicht wird.

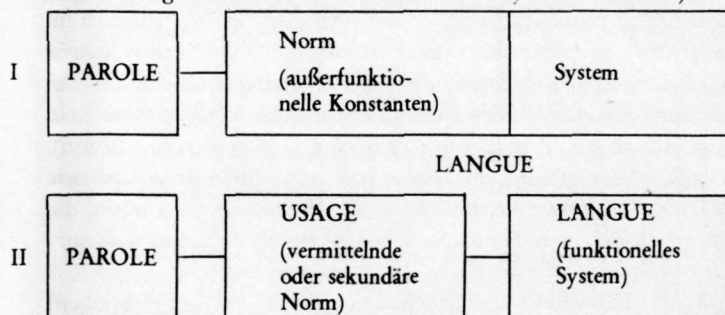
3.2 Wo aber sind nun sprachlich diese oder jene in einer Sprache normalen und konstanten, aber funktionell „irrelevanten“ Elemente anzusetzen, zumal sie sich nicht in das System einfügen lassen? Eben nirgendanders als in jener dem System vorausgehenden Abstraktion, der von uns so genannten *Norm*. Denn es scheint uns, als müsse eine strukturelle Betrachtung der Sprache nur zu diesem Begriff hinführen, und das freilich ohne die völlige Auslassung der phonischen Substanz. D. h., wir kämen somit notwendigerweise zu einer Revision der Dichotomie *langue-parole*, wie sie Martinet ziemlich klar vorausgesehen hat: „. . . il aurait été intéressant de signaler et de discuter la tentative de M. Malmberg de distinguer entre les faits extraphonologiques universels et ceux qui caractérisent une langue



donnée. Ceci aurait pu nous amener à reprendre l'examen des chapitres des *Grundzüge* consacrés aux variantes et celui de *la question encore fort mal résolue des rapports de la pertinence phonologique et de la distinction saussurienne fondamentale entre langue et parole*.<sup>129</sup> [Wir unterstreichen.]

Nach der von ihm dem Terminus *langue* gegebenen Bedeutung würde Martinet die *Norm* wohl eher als einen mit dem *System* im Einklang stehenden Aspekt der *langue* ansehen. Zu einer wenigstens formal anderen Lösung könnte uns dagegen Brøndal mit seinem Begriff des „Sprachgebrauchs“ (*usage*) bringen: „A propos de la distinction entre langue et parole on se demande souvent quelle est, sous ce rapport, la position de l'Usage. On peut admettre cette notion *comme en quelque sorte intermédiaire entre langue et parole*, à condition de concevoir l'usage comme *une espèce de norme secondaire, permise par le système abstrait* et supérieur de la langue sans possibilité pourtant de supprimer ou même de modifier celui-ci.“<sup>130</sup> [Unterstreichungen von uns.] Und Brøndal kommt auch ganz natürlich zu dieser Konzeption; denn für ihn ist die „Sprache“ eben allein das abstrakte, ideelle System.

Man gelangt damit also auf eine bestimmte Weise (und ohne die gesamte Realisierung in der Sprache der *parole* zuzurechnen) an eines der folgenden zwei Schemen (je nachdem, ob man den Saussureschen Begriff „Sprache“ im weiteren Sinne – als alles in einer Sprache einer Gemeinschaft Konstante und Systematische – oder aber im engeren Sinne – als funktionelles System – auffaßt):



<sup>129</sup> A. Martinet, *Où en est la phonologie?*, S. 57.

<sup>130</sup> V. Brøndal, *Linguistique structurale*, in: *Essais*, S. 96.

Es wird sich aber herausstellen, daß keines der beiden Schemata unter dem Gesichtswinkel einer unitarischen Konzeption, die die Sprache in ihrer primären und eigentlichen Wirklichkeit als Tätigkeit erfaßt, recht befriedigen kann. Die von beiden erschlossene Wahrheit scheint uns dagegen unbestreitbar.

## V. FAKTEN DES „SYSTEMS“ UND FAKTEN DER „NORM“

1. Die Belege für die Zweckmäßigkeit dieser Dreiteilung ergeben sich vor allem bei den Sprachlauten – vielleicht gerade, weil für dies Gebiet eine voll entwickelte Lehre der relevanten Oppositionen da ist –, doch können auch eindeutige Beispiele aus der eigentlichen Morphologie, der Ableitung und Zusammensetzung, der Syntax und dem Wortschatz genannt werden.

2. Zunächst die Sprachlaute:

1) Im Spanischen gibt es keine distinktive Opposition zwischen langen und kurzen Vokalen (*System*), dagegen werden hier die Auslautvokale normalerweise lang gesprochen (*Norm*).

2) In Sprachen wie dem Spanischen, Italienischen, Französischen, Deutschen usw. basiert keine distinktive Opposition auf dem Stimmregister, d. h., es kommen hier keine Bedeutungsunterscheidungen nur aufgrund der Tonhöhe zustande (*System*); dagegen sind aber die Grenzen des Registers hier nicht gleichgültig, sondern im Gegenteil wohl bezeichnet und bestimmen auch die Individualität jeder derartigen Sprache. So hat etwa das Italienische eine Intonationsbreite von zwei Oktaven; das Spanische dagegen wäre „ein tiefes Idiom“, weil es hier nur über eine Oktave verfügt (*Norm*). Deswegen klingt das gesprochene Italienisch für Spanier u. a. wie „Gesang“, d. h., sie empfinden die akustischen Realisierungen, die über die im Spanischen u. a. Sprachen bei der Intonationsbreite normalen Grenzen hinausgehen, schon als anormal.

3) Das Phonem /x/ (allgemein *j* und vor *e, i* als *g* geschrieben) ist ein im spanischen phonologischen System gewöhnliches Element, doch bewirkt ein Satz wie *Artajo trajo la valija abajo* („A. trug den Koffer nach unten“) einen seltsamen „stilistischen“ Ein-

druck, weil die *relative Häufigkeit* dieses Phonems in der spanischen Norm viel geringer liegt. Wir können daher die Auffassung vertreten, daß alles in einer Sprache auf die Phonemfrequenz Bezügliche,<sup>131</sup> alles phonologisch Statistische<sup>132</sup> die *Norm*, und nicht das *System* betrifft; denn hier handelt es sich um Eigenschaften, die zwar eine Sprache kennzeichnen, aber nicht in die Gesamtheit ihrer inneren grundlegenden Oppositionen gehören.

4) Im Spanischen gibt es weiterhin keine distinktive Opposition zwischen offenen und geschlossenen Vokalen, wie dagegen im Italienischen, Französischen oder Portugiesischen. „Phonetisch ist das *e* in span. *ver* so offen wie das in frz. *chantais* (oder kann es zumindest sein), und das *e* in span. *ves* so geschlossen wie das in frz. *chanter*“,<sup>133</sup> aber das hat innerhalb des span. phonologischen Systems keine Bedeutung, zumal die beiden Laute nicht als „verschiedene Werte“ funktionieren, sie sind einfach die Realisierungen eines einzigen Phonems /e/. Dies stimmt aber eben nur für das *System*, nicht für die *Norm*, zumal die normale Realisierung bei span. *queso, cabeza, sello* geschlossen, bei *papel, afecto, peine* usw. aber offen ist. Ebenso ist die Realisierung des /o/ in span. *llamó, boda, esposa* immer geschlossen, bei *rosa, hoja, dogma* dagegen offen. Gerade entgegengesetzte Realisierungen würden zwar nicht das System beeinträchtigen, aber ungewohnt und anormal wirken. Damit haben wir im System ein einziges Phonem /o/, zwei typische Varianten, zwei Typen des *o* in der Norm und schließlich eine unendliche Menge verschiedener Realisierungen (individueller und okkasioneller Varianten) im konkreten Sprechen, den Sprechakten.

Im System steht *o* also als distinktive phonologische Einheit *e*, *i*, *u* und *a* gegenüber und unterscheidet z. B. *ojo* von *ajo*, doch besteht zwischen [o] und [ɔ] keinerlei funktioneller Unterschied. In der Norm tritt dann die Unterscheidung von offenem *o* und geschlossenem *o* hinzu, also die zwischen der normalen Realisierung des *o* in *rosa* und der normalen Realisierung des *o* in *esposa*. Und

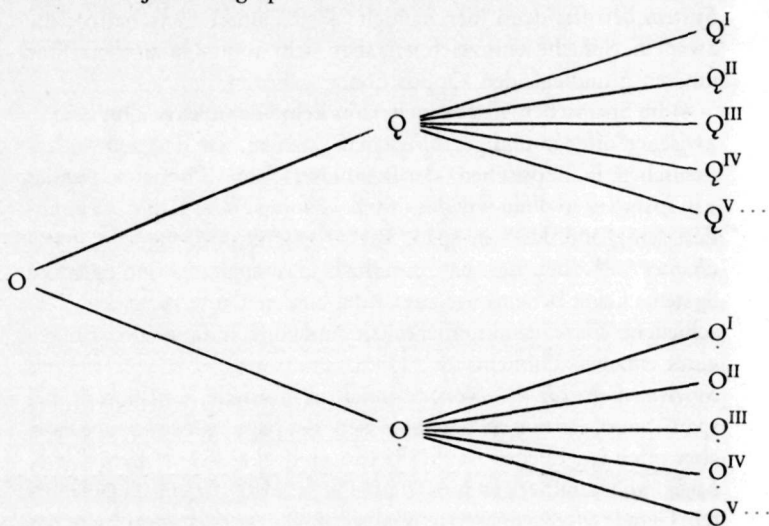
---

<sup>131</sup> So etwa die Tatsache, daß im Spanischen der Vokal *a* häufiger ist als *e* (jeweils 12 v. H. und 10,15 v. H.), während im Französischen und im Italienischen das Gegenteil der Fall ist. Vgl. T. Navarro Tomás, *El acento castellano*, Madrid 1935.

<sup>132</sup> Vgl. N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 230-241.

<sup>133</sup> A. Alonso, *Una ley fonológica*, in: *Estudios*, S. 289.

im Sprechen steht das in diesem Augenblick von einem Juan ausgesprochene offene *o* den Realisierungen derselben normalen Variante durch Pedro, Pablo, Diego u. a. gegenüber, sowie auch noch jedem sonst von Juan ausgesprochenen offenen *o*.



SYSTEM

NORM

REDE

5) Im Spanischen gibt es außer bei *r* keine phonologische Opposition zwischen einfachem und doppeltem Konsonant (*System*); jedoch werden bestimmte Konsonanten hier normalerweise in bestimmten Stellungen auch wie doppelt gesprochen (*Norm*). Das ist der Fall etwa bei der Affrikate /*ç*/ (*ch*) vor *a*, *o*, *u*; und ein Italiener, der ein phonologisches System mit Doppelkonsonanzen gewohnt ist, wird das /*ç*/ in span. *chivo* als dem des it. *ciarla* sowie das des span. *tacha* als dem des it. *caccia* gleich auffassen.

6) Die phonologische Opposition zwischen der einfachen Vibrante und der vielfachen Vibrante (*r* – *rr*) kommt im Spanischen nur in intervokalischer Stellung vor (*pero* – *perro*, *caro* – *carro*), wird dagegen in allen übrigen Stellungen neutralisiert, in denen die beiden Varianten also nurmehr Realisierungen eines Archiphonems sind. So ist in der Anlautstellung vom System her nur die Tatsache

einer Vibrante wichtig, d. h., daß nicht *raro* mit *paro*, *rey* mit *ley* oder *ruso* mit *puso* verwechselt werden. Doch ergibt sich in der Norm nicht das gleiche Bild; denn die normale Realisierung des Archiphonems ist eine vielfache Vibrante (*rr*) im Anlaut und nach *l*, *s*, *n*; eine einfache Vibrante (*r*) nach Okklusiven (*creo*, *presa*) und eine freie (meist aber einfache) Variante nur im Auslaut und vor Konsonanten (*ver*, *puerta*). Deswegen betrifft eine Aussprache des span. *rey* mit einfacher statt vielfacher Vibrante auch nicht das System (dies Wort wird mit keinem anderen verwechselt, wie dagegen bei *parra* – *para* möglich, noch unkenntlich werden), jedoch ist eine solche Realisierung im Spanischen unnormal. Zudem noch gilt als normale Realisierung beider Phoneme wie auch des Archiphonems die alveolare (Zungenspitzen-) Vibration, und nicht die uvulare (Zäpfchen-) Vibration, wie etwa im Französischen.

Vom System her, jedoch von der Norm her nicht insgesamt entsprechend ist der Status der Opposition einfache – vielfache (bzw. alveolare – uvulare) Vibrante im Portugiesischen.

7) Daß das kastilische *s* dorsal oder koronal ist, betrifft die Norm, jedoch nicht das funktionelle System der Sprache. Denn vom System her gesehen könnte das span. Phonem /s/ auch als *ss*, *š* oder *z* realisiert werden, zumal da es im Spanischen keine Phoneme *ss*, *š*, und *z* neben ihm gibt (was dagegen im Französischen oder Italienischen nicht statthaft wäre, wo Oppositionen bestehen wie: *chat* – *sa*; *casa* – *cassa*, *sala* – *sciala* usw.); jedoch sind solche Realisierungen nicht normal. Im amerikanischen Spanisch, das kein besonderes Phonem /θ/ neben *s* kennt, könnte es dann in noch größerer Vielfalt verwirklicht werden, jedoch sind hier die normalen Varianten dentales *s* und im Auslaut sowie vor Konsonant die Aspiration *h* (*pahto* statt *pasto*).

Ebenso kann *r* im Französischen auf unterschiedliche Art und Weise ausgesprochen werden; seine Variationsbreite reicht hier vom alveolaren *r* der südlichen Dialekte bis zum uvularen „Pariser“ *r* und kann auch die Realisierung [x] umfassen, weil es im Frz. kein Phonem /x/ neben ihm gibt (wie das aber im Spanischen oder im Deutschen der Fall wäre). Unter allen hier möglichen Varianten aber ist die normalste und allgemeinste das Zäpfchen-*r*. Im Portugiesischen erhält sich auslautendes /s/ aufgrund zweier gleichzeitiger Neutralisierungen als relevantes Merkmal allein die Frikativität, also

weder die Interdentalität, noch die Velarität, noch die Laryngalität (d. h., es kann dental oder alveolar sein: *s*, *z*, bzw. alveopalatal: *š*, *ž*). Damit erfordert das System nur dies, bzw. bietet eine ganze Reihe von Möglichkeiten. Die Norm dagegen (und hier geht es um eine kombinatorische Norm) ist sehr viel gebieterischer: so läßt die Norm von São Paulo nur die Realisierungen *s* und *z* zu, die von Rio zwar *š*, *z* und *ž*, doch nicht als freie, sondern als gebundene Varianten, d. h. je nach dem folgenden Phonem. Denn in einem Fall wie etwa *os olhos* fordert die pg. Norm beim *s* in *os* nicht einfach eine akustische Variante eines Archiphonems als Realisierung, sondern Dentalität und Sonorität (also *z*).

8) Die Beispiele lassen sich unbegrenzt vermehren. So etwa gab es im Lateinischen ein einziges Phonem /*u*/, dessen Realisierung aber je nach seiner Stellung konsonantisch oder vokalisch sein konnte, was zu seiner Spaltung in zwei verschiedene Phoneme führte. Im Französischen ist das *u* in *puis* oder *suite* nur Variante desselben Phonems, das durch das *u* in *pur*, *étude* usw. dargestellt wird; doch in der Norm steht *u* in *puis*, *suite* usw. für einen Konsonanten, in *pur*, *étude* usw. dagegen für einen Vokal, und eine vokalische Realisierung des *u* von *puis* oder *suite* würde für die meisten Franzosen unnormal klingen. Im Russischen und im Rumänischen wird das Phonem /*e*/ in bestimmten Stellungen obligatorisch als *je* realisiert. Und das zweite *l* im engl. *little* sowie das *l* des frz. *peuple* sind in der Norm zwar jeweils vom ersten *l* in *little* und von *l* in *lac* unterschieden, weil sie ohne Stimmtön gesprochen werden, doch sind sie vom System her jedesmal Varianten ein und desselben Phonems.

3.1 Die Aufschlüsse über den Unterschied zwischen *Norm* und *System* in der Morphologie sowie über den sozialen und kulturellen Charakter der Norm liefern uns wohl am ehesten die Flexionsfehler der Kinder oder ganz allgemein die nicht hinreichend mit der Norm vertrauten Personen. Denn Irrtümer entstehen hier fast immer aus der einfachen Anwendung der funktionellen Oppositionen des Systems, die der in der betreffenden Sprachgemeinschaft als normal sanktionierten Anwendung zuwiderläuft, d. h., sie entstehen aus der unnormalen Benutzung der vom System als ideelle, vom konkreten Gebrauch abgelöste Formen bereitgestellten Mittel, die aber durch die Norm in traditionellen Realisierungen fixiert, kodifiziert



und klassifiziert wurden. Wenn so etwa ein englisches Kind zum Sg. *ox* den Pl. *oxes* (statt *oxen*) benutzt und ein französisches Kind zum Sg. *carnaval* einen Pl. *carnavaux* (statt *carnavals*), dann wohl deswegen, weil das System solche Oppositionen tatsächlich zuläßt; doch in der Norm werden sie in diesen Fällen nicht realisiert (wie dagegen in: *ass* – *asses*; *cheval* – *chevaux*). Es gibt daher auch in der Morphologie jene Opposition zwischen „obligatorischen Varianten“ auf der Ebene der Norm, die wir aus der Phonologie bereits kennen; funktionell gesehen sind *oxes* und *oxen* nämlich austauschbar, zumal da sie beide als Plural kenntlich sind, doch ist in der Norm allein die Form *oxen* zugelassen. Ebenso wären im Spanischen „*estea*“ und *esté* sowie „*andé*“ und *anduve* funktionell „gleichwertig“ (im System der sprachlichen Virtualitäten stünde dann \**estea* einem *estoy* gegenüber, wie *sea* dem Indikativ *soy*; \**andé* dem Infinitiv *andar*, wie *canté* einem *cantar*), jedoch läßt die spanische Norm nur *esté* und *anduve* zu.

Unsere Lateingrammatiken nennen Substantive der 3. Deklination, die im Akkusativ die Endungen *-em* und *-im* sowie im Ablativ die Endungen *-e* und *-i* „zulassen“ (*febris*, *pelvis*, *securis* usw.), und andere Nomina, die sowohl der 2. als großenteils auch der 4. Deklination folgen (*cupressus*, *fagus*, *ficus*, *laurus* etc.). Nun gab es wohl einen Abschnitt in der Geschichte des lateinischen Systems, wo die erwähnten Möglichkeiten nebeneinander bestanden, doch war die Norm dem gegenüber nie ganz gleichgültig, sondern zog immer die eine oder andere Form vor. Denn es ergab sich eine ständige Verlagerung der Norm zu den Endungen *-em* und *-e* sowie zur 2. Deklination hin.

3.2 Entsprechendes kann man im gegenwärtigen Rumänisch aufkommen sehen. Denn im Rumänischen können die sog. ambigenen Nomina (mask. im Sg. – fem. im Pl.), die nicht auf *-e* bzw. *-iu* enden, im Plural ein *-e* (*scaun* „Stuhl“, pl. *scaune*) oder *-uri* (*cer* „Himmel“, pl. *ceruri*) erhalten. Allgemein haben dabei die Mehrsilber *-e* und die Einsilber *-uri*; doch sind bei vielen Substantiven beide Endungen zugelassen (*chibrit* „Streichholz“, pl. *chibrite* oder *chibrituri*). Die Norm aber verhält sich hier nicht gleichgültig und bevorzugt immer eine von beiden Formen (wobei es scheint, als verlagertere sie sich immer mehr zugunsten von *-uri*).

Eine Reihe rumänischer Diminutive verwenden im Singular die

austauschbaren Suffixe *-ică* und *-ea* (*rîndunică*, *rîndunea* „Schwalbe“; *floricică*, *floricea* „Blümchen“) und bilden den Plural jeweils auf *-ici* und *-ele* (*rîndunici*, *rîndunele*). Diese beiden Oppositionen sind im System nun zwar untereinander austauschbar, doch bevorzugt die Norm *-ică* im Sg. und *-ele* im Pl. (*rîndunică* – *rîndunele*, *floricică* – *floricele*), wodurch im System eben aus dieser Kreuzung der beiden oben erwähnten Oppositionen eine neue Opposition *-ică/-ele* entsteht.

Den interessantesten Fall stellen hier die Feminina auf *-ă* dar, die entweder einen Plural auf *-e* ohne Metaphonie (*casă* „Haus; Kasse“ – *case*) oder einen Plural auf *-i* mit Metaphonie (*țară* „Land“ – *țări*) erhalten können. Im System sind beide Plurale gleichwertig, so daß auch alle betreffenden Substantive beide Formen annehmen könnten. Jedoch bevorzugt die Norm jeweils ganz eindeutig die eine oder die andere Form, wobei, wie es scheint, die Formen auf *-i* schon allgemein überwiegen (so ist der normale Pl. von *școală* „Schule“ heute *școli*, doch bleibt die vorige Norm *școale* in dem Namen einer im vergangenen Jahrhundert geschaffenen Einrichtung erhalten: *Casa Școalelor*).

3.3 Natürlich gibt es bei dem Übergang von einer Norm zur anderen einen Augenblick des Schwankens, vor allem in bezug auf die Gesamtsprache; denn hier bestehen verschiedene (soziale und regionale) Teilnormen, zumal da die Norm schon ihrer Anlage nach immer weniger allgemein ist als das System. Dazu betrachte man z. B. die Verwendung des Dativs und Akkusativs beim span. Personalpronomen der 3. Person, wo das System eine ganze Kette von Möglichkeiten bietet: 1) *le-lo*, 2) *le-le*, 3) *lo-lo*; 4) *le-la*, 5) *la-la*. Im Rioplatensischen bilden die Norm 1) und 4), jeweils für das Maskulinum und das Femininum. In Spanien ist die gehobene Norm *le-lo* für die Maskulina und *le-la* für die Feminina, schwankt aber bei den maskulinen Personen zwischen *le-lo* und *le-le*, mit Überwiegen des Letzteren. Populär ist dann *la-la*, und vulgär *lo-lo*<sup>134</sup>.

4.1 In der Wortbildung, -ableitung und -zusammensetzung wird der Unterschied zwischen Norm und System in bezug auf die täglichen Ausdrucksbedürfnisse jedes Sprechers offenbar. Denn be-

---

<sup>134</sup> Vgl. R. Lapesa, *Historia de la lengua española*, 2. A., Madrid o. J. [1950], S. 291.

trachten wir die im *Duden* oder im *Diccionario de la Academia* etc. (den Normregistern) nicht verzeichneten Wörter jeweils als inexistent, dann könnten wir auch nicht von *Konkretisierung*, *Abstraktheit*, *Verpoppung*, *Gebundenheit* oder *Devisenbringer* bzw. von span. *planteo*, *ocultamiento*, *sacapuntas* etc. reden. Im Spanischen könnten wir *papal* dann nur mit der Bedeutung „päpstlich“ und nicht als „Pflanzung von Kartoffeln“ (*papas*) verwenden. Weiter könnten wir zwar von *palatalisieren* und *labialisieren* sprechen, nicht aber von *Palatalisierung* oder *Labialisierung*; sagen könnten wir auch *Nasalität*, *nasalieren* und *nasal*, nicht dagegen *Velarität*, *velarisieren*, *Velarisierung*. Es mag wohl sein, daß einige dieser Wörter in der Norm nicht da sind, doch existieren sie irgendwo im System, in der Gesamtheit der Strukturen, Möglichkeiten und funktionellen Oppositionen der deutschen Sprache. Denn im System existieren als virtuell alle von den Verben möglichen Ableitungen auf *-ung* (und ferner *-heit*), alle möglichen Verben auf *-isieren* und Abstrakta auf *-ität* usw., und das ganze unabhängig von deren Annahme durch die Norm. Das System ist nämlich ein Ganzes aus offenen sowie versperrten Wegen, aus verlängerbaren und nicht verlängerbaren Koordinaten. So sind verlängerbar die Linien der Verben auf *-ieren* und *-isieren*, sowie auf *-eln*, aber nicht die der auf *-en*, und schon gar nicht die der „starken“ Verben. Im Spanischen wären das die Verben auf *-ear*, *-izar*, *-ecer*, aber nicht die auf *-er* oder *-ir*. Ins Unendliche ließen sich die Linien der Ableitungen auf *-ung* und *-heit* erweitern, doch nicht die der Bildungen auf *-de*. Im Spanischen läßt sich kein Augmentativ zu *carta* auf *-ón* herstellen, weil dem *cartón* „Pappe“ entgegenstünde. Und beim Gegenteil zu dem phonologischen Terminus *pertinent* („relevant“) werden wir nicht zu dem negierenden Präfix *in-* greifen, weil *imper-* schon anders gebraucht wird. Die Norditaliener können sich zwar *nordici* nennen, doch die Südtaliener nicht entsprechend *sudici* (denn das wäre ein Pl. zu *sudicio* „schmutzig“), sondern nur *meridionali*. Aber span. *sacapuntas* „Bleistiftanspitzer“ ist vom System her völlig legitim (vgl. *sacamuélas*, *sacapelotas*, *sacabotas*, *sacacorchos* usw.), und span. *sacaclavos* ist nur deswegen „Amerikanismus“, weil die spanische Norm in der Bedeutung „Nagelzange“ schon den Ausdruck *desclavador* sanktioniert hat. Und schließlich ist span. *papal* in der Bedeutung „Kartoffelpflanzung“

ein „Amerikanismus“ nur von der gegenwärtigen *spanischen* Norm her, während es vom System her gesehen schon eine recht „urwüchsige“ Form darstellt. Denn echt spanische Wörter entstehen nicht allein in Spanien, sondern ebensogut in Amerika, zumal da das spanische Sprachsystem auch in Amerika funktioniert und es letzten Endes nicht von Belang ist, ob bestimmte neue Wörter als Realisierungen systematischer Möglichkeiten des Spanischen in Madrid oder etwa in Montevideo aufkamen.

4.2 Auch bei der Ableitung sorgt die Norm für eine Auswahl, Fixierung und Trennung der Varianten. So liefert z. B. das spanische System für das Femininum der Nomina agentis auf *-tor* die Möglichkeiten *-tora* und *-triz*, die jedoch in der normalen Realisierung einander gegenüberstehen und auseinanderstreben: denn die Norm bevorzugt zu *actor* und *director* jeweils *actriz* und *directora*, während *actora* der Rechtssprache („Klägerin“) und *directriz* der Geometrie („Grundlinie“) vorbehalten bleiben (womit zwei untereinander austauschbare Varianten zu distinkten Einheiten würden). Ebenso gestattet die spanische Norm zwar die Opposition *maestro/maestra*, aber nicht *ministro/ministra*; ebenso im Deutschen zwar die Opposition *Arzt/Ärztin*, aber nicht *Doktor/Doktorin*. Ferner bevorzugt sie im Spanischen *oyente* gegenüber *oidor*, *navegante* gegenüber *navegador*; und sie gestattet zwar *estudiante/estudiante*, sowie *presidente/presidenta*, jedoch weder *navegante/naveganta* noch *amante/amanta*, d. h., die Norm verwirklicht das System nur teilweise.

5.1 Schwieriger scheint dagegen die Feststellung des Unterschiedes zwischen Norm und System auf dem Gebiet der Syntax. Doch sind wir der Meinung, daß er auch hier möglich ist, zumal wir nicht annahmen, die Syntax gehöre eher zur „Rede“ als zur „Sprache“, wie das einige Autoren wollen (Gardiner, Bühler, Brøndal).

5.2 Wie schon gewohnt treffen wir auch hier auf eine unseres Erachtens einseitige Entwicklung eines Saussureschen Gedankens, demzufolge „die Kombinationen, durch die das sprechende Subjekt den Kode der Sprache zum Ausdruck seiner eigenen Ansichten benutzt“ zur *Rede* gehören.<sup>135</sup>

An anderer Stelle fragt sich Saussure, „bis zu welchem Grad der Satz zur Sprache gehört“,<sup>136</sup> und weist dabei auf die unendliche Vielfalt der Sätze

---

<sup>135</sup> CLG, S. 31.

<sup>136</sup> CLG, S. 148.

hin und beantwortet seine Frage schließlich in einem anderen Kapitel: mit dem Satz „er (der Satz) gehört zur Rede, nicht zur Sprache.“<sup>137</sup> Dieses Urteil nun findet sich als Dogma in der Sprachwissenschaft nach Saussure wieder. Doch fragen wir erst einmal nach dem Inhalt jenes Saussureschen Urteils. Danach ist der Satz die Einheit des Ausdrucks, was auch unbestreitbar ist. Doch heißt das noch nicht, daß er keine bestimmte sprachliche Struktur besitze. Denn wenn man dagegen die Neuartigkeit jedes Satzes und die unendliche Vielfalt aller Sätze hervorheben will, dann muß auch geltend gemacht werden, daß alle Elemente des Ausdrucks (konkret geäußerte Wörter, deren Laute usw.) im konkreten Sprechen ebenso neuartig sind wie der eigentliche Satz und daß die beobachtete Vielfalt der Sätze nicht an sich schon eine sprachwichtige Feststellung ist, sondern eine Feststellung der unendlichen Vielfalt menschlicher, in der Sprache ausgedrückter Gefühle und Gedanken (und dasselbe wäre bei den Lauten, der mit einem Zeichen verbundenen Bedeutungsvielfalt usw. zu beobachten). Untauglich scheint uns hier auch das von Brøndal angeführte gegenteilige Argument, nach dem alle Satztypen allgemein und nicht nur für diese oder jene Sprache typisch seien.<sup>138</sup> Denn damit wird bloß die erstaunliche Universalität und Homogenität des menschlichen Geistes bei all seiner unendlichen Vielfalt (und das bedeutet keinen Widerspruch) noch einmal bestätigt. Unendlich vielfältig und auch universell ist der Satz also durch *das in ihm Ausgedrückte*, doch nach unserer Auffassung nicht auch durch *die Art des Ausdrucks*: denn als sprachliche Erscheinung gehört der Satz ebenso zur *Sprache* wie alle übrigen sprachlichen Dinge, d. h. eben durch seine ideelle Struktur und seine Realisierungsnorm. Im übrigen ist auch de Saussure der Auffassung, daß der Satz nur bis zu einem gewissen Grade zur Rede gehört, zumal da bei ihm das *Syntagma* (das sowohl Teil eines Satzes wie auch ein ganzer Satz sein kann) in der *Sprache* steht<sup>139</sup> und nach deren Regeln zustandekommt. Und Gardiner nimmt, wie schon gesehen, immerhin an, daß die syntaktischen Funktionen der „Sprache“ vorhanden seien. Aber existieren die anderen Sprachphänomene vielleicht auf andere Weise im System? Kommen die Sprachlaute, die Wörter nicht nur als Schemen, als ideelle Strukturen in eben dem abstrakten Sprachsystem vor? Wie anders wohl als mit anderen Strukturen assoziierte und ihnen entgegengesetzte Struktur existiert in der „Sprache“ ein Wortparadigma wie lat. *lupus-lupi-lupo-lupum*,<sup>140</sup> oder auch dt. *ich sehe-sah-habe gesehen*? Wenn die „Sprache“ denn, wie Gardiner versichert, ein „Wissen“ darstellt, dann umfaßt dieses Wissen auch die Satz-schemata, die sich unserer Ansicht nach nicht wesentlich von den Schemata

---

<sup>137</sup> CLG, S. 172.

<sup>138</sup> V. Brøndal, *Morfologi og Syntax*, S. 5.

<sup>139</sup> CLG, S. 172-173.

<sup>140</sup> Vgl. A. Meillet, *Le caractère concret du mot*, in: *Linguistique historique et linguistique générale* II, Paris 1936, S. 9f. Vgl. ebenso Ch. Bally, *Linguistique générale*, S. 289-90.

der Laut- und Bedeutungseinheiten unterscheiden.<sup>141</sup> Denn wir können immer noch das System der lateinischen Syntax studieren und heute noch lateinische Sätze bilden, die dieses System realisieren. Man mag einwenden, die lateinische Syntax sei wie auch die jeder andern Sprache nur über die Rede zugänglich, also über wirklich vorhandene Sätze. Doch gilt dies nicht nur für den Satz: denn alle Elemente der *Sprache* müssen irgendwann Rede gewesen sein. So z. B. erkennen wir für das klassische Latein als Vokativ zu *deus* nicht \**dee* an, einfach weil er nirgends belegt ist.<sup>142</sup>

Wie weit also gehört der Satz zur Rede? Bei Saussure liegt bereits eine implizite Antwort vor, wenn er der *Sprache* die festen und traditionellen Muster der Syntagmen zuschreibt,<sup>143</sup> und nicht nur die Formeln, „die nicht improvisierbaren Wendungen“, sondern ebenso „alle aus regelmäßigen Formen gebildeten Typen von Syntagmen“, die allgemeinen Typen entsprechenden Kombinationen, die „ihre Grundlage in Form konkreter Erinnerungen in der *Sprache* finden.“ Und gibt es in der Sprache nun – dem „Sprachbesitz“, wie hier zu verstehen – irgendetwas, das nicht auf konkrete Erinnerungen gründete und nicht über diese auch abstrakt strukturiert wäre? Denn um Abstraktion geht es hier (insofern Abstraktion als „Formalisierung“ und „Idealisierung“ gilt), zumal da mit der Bestätigung „allgemeiner Typen“ gerade auch das Gegenteil zum Konkreten in der Sprache angesprochen wird (ganz abgesehen davon, daß dieses für Saussure wohl bedeutet: „es gibt nichts Abstraktes in der Sprache“). Denn wenn der Satz im konkreten Sprechen der einheitliche und unteilbare Ausdruck der zwischen einem Zeichen und einer Situation bzw. zwischen einer Reihe solcher Zeichen und dieser (als Gesamtheit und Einheit aufgefaßten) Reihe und einer Situation hergestellten Beziehung ist, dann wird offensichtlich, daß der Satz im abstrakten System nur ein allgemeines Muster, ein ideelles Schema dieser Beziehungen sein kann. Damit gehört der Satz also wie alles Sprachliche als Struktur und ideelle Form zur „Sprache“, als Realisierung und konkrete Anwendung durch den Einzelnen dagegen zur Rede; und allein zur Rede gehört wiederum das an ihm Ungestaltete und Unstrukturierte: das Anakoluth, die Lapsus, die Unterbrechungen.<sup>144</sup>

Die eigentliche Schwierigkeit ergibt sich unserer Ansicht nach aber daraus, daß die syntaktische Funktion bereits im konkreten Sprechen eine besondere Funktion ist: nämlich Relationsfunktion. Und diese kann zwar durch Morpheme ausgedrückt werden, liegt aber nicht in ihnen selbst – denn sie gehören

---

<sup>141</sup> Vgl. dazu den Kongressvortrag von Bohumil Trnka über das Problem der Definition von Morphologie und Syntax (in: *Actes du sixième Congrès international de linguistes*, Paris 1948, S. 19-30).

<sup>142</sup> Man könnte sie postulieren, zumal es sich dabei um eine systematisch sehr gut mögliche Form handelt. Doch ist die Sprache eben nicht allein System, sondern auch Norm, und dort ist der Vokativ von *deus* nicht \**dee*, sondern jedesmal *deus*.

<sup>143</sup> *CLG*, S. 172-173.

<sup>144</sup> Vgl. K. Voßler, *Sprachphilosophie*, S. 159.



zur paradigmatischen Ebene –, sondern in der Beziehung (der Abhängigkeit, der Konkordanz), die zwischen den Zeichen durch die in ihnen enthaltenen Morpheme (und darunter zählen wir auch die Reihenfolge der Zeichen) sowie zugleich zwischen der Gesamtheit der Zeichen und der Situation hergestellt wird. Diese Beziehung nun – die einzige auf der eigentlich syntagmatischen Ebene bestehende – ist an sich vollkommen unmateriell; materiell kann sie gerade noch in der melodischen Einheit erfaßt werden, die dann auch bei einigen Autoren, insbesondere J. Stenzel, als Grundlage einer Satzdefinition erscheint.<sup>145</sup> Doch wenn das Sprechen nun genau in der Herstellung dieser Beziehung besteht, dann wird auch klar, daß alles, was uns zum Sprechen befähigt, das sprachliche Wissen und Können, der Sprachbesitz, eben nicht nur die einzelnen Sprachzeichen umfassen darf (denn die Kenntnis des gesamten Wortschatzes einer Sprache bedeutet noch keine Kenntnis dieser Sprache selbst), sondern auch die Art, sie zu aktualisieren und untereinander wie mit einer Situation in Beziehung zu bringen, enthalten muß.<sup>146</sup> Und wenn das Sprachsystem das abstrakte System der im Sprechen auftretenden Oppositionen und der durch sie wahrgenommenen Funktionen darstellt, dann ist in ihm auch offensichtlich die Existenz aller sprachlichen Funktionen anzunehmen, und das wären: a. die *phonologischen* bzw. *distinktiven Funktionen*, die alle Zeichen individualisieren, trennen und unterscheiden (also *kulminative*, *delimitative* und eigentlich *distinktive Funktion*); b. die *stilistischen* bzw. *orientierenden Funktionen*, die den spezifischen Wert eines Zeichens im Sprechakt festlegen und es entweder auf den Sprecher, den Hörer oder die Sache hin orientieren (*Ausdrucks-*, *Appell-* und *Zeigfunktion*); c. die *morphologischen Funktionen*, d. h. die *Aktualisierungsfunktionen*, die das Zeichen für den konkreten Gebrauch im Sprechakt geeignet macht (es also in eine grammatische Kategorie einsetzt, in Genus, Numerus, Kasus, Tempus, Modus, Aspekt, Person usw.); d. die *syntaktische* oder *beziehende Funktion*, die alle Zeichen untereinander in Beziehung setzt, sie zu Ausdruckseinheiten fügt und auf eine Situation bezieht; e. die *symbolischen Funktionen*, d. h. die *darstellende Funktion*, die als Erkennungsmedium ganz unabhängig von der Aktualisierung und den jeweiligen Beziehungen unmittelbar dem Zeichen angehört, und die *assoziative Funktion*,<sup>147</sup> welche die Zeichen als Bewußtseinsfaktoren nach deren Form oder Inhalt zusammenbringt. Alle diese Funktionen sind *semantischer* Natur, weil sie die sprachlichen Zeichen und ihren Gebrauch betreffen (und so ist auch Hugo Schuchardts berühmter Satz zu verstehen, worin er sagt: „es gibt nur eine Grammatik, und die heißt Bedeutungslehre oder wohl richtiger Bezeichnungslehre –“).<sup>148</sup>

<sup>145</sup> Vgl. J. Stenzel, *Philosophie der Sprache*, München 1934, S. 42-45 und S. 48-50.

<sup>146</sup> Vgl. W. Porzig, *Wunder der Sprache*<sup>1</sup>, S. 106-107.

<sup>147</sup> Nicht zu verwechseln mit der phonologischen *assoziativen Funktion*, die nur eine sekundäre distinktive Funktion ist.

<sup>148</sup> Hugo Schuchardt-Brevier, Halle 1922, S. 127.

5.3 In der Syntax erscheint der Gegensatz von *Norm* und *System* zunächst als Unterschied zwischen den allgemeinen bzw. „regelmäßigen“ Satzbautypen und den festen Formeln, von denen Saussure spricht. Denn während jene dem System angehören, stellen letztere nur traditionelle Realisierungen im System schon enthaltener Schemata dar, sind also bloße Elemente der Norm.

Dann kann auch hier unter den vom System zugelassenen Varianten eines syntaktischen Musters jeweils eine als die in einer Sprache normale Realisierung gelten, wogegen die übrigen entweder unnormal sind oder nur in einer bestimmten Stillage zur Normalität gelangen. So ist z. B. im Spanischen der Satz *se me ha dado* („ich habe es geschafft“) die Norm, nicht dagegen *\*me se ha dado*, der jedoch alle vom System zu fordernden Unterscheidungen enthält und wiederum im Italienischen der Normalfall ist (*mi si è dato*). Weiter muß man im Spanischen z. B. sagen *no voy más*, ebenso im Italienischen *non vado più*, im Rumänischen aber *nu mai merg* und im Deutschen endlich *ich gehe nicht mehr*; d. h. also, auch hier wird eine Sprache über die funktionellen Oppositionen hinaus durch ihre normalen Realisierungen bestimmt. Und so stimmt es zwar, daß das lateinische System für den Satz „Peter mag Paul“ irgendeinen der folgenden Ausdrücke zuließ: *Petrus Paulum amat* – *Paulum Petrus amat* – *Petrus amat Paulum* – *Paulum amat Petrus* – *Amat Petrus Paulum* – *Amat Paulum Petrus*; doch stimmt auch, daß nur der erste Satz die Norm darstellte, während alle übrigen entweder der Norm nicht entsprachen oder aber bestimmte stilistische Werte besaßen. Denn die Wortfolge war im lateinischen Satz viel weniger frei und willkürlich als das unsere Handbücher wollen.

Schließlich können auch zwei vom System her vertauschbare syntaktische Varianten in der Norm eine Opposition bilden. So gestattet z. B. das System des Spanischen in gewissen Fällen die Konstruktion eines direkten persönlichen Objekts entweder mit oder ohne die Präposition *a*; doch ist eindeutig, daß in der Norm *querer a un criado* („einen Diener lieben“) zu dem Ausdruck *querer un criado* („einen Diener suchen“) eine klare Opposition bildet.<sup>149</sup> (Man vgl.

---

<sup>149</sup> Vgl. K. Voßler, *Algunos caracteres de la cultura española*, Buenos Aires 1941, S. 68.

hierzu das bedeutungsvolle, von Ch. Bally untersuchte frz. Beispiel *croire en Dieu – croire au diable*.)<sup>150</sup>

6.1 Die größten Schwierigkeiten aber treten bei der Unterscheidung von *Norm* und *System* im Bereiche des eigentlichen Wortschatzes auf, d. h. dort, wo die von uns sog. *darstellende* und die *assoziative* Funktion einsetzen. Doch geht es hier nicht um der Unterscheidung selbst inhärente Schwierigkeiten, sondern vielmehr um solche, die aus der enormen Komplexität und der unendlichen Vielfalt der hier bestehenden Oppositionen sich ergeben und die systematische Untersuchung des Wortschatzes so beschwerlich machen. Denn auch die großen lexikographischen Werke sind trotz großer Anstrengungen vielfach nur einfache Repertorien, in denen die Wörter als isolierte Wesenheiten, nicht aber als organisch unterschiedene und assoziierte Systemelemente behandelt werden. Aber die grundlegenden Oppositionen müßten auch hier unterscheidbar und auf konstante Muster zurückzuführen sein (und die ganz willkürliche alphabetische Anordnung damit aufgegeben werden), wobei deren Zahl allerdings höher liegen wird als die der in der Phonetik, der Morphologie, sowie der Wortbildung und der Syntax feststellbaren Oppositionen.

6.2 Wir nehmen hier an, daß im Wortschatz dem *System* die besondere begriffliche Einteilung der Welt entspricht, die jede Sprache darstellt (*darstellende Funktion*), sowie die besondere Weise der formalen Realisierung dieser Klassifizierung in jeder Sprache, sowohl im Augenblick der Schaffung wie der Wiederholung eines Zeichens (*assoziative Funktion*). Betrachten könnte man dazu das pers. *khordān*, dem in anderen Sprachen zwei Verben entsprechen, etwa span. *comer* und *beber*, (wobei span. *comer* wieder dt. *essen* und *fressen*, je ob Mensch oder Tier, gegenüberstünde, und im Tamanaco, einer Indianersprache Brasiliens, gar *jucurú*, *jemerí*, *janerí* „Brot essen, Früchte oder Mehl essen, Fleisch essen“),<sup>151</sup> oder auch das lat. *esse*, dem im Span. *ser* und *estar* (sowie auch *existir*, *hallarse* und *haber*) entsprächen. All dieses sind von der Darstellung her Systemunterschiede, mit denen sich konfrontiert sieht, wer immer ein zweisprachiges Wörterbuch benutzt oder von einer Sprache

---

<sup>150</sup> Ch. Bally in: *Festschrift Tappolet*, Basel 1935, S. 9-15.

<sup>151</sup> Vgl. A. Pagliaro, *Corso di glottologia* I, S. 89.

in die andere übersetzt hat. Zu den assoziativen Systemdifferenzen mag erwähnt sein, daß für die Römer der Name des Mondes (*luna* < \**lucsna* < \**loucsna*) zunächst „die Leuchtende“ (*stella*) bedeutete und sich mit *luceo* „leuchte“ verband, während er für (Deutsche und) Griechen (μείζ, μήν) wie für die Slawen mit der Vorstellung des „Messens“ (der Zeit) in Verbindung steht, ferner daß Wörtern wie engl. *bat*, it. *pipistrello*, frz. *chauve-souris*, span. *murciélago*, dt. *Fledermaus* jeweils verschiedene Assoziationen entsprechen. Dasselbe ist auch in einfacheren Beispielen festzustellen, wie dem span. *sobretudo* („Überalles“, entsprechend dem engl. *overall*, das dadurch übersetzt wird) gegen das it. *soprabito* („Überkleid“) und das frz. *pardessus* („Obenauf“), sowie das dt. *Übergewand*; ebenso bei span. *agujero* „Loch“, das mit *aguja* „Nadel“ assoziiert werden kann, was beim frz. *trou* und dem it. *buco* nicht der Fall ist; oder beim span. *tenedor* „Gabel“, das zu *tener* in Beziehung steht, während it. *forchetta* und frz. *fourchette* mit *forca* und *fourche* verbunden bleiben.

6.3 Bei der Norm, d. h. der normalen Realisierung des Systems, ist wiederum festzustellen, wie unter den vom System zugelassenen Varianten nur eine jeweils vom Inhalt und der Form her die normale zu sein pflegt, während die übrigen entweder unnormal sind oder aber einen bestimmten Stilwert erhalten. So haben z. B. ganz allgemeine Wörter wie *Arm*, *Baum*, *Haus*, *Meer* offensichtlich eine „Kern“- oder Hauptbedeutung, während die übrigen bei ihnen möglichen Bedeutungen nur „nebensächlich“ sind. Ebenso eindeutig ist im Spanischen bei *perro* und *can* „Hund“ ersteres die Norm. Aber die Tatsache, daß es die sog. Nebenbedeutungen gibt (die das System zwar zuläßt, aber nicht allgemein bzw. nur ergänzend oder in bestimmten traditionellen Verwendungen innerhalb der Norm fixiert sind), ist insofern wichtig, als sie den Vorgang vieler Bedeutungsveränderungen erklärt,<sup>152</sup> zumal da gerade durch die „Nebenbedeutungen“ die Bedeutungsbereiche der einzelnen Wörter sich überlagern und miteinander verbinden (vgl. z. B. span. *cándido* ‚weiß‘ → ‚fleckenlos‘ → ‚schuldlos‘ → ‚unschuldig‘, daher *cándido* heute als ‚unschuldig, naiv, gutartig‘).<sup>153</sup>

<sup>152</sup> Vgl. V. Pisani, *L'etimologia*, Mailand 1947, S. 158f.

<sup>153</sup> In unserer Untersuchung der Sprache Ion Barbus (vgl. Anm. 113) weisen wir einige solcher Bedeutungsveränderungen vonseiten des Dichters

Und auch hier ist die Opposition in der Norm zwischen nur einer Invariante des Systems entsprechenden Varianten festzustellen. Das in dieser Hinsicht aufschlußreichste Beispiel ist wohl das der Synonyme, deren Verwendung in der Norm fast nie indifferent bleibt (daher wird denn auch gesagt, in der Sprache gebe es keine Synonyme); und in der Tat ist *hartnäckig* nicht dasselbe wie *zäh*, *binden* nicht dasselbe wie *schnüren*, *anhalten* etwas anderes als *bleiben*, und *Band* kennt nicht dieselbe Verwendung wie *Buch*; ebenso wird span. *perro rastrero* „Spürhund“ gesagt, und nicht *can rastrero*, wogegen es beim Sternbild wieder *Can mayor*, und nicht \**Perro mayor* heißt. Und diese Normoppositionen sind auch wiederum für eine Sprache typisch, wie man bei der Übersetzung sehr gut feststellen kann. So ist z. B. bemerkenswert und einer besonderen Untersuchung würdig, wie im Spanischen die vom lat. Infinitiv und Supinum abgeleiteten Verben Paarungen bilden, denen im Französischen und Italienischen jeweils nur ein Verb gegenübersteht (vgl. *concurrir* – *concurrere*, *diferir* – *dilatar*, *transferir* – *trasladar*, gegen frz. *concourir*, *différer*, *transférer* und it. *concorrere*, *differire*, *trasferire*).

Ebenso auffällig ist, daß nicht alle im System möglichen Assoziationen (entweder vom Inhalt oder der Form her)<sup>154</sup> auch in der Norm vorkommen. Denn hier zeigt sich, wie das kreative sprachliche und besonders dichterische Schaffen großenteils in der Entdeckung immer neuer Bedeutungsassoziationen (Bilder) bzw. Formverbindungen (Reime, Assonanzen, Alliteration, mimetische Harmonie usw.) besteht, die zwar schon im System möglich sind (also dort virtuell existieren), aber in der Norm etwas Neues darstellen. In dieser Beziehung interessante Beispiele liefern uns die korrelativen und antonymen Begriffe, die in der Norm gerade nicht korrelativ oder genau entgegengesetzt verwendet werden, wie das vom System aus möglich wäre. So nennt man ein Zimmer, in dem gelesen wird, ein *Eszimmer*, ein Zimmer, in dem getrunken wird, aber noch nicht *Trinkzimmer*, und dem *dunklen Anfang* entspricht normal der *illustre*, nicht aber der *helle Anfang*. Die normalen Gegenbegriffe zu *unerbittlich*, *unerschütterlich*, *unwirsch* sind eben nicht

---

nach: sie sind also systematisch legitime und einsichtige Vorgänge, aber von der Norm her ungewohnt und ungewöhnlich.

<sup>154</sup> Vgl. CLG, S. 173-175.

*erbittlich, erschütterlich*, oder gar *wirsch*; und das Gegenteil zu *unmöglicher Kerl* ist nicht *möglicher Kerl*; einem frz. *homme bien* entspricht kein *homme mal*; und auf die Frage wie „Gehen wir?“ mag man wohl „Schön.“ (als „ja“) antworten, nicht aber „Unschön.“ (als „nein“).

Umgekehrt steht das *Weißbrot* dem *Schwarzbrot* gegenüber, das nicht schwarz zu sein braucht, und das *Salzwasser* dem *Süßwasser*, das einfach keinen Salzgeschmack hat.<sup>155</sup> Und hier handelt es sich immer um Oppositionen der Norm, die damit einer Sprache jeweils eigen sind; denn *Rotwein* ist in Spanien „gefärbter“ Wein (*vino tinto*) und in Kroatien gar „schwarzer“ Wein (*crno vino*).

7. Festgestellt wäre damit also, daß auf allen Ebenen, bei allen in Betracht kommenden Funktionen in der Sprache eine Unterscheidung der beiden Aspekte *Norm* und *System* möglich und notwendig ist, um alles Sprachliche eindringlicher zu verstehen; oder besser noch wäre damit festgestellt, daß neben dem *funktionellen System* immer eine *normale Realisierung* zu berücksichtigen ist, ein geringerer Abstraktionsgrad also, der aber den Sprachen genauso eigen ist. Denn wenn dem phonologischen System einer Sprache grob gesagt die von Sweet so genannte *broad transcription* (die weitgefaßte phonetische Umschreibung) entspricht, dann bleibt unbestritten, daß diese nicht die phonische Beschreibung der Sprache selbst erschöpft, welche ja immer als allgemeine, nicht etwa nur zufällige und sporadische Kennzeichen auch Dinge miteinschließt, die nur in einer *narrow transcription* (einer enggefaßten Umschreibung) feststellbar sind. Daher kann man ebenso beobachten, wie die dem System zugeschriebenen ideellen Formen immer noch als solche realisiert werden, auch wenn sie keine funktionelle Motivation mehr besitzen (so etwa im Lateinischen die Kasusendungen auch noch nach den Präpositionen, die ja die Funktion schon hinreichend angeben); und ferner, wie die fakultativen Realisierungsvarianten als solche von der Norm aufgehoben werden, die immer ganz bestimmte Realisierungen fordert; wie die normalen kombinatorischen Varianten selbst bei den Lauten (wo sie offenbar doch als physische oder organische „Notwendigkeiten“ gelten müßten) in allen Sprachen noch lange nicht identisch miteinander sind; und

---

<sup>155</sup> Vgl. V. Pisani, *L'etimologia*, S. 178.



wie endlich in der Norm auch „obligatorische“ Sekundäroptionen entstehen, die zwar keinen funktionellen Oppositionen des Systems entsprechen, aber doch in jeder Sprache allgemeine und unabdingbare Züge darstellen.

Die Norm kann natürlich mit dem System zusammenfallen (sofern das System nur eine Möglichkeit anbietet), wie auch die individuelle Realisierung mit der Norm zusammenfallen kann. Doch bedeutet dies noch nicht, daß die Unterscheidung der beiden Konzepte aufgegeben werden könnte, die sich ja auf verschiedene Abstraktionsebenen beziehen. Hingegen wird die Unterscheidung überall dort evident, wo das System eine Reihe von offenbar fakultativen Realisierungsvarianten zuläßt, wie bei den Vokalen *e* und *o* im Spanischen, beim Plural der Feminina im Rumänischen oder bei der Reduplizierung und mittelbaren Wiederholung, die in der Struktur der Türkssprachen so bedeutungsvoll sind.<sup>156</sup>

Hinzufügen müssen wir, daß es hierbei nicht um die *Norm* im landläufigen Sinne geht, die nach Kriterien der Korrektheit sowie der subjektiven Bewertung des Ausgedrückten bestimmt oder auferlegt wird, sondern um eine objektiv in der Sprache selbst enthaltene Norm, um die Norm nämlich, die wir als Mitglieder einer Sprachgemeinschaft notwendigerweise befolgen, und nicht um jene Norm, an der man erkennt, ob wir eine Sprache innerhalb der Gemeinschaft wiederum „gut“ bzw. vorbildlich anwenden. Aber in der von uns gemeinten Norm geht es darum, *wie man spricht* und nicht darum, *wie man etwas sagen sollte*. Und die sich demnach ausschließenden Begriffe sind hier *normal* und *unnormal*, aber nicht *korrekt* und *unkorrekt*. Dabei interessiert uns die Tatsache eines möglichen Zusammenfalls beider Normen hier nicht. Es soll nur darauf hingewiesen sein, daß sie es vielfach nicht tun, zumal die „normale Norm“ der „korrekten Norm“ vorausgeht und der eigenen Kodifizierung immer vorausbleibt.

---

<sup>156</sup> Vgl. J. Deny, *Structure de la langue turque*, in: *CILUP* 9 (1949), S. 17-51.

## VI. ENTWURF EINER KOHÄRENTEN THEORIE DES SPRECHENS UND SEINER FORMALISIERUNG

1. Es muß uns jetzt um eine Anordnung der vorher unterschiedenen Begriffe in einer kohärenten und unitären Ansicht der Sprache als schöpferischer Aktivität gehen.

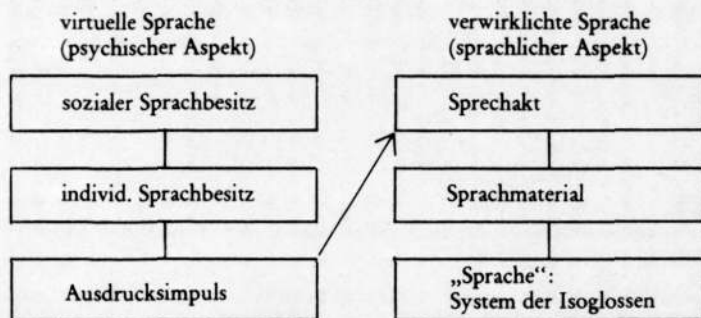
2. In der Sprache als Tätigkeit – unter Einschluß der sie notwendig bedingenden Faktoren, unter Ausschluß jedoch des bloß Physikalisch-Physiologischen und einstweilen auch ihrer sozialen Bestimmungen – unterscheiden wir zunächst einen psychischen Aspekt (*virtuelle Sprache*) sowie einen eigentlich sprachlichen Aspekt (*konkretes Sprechen, verwirklichte Sprache*).

Im psychischen Aspekt, der dem konkret zu verzeichnenden Sprechakt vorausgeht, unterscheiden wir dann als Bedingung des Sprechens das *Wissen*, d. h. den *Sprachbesitz* und den *Ausdrucksimpuls*, d. h. die besondere, einen konkreten Ausdruck im Materiel- len verlangende Intuition (vgl. die *Rede* bei Sechehaye, Devoto, Brøndal). An sich aber ist dies letztere Konzept nicht eigentlich linguistisch – wenn es auch in der Sprachwissenschaft von Interesse sein und man zu ihm gerade durch die Sprachwissenschaft kommen mag –, sondern psychologischer Natur; es gehört in die Psychologie, und nicht einfach in die Sprachpsychologie, sondern in die Ausdruckspsychologie ganz allgemein. Zur Sprachpsychologie aber gehört wiederum der *Sprachbesitz*, der immer individuell und sozial zugleich ist (zumal da er bei jedem Einzelnen über die Erinnerung an die von ihm als Sprecher und Hörer in der Gemeinschaft erfahrenen Sprechakte zustandekommt), der jedoch entweder bei einem Individuum (als *individueller Sprachbesitz*, vgl. Porzigs 2. Konzept der „Sprache“) oder bei einer Gruppe von Individuen (als *sozialer Sprachbesitz*) festgestellt werden kann. Dieser wiederum kann als Summe individueller Sprachbesitze begriffen werden, oder noch besser als System der in ihnen feststellbaren Gemeinsamkeiten (vgl. die soziale „Sprache“, die der individuellen Rede bei Saussure, Bally, Gardiner, Porzig, sowie Jespersen (3) vorangeht).

Das konkrete Sprechen kann wiederum in seiner unmittelbaren Wirklichkeit als *Sprechakt* betrachtet werden oder auch als Summe zu verzeichnender Sprechakte (vgl. *Rede* und *Sprache* bei Penttilä;

die als 1 + 1' + 1'' ... formalisierte Rede bei Saussure; das „Sprachwerk“ bei Bühler, das 1. Konzept der „Sprache“ bei Porzig), welche wir *Sprachmaterial* nennen würden. Aufgrund der konkreten Sprechakte kommt dann als Abstraktion (vgl. Humboldt, Paul, Jespersen, Croce, Bertoni) und als *System der Isoglossen* (die in den berücksichtigten Sprechakten festgestellten Gemeinsamkeiten) der ideelle Gegenstand *Sprache* zustande, zu dem in diesem Sinne die klarste und kohärenteste begriffliche Formulierung unserer Ansicht nach von Vittore Pisani<sup>157</sup> geliefert worden ist.

Wir erhalten also folgendes Schema:



Der Terminus *Sprache* (*langage*) meint zunächst ein Konzept, das für uns dem konkreten Sprechen gleichkommt, d. h., der Sprechfähigkeit, zumal da der im Schema erscheinende psychische Aspekt nur eben „virtuelle“ Sprache ist, d. h. einerseits geschichtete, verallgemeinerte und formalisierte Erinnerung wirklicher Sprechakte, sowie andererseits Bedingung und Möglichkeit eines neuen konkreten Sprechens. Doch sehen wir hier kein Hindernis, um *Sprache* als allgemeinen Begriff für die Gesamtheit der Konzepte *Sprechen – Sprachbesitz – „Sprache“* zu verwenden, wenn hierbei beachtet wird, daß es sich letzten Endes immer um ein und dasselbe handelt, das jeweils von drei verschiedenen Standpunkten aus betrachtet wird: 1. in seiner konkreten Wirklichkeit; 2. in seiner Virtualität und als Voraussetzung, als „Substrat“ des konkreten Sprechens; 3. als über konkrete Sprechakte strukturierte Abstraktion;

<sup>157</sup> Vgl. V. Pisani, *La lingua e la sua storia*, nunmehr in: *Linguistica generale e indeuropea*, Mailand 1947, S. 9-19.

und wenn auch beachtet wird, daß die „*Sprache*“ nur im Sprechen erscheint.<sup>158</sup>

Im konkreten Sprechakt nun kommen wir zu einer „*Sprache*“, die in einer Isoglosse diesen Akt einbegreift, jedoch auch zu einer „vorherigen *Sprache*“, einem in der jeweiligen Gemeinschaft aufgrund der diesem Sprechakt vorausgegangenen Sprechakte entstandenen System, in dem die Muster für diesen Sprechakt begründet liegen bzw. gegenüber dem er sich als eine Neuerung erweist. Dieser Begriff der „vorherigen *Sprache*“ nun ist insofern bedeutsam, als er gerade einer von dem jeweils neuen Sprechakt fortgeführten historischen Wirklichkeit entspricht, als dem Rahmen, in dem als Sprechen eine neue individuelle und noch nicht dagewesene Intuition verwirklicht wird. Er ist ein linguistischer Begriff, weil er unter einem streng sprachlichen Gesichtspunkt zustandekommt, jedoch fällt er seinem Inhalt nach (zumindest größtenteils) beim Einzelnen oder der jeweiligen Gruppe mit dem psychologischen bzw. sozio-psychologischen Begriff des sprachlichen „Wissens“ oder des „Sprachbesitzes“ zusammen. Also handelt es sich auch hier um unterschiedliche Betrachtungsweisen ein und desselben Objekts, und nicht verschiedener Objekte: einerseits wird eine Verallgemeinerung aufgrund konkreter Erscheinungen erreicht; andererseits betrachtet man diese Verallgemeinerung als ein in dem Gedächtnis einer oder mehrerer Personen abgelegtes Wissen. Aber gerade darum wird das Konzept des „Sprachbesitzes“ außerlinguistisch, zumal die Sprachwissenschaft ihre Abstraktionen ausschließlich über konkret vorkommende Erscheinungen strukturiert, und nicht aufgrund sprachwissenschaftlich nicht erfahrbare Virtualitäten oder Vorstellungsgesamtheiten.

3.1 Auf der Grundlage eben des konkreten Sprechens, der einzigen erforschbaren Wirklichkeit der Sprache, müssen nun unserer Ansicht nach die Konzepte *Norm* und *System* in einer Retrospektive, erarbeitet werden, die auch die Relationen zwischen den jeweils betrachteten Sprechakten und ihren Mustern berücksichtigt. Denn

---

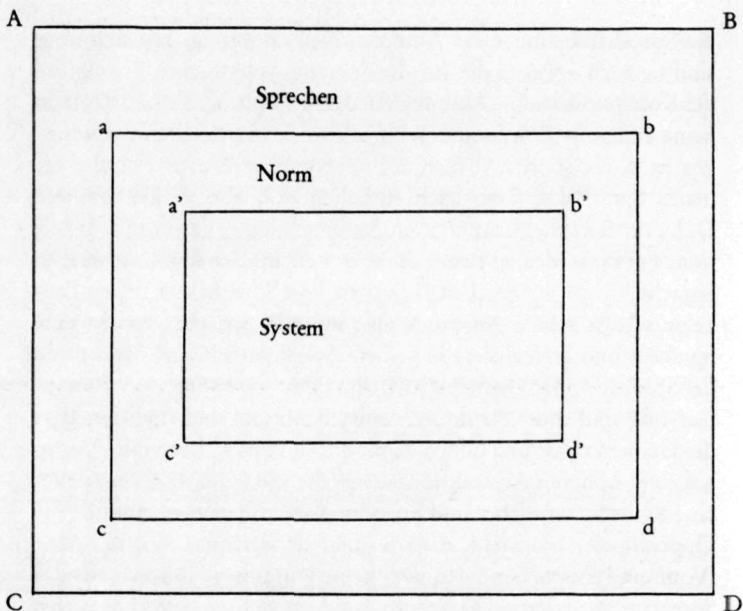
<sup>158</sup> Nötig ist hier der Hinweis, daß ein klarerer Unterschied als der zwischen *Sprache* (im allgemeinen) und „*Sprache*“ (im besonderen) in den romanischen Sprachen möglich ist, also frz. *langage* – *langue*, it. *linguaggio* – *lingua*, span. *lenguaje* – *lengua*, port. *linguagem* – *língua* und rum. *limbaj* – *limbă*.

die Sprechakte sind zwar Akte der Neuschöpfung, zugleich aber sind sie auch – wegen der für die Sprache wesentlichen Bedingung der Kommunikation – Akte der Wieder-Schöpfung. Sie sind nämlich keine völlig ins Ermessen des Einzelsprechers gestellten Erfindungen *ex novo*, sondern bauen auf vorgegebene Muster, welche die neuen Sprechakte dann auch enthalten und ebenso überwinden. D. h., der Sprecher benutzt zum Ausdruck seiner ganz neuen Intuitionen gewisse ideale Muster und Formen aus der sog. „vorherigen Sprache“ (dem vorgegebenen System von Sprechakten). Der Einzelne schafft seinen Ausdruck also in einer Sprache, spricht eine Sprache, und er realisiert in seinem Sprechen Muster, Strukturen der Sprache seiner Gemeinschaft. Auf einer ersten Stufe der Formalisierung sind diese Strukturen einfach normal und traditionell in der Gemeinschaft und bilden damit die von uns so benannte *Norm*; auf einer höheren Abstraktionsebene aber lassen sich darin wieder eine Reihe wesentlicher und unabdingbarer Elemente, funktionelle Oppositionen ermitteln, das von uns so benannte *System*. Aber *Norm* und *System* sind dennoch keine von uns willkürlich auf das Sprechen applizierten Konzepte, sondern sich im Sprechen selbst produzierende Formen. Und der Weg zu ihnen verläuft vom konkreten Sprechen über bestimmte aufeinanderfolgende Abstraktionen und bezieht das Sprechen, die konkreten Sprechakte auf ihre Vorlagen, d. h. ein früheres Sprechen, das sich durch einen weiteren Formalisierungsprozeß in einem System der Isoglossen konstituiert hat. D. h. also, daß *System* und *Norm* keine autonomen und dem Sprechen gegenüberstehenden Realitäten, noch „Aspekte des Sprechens“ sind, welches ja eine unitäre und homogene Wirklichkeit bildet, sondern es sind *Formen*, die im Sprechen selbst auftreten, Abstraktionen, die aufgrund der konkreten Sprechfähigkeit im ständigen Bezug auf die darin benutzten Modelle zustandekommen.

3.2 Mithin könnte unsere Konzeption graphisch so dargestellt werden (vgl. die Abb. auf S. 86):

Das äußere Rechteck *ABCD* bezeichnet darin das *wirkliche Sprechen* (*Gespräch*), d. h. die konkret in dem Augenblick ihrer Entstehung registrierten Sprechakte.

Das mittlere Rechteck *abcd* stellt die erste Stufe der Abstraktion dar, die *Norm* (*Sprachnorm*), die nur das umfaßt, was im konkreten Sprechen *Wiederholung früherer Vorlagen* ist. Damit besteht der



Abstrahierungsvorgang beim Wechsel von  $ABCD$  zu  $abcd$  in der Eliminierung alles dessen, was im Sprechen völlig „unerhört“, individuelle, gelegentliche oder augenblickliche Variante ist, und erhält nur die in den herangezogenen Sprechakten und deren Vorlagen festgestellten gemeinsamen Züge.

Das innere Viereck  $a'b'c'd'$  schließlich stellt die zweite Stufe der Abstraktion bzw. Formalisierung dar, das *System* (*Sprachsystem*), das nur solches enthält, was in der Norm unabdingbare Form, funktionelle Opposition ist. Eliminiert wird bei diesem zweiten Schritt zur Abstraktion alles, was in der Norm einfache Gewohnheit, ständige Tradition, zwar in dem Sprechen der jeweiligen Gemeinschaft allgemeines Element, aber ohne funktionellen Wert, d. h. letztlich eine Art „Begleiterscheinung“ ist, die im Sprechen zwar immer auftritt, aber unwesentlich bleibt für die grundlegenden Bedeutungsoppositionen, die dessen Funktionieren als Erkenntnis- und Kommunikationsinstrument gewährleisten. Beim Übergang von der Norm zum System also wird all das eliminiert, was normale „fakultative Variante“ bzw. was „kombinatorische Variante“ ist, und allein erhalten bleibt sämtliches „funktionell Relevante“.



Bei der Erstellung des Konzepts „Norm“ erfolgt strenggenommen eine zweifache Abstraktion, zumal einerseits alles rein Subjektive, alle Ausdrucksoriginalität des Individuums (im allgemeinen wie im jeweiligen Augenblick) eliminiert und andererseits eine einzige, in der Gemeinschaft allgemeine Norm abstrahiert wird; denn die Norm ist je nach Umfang und Art der betrachteten Gemeinschaft variabel. Wenn man dazu noch die Sprechakte eines Einzigen sich ansieht, dann muß man zwischen dem Sprechen und der sozialen Norm im Schema noch ein Feld einsetzen, das der *individuellen Norm* entspreche und alles im Sprechen des Einzelnen Wiederholte und Konstante enthielte; wobei dann lediglich das rein Gelegentliche und Augenblickliche, also das selbst für den Einzelnen im Ausdruck absolut Originelle und vollkommen Neue eliminiert bliebe.

Wenn wir das *Sprechen* mit der *Rede* identifizieren, dann ist natürlich alle als konkrete Tätigkeit betrachtete Sprache auch *Rede*. In einem engeren Sinne jedoch können wir als *Eigenschaften der Rede* all das bezeichnen, was beim Übergang von den konkreten Sprechakten zur individuellen Norm abstrahierend eliminiert wird, sowie als *Eigenschaften der individuellen Norm* bzw. *Eigenschaften der sozialen Norm*, was in den beiden darauffolgenden formalisierenden Übergängen eliminiert wird.

3.3 Von der Ebene der konkreten Sprechakte her können wir sagen, daß das *Sprechen* alle diese Eigenschaften enthält, sowie dazu noch das *System*, weil eben *individuelle Norm*, *soziale Norm* und *System* nur verschiedene Abstraktionsgrade im Sprechen selbst sind; ebenso enthält die *individuelle Norm* wieder die *soziale Norm* und das *System*, und die *soziale Norm* noch das *System*.

Vom *System* her können wir dagegen die beiden Normen und das konkrete Sprechen wieder als dessen sukzessive *Realisierungsstufen* betrachten. Das *System* selbst stellt sich unter diesem Blickwinkel als eine abstrakte Wesenheit dar, als ein „Netz der Funktionen“, das sich in bestimmten sozialen und mehr oder minder beständigen Mustern realisiert, die dann ein ebenso abstraktes *System normaler Realisierungen* (die *Norm*) bilden, welche ihrerseits wieder in *individuellen Normen* zustandekommt, so wie diese dann in der unendlichen Vielfalt und Variation der konkreten Sprechfähigkeit sich verwirklichen. Und da die beiden Begriffe *soziale Norm* und *individuelle Norm* nicht notwendig aufeinanderfol-

gen (denn schon von Anfang an können wir zu ganz verschiedenen Individuen gehörige Sprechakte betrachten), dürfen wir auch sagen, daß das *System* eine Gesamtheit funktioneller Oppositionen ist; die *Norm* wiederum die „kollektive“ Realisierung des Systems, welche das System selbst und dazu die funktionell „irrelevanten“, jedoch im Sprechen der Gemeinschaft normalen Züge enthält; sowie das *Sprechen* (oder wenn man so will, die *Rede*) endlich die individuell-konkrete Verwirklichung der Norm, welche schon die Norm selbst und daneben noch alles am Ausdruck der Einzelsprecher Originale umfaßt.

3.4 Das *System* ist System von Möglichkeiten, von Koordinaten, welche gangbare und versperrte Wege bezeichnen. Daher kann es sowohl als Gesamtheit bestimmter „Zwänge“, aber auch und vielleicht eher noch als ein *Komplex von Freiheiten* gelten, zumal es unendliche Realisierungen zuläßt und nur die Nicht-Beeinträchtigung der funktionellen Bedingungen des sprachlichen Instruments fordert. So ist denn seine Natur nicht „zwanghaft“, sondern eher beratend. Und wenn uns ein bildlicher Vergleich gestattet ist, dann möchten wir fast meinen, das System übe auf den einzelnen Sprecher keinen größeren Zwang aus als Leinwand und Farben auf den Maler: denn er kann wohl ohne den Untergrund nicht auskommen und auch keinerlei nicht-vorhandene Farben auftragen, hat aber doch auf seiner Leinwand und bei all seinen Farben und deren Verwendung eine ganz unbeschränkte Freiheit des Ausdrucks. Demnach könnten wir auch sagen, das System dränge sich dem Einzelnen nicht auf, sondern stelle sich ihm vielmehr zur Verfügung, indem es ihm die Mittel zu seinem ganz neuen Ausdruck liefert, der dann allerdings für die Benutzer desselben Systems auch verständlich sein muß.

Was nun auf den Einzelnen wirklich einen Zwang ausübt und seine Freiheit des Ausdrucks sowie die vom System gebotenen Möglichkeiten auf den Rahmen der traditionellen Realisierungen einengt, das ist die *Norm*. Denn sie bildet ein System vorgeschriebener Realisierungen, sozialer und kultureller Zwänge und variiert je nach der Sprechergemeinschaft. So lassen sich innerhalb derselben Sprachnation und auch desselben funktionellen Systems ganz unterschiedliche Normen feststellen (Umgangssprache, Volkssprache, Schriftsprache, Hochsprache, Vulgärsprache usw.), vor allem in Beziehung

auf den Wortschatz, jedoch oft auch auf Grammatik und Aussprache. So hat denn das Schwedische zwei Aussprachen, eine literarische und gehobene sowie eine umgängliche und alltägliche, und selbst in Südamerika gilt manchen als Norm der gehobenen Rede (bei feierlichen Ansprachen, Vorlesungen usw.) immer noch die katalische Aussprache des *ce*, *ci*, *z* sowie des *ll* und *y*.

Das System hingegen erscheint, obwohl es die in seiner Geschichte von einer Gemeinschaft in ihrer Geschichte durch ihre Sprechfähigkeit erlangte ideale Form darstellt, in gewisser Weise als autonom (vgl. Saussure u. Bally) und von seiner Verwendung abgelöst, zumal da das in der Rede Verwendete nicht eigentlich und direkt das System ist, sondern dieses nur jeweils neuartige Formen, die im System allein ihre Voraussetzung, ihre Idealvorlage finden.

Die geistige Anstrengung des einzelnen Sprechers besteht nun gerade in der originalen Verwendung des Systems innerhalb und auch außerhalb des von der Norm Zugelassenen, die geistige Leistung einer ganzen Gemeinschaft aber in der Norm selbst, während das System so etwas wie der Ort ist, an dem sowohl die Norm als auch das konkrete Sprechen Gestalt annehmen.

Bei seiner Sprechfähigkeit nun kennt das Individuum die Norm, oder es kennt sie nicht, und hat auch mehr oder weniger ein Bewußtsein vom System. In einer Unkenntnis der Norm hält es sich an das System und kann dabei mit der Norm übereinstimmen oder nicht (*analogische Schöpfung*); in einer bewußten Kenntnis kann es sie innerhalb mehr oder minder enger Grenzen der Ausdrucksfähigkeit wiederholen oder auch ganz überlegt verwerfen und über sie hinausgehen und darin die vom System zur Verfügung gestellten Möglichkeiten benutzen. Und die großen Sprachschöpfer – wie Dante, Quevedo, Cervantes, Góngora, Shakespeare, Goethe, Puschkin u. a. – brechen dann auch bewußt mit der Norm (die so etwas wie der „Zeitgeschmack“ in der Kunst ist) und benutzen und verwirklichen im höchsten Grade vor allem die Möglichkeiten des Systems. Daher bedeutet es keinen Widerspruch oder keine Phrase, wenn von einem großen Dichter gesagt wird, „er habe alle ihm von der Sprache gebotenen Möglichkeiten auch verwendet.“ So können wir mit Humboldt und Croce nur wiederholen, daß wir eine Sprache eigentlich nicht lernen, sondern eben lernen, in einer Sprache schöpferisch tätig zu werden, d. h. die alle Schöpfung

in ihr bestimmenden Normen, die Anweisungen, die Wegweiser des Systems, sowie die Elemente erfahren, welche das System uns als Grundmuster für unseren dann ganz neuen Ausdruck jeweils bereitstellt.

4.1 Bei unserer Unterscheidung zwischen *System* und *Norm* haben wir ständig die Verbindung mit dem konkreten Sprechen, mit der Lautsubstanz der Sprache bewahrt, die in irgendeiner Weise bis in die am unmittelbarsten formalen Funktionen, die syntaktischen hinein präsent bleibt. Möglich ist dann aber auch der Weg zu einer Abstraktion über das System hinaus, bei der alle Lautsubstanz völlig außer Acht gerät, zu einer mit einem Hjelmslevschen Terminus als *Schema* benennbaren Abstraktion. Hier im Schema hätten wir es also mit den reinen Funktionen zu tun, mit algebraischen Beziehungen „leerer Quantitäten“ und könnten um deren phonematische sowie morphematische Wiedergabe völlig unbesorgt sein, d. h., wir brauchten uns um die Lautelemente, welche die betreffende Sprache zum Ausdruck der ihr System bildenden Oppositionen verwendet, nicht zu berücksichtigen. Wir wollen die theoretische Bedeutung, die diesem Konzept auch bei der tiefgehenden Erfassung der allgemeinen sprachlichen Phänomene zukommt, keineswegs verkennen; doch würde uns diese reine und vollkommene Synchronie sehr wahrscheinlich ganz von der Geschichte und damit auch von allem Sprachlichen (einschließlich der Sprachwissenschaft) abbringen, und unsere Wissenschaft geriete dabei zur Erforschung einer Art „Völkermentalität“, einer eher logischen als glottologischen „inneren Form“. Eine derartige Abstraktion dürfte auch kaum auf die historische Sprachwissenschaft anwendbar sein, die ja weder die phonische Substanz noch die Beziehung zwischen Sprachzeichen und bezeichneten Sachen vernachlässigen kann; doch wäre sie dagegen in der sog. „allgemeinen Grammatik“ und dem strukturellen Sprachvergleich von Nutzen, zumal ihre Muster sich dann auf mehr als nur eine Sprache verwenden ließen (so stimmte etwa eine ungarische schematische Grammatik größtenteils mit einer türkischen schematischen Grammatik überein, und eine rumänische Grammatik von der Art weitgehend mit einer albanischen).

4.2 Doch wie kann nun – wenn wir den Begriff *Schema* einmal beiseitelassen – die Lösung der bei der Gegenüberstellung von *Sprache* und *Rede* entstehenden Schwierigkeiten mit den von uns vorge-

nommenen Unterscheidungen aussehen? Es scheint uns nun, daß die Unterscheidung von *System*, *Norm(en)* und *Sprechen* die besagten Schwierigkeiten vollkommen löst und die bloße Konventionalität der Kriterien, auf die sich die vieldiskutierte Opposition gründet, klar herausstellt.

Wir verfügen so nämlich über vier grundlegende Konzepte: 1. *System* – 2. *Norm* – 3. *Individualnorm* – 4. *Konkretes Sprechen*.

Den drei Übergängen zwischen den verschiedenen Abstraktionsebenen entsprechen dann weiterhin drei abgeleitete Konzepte: a. *Fakten der Rede*; b. *Fakten der Individualnorm*; c. *Fakten der Sozialnorm*.

Daraus folgt:

1. Wenn die Opposition zwischen *System* und *Realisierung* vorgenommen wird, dann umfaßt die *Sprache* nur das *System*, die *Rede* aber alle übrigen Konzepte, zwei verschiedene Abstraktionsgrade (*Individual-* und *Sozialnorm*) und die konkrete Ebene des *Sprechens*.

2. Wenn die Opposition zwischen *Konkretem* und *Abstraktem* erstellt wird, so fällt die *Rede* mit dem *Sprechen* zusammen, und die *Sprache* umfaßt alle übrigen Grundkonzepte und dabei zwei verschiedene Abstraktionsebenen (*Normen* und *System*), die aber im *Sprechen* konkret erscheinen.

3. Wenn die Opposition zwischen *Sozialem* und *Individuellem* gesetzt wird, dann umgreift die *Sprache* das *System* und die *Norm*, und die *Rede* die *Individualnorm* und das *konkrete Sprechen* mit den ersteren zwei Konzepten.

4. Wenn die Opposition endlich zwischen *Neuigkeit* oder *Originalität des Ausdrucks* und *Wiederholung* besteht, beinhaltet die *Rede* allein die *Fakten der Rede* (a), und die *Sprache* sämtliche übrigen Konzepte, einschließlich der systematischen und normalen Aspekte des *Sprechens*.<sup>159</sup>

4.3 Alles dies nun erklärt uns einerseits die zwischen den verschiedenen Konzepten der *Sprache* bestehenden Divergenzen und rät uns andererseits bei der Analyse des *Sprechens* zur Vermeidung

---

<sup>159</sup> Jegliche Opposition *Sprache* – *Rede*, die nicht einem dieser vier Typen zugehört, erschöpft entweder nicht die ganze Wirklichkeit des Phänomens *Sprache* oder vermengt Unvereinbares oder berücksichtigt endlich auch nicht zum eigentlichen Phänomen *Sprache* Gehöriges.

(oder wenigstens zu vorsichtigem Gebrauch) eines so vieldeutigen und zu so schwerwiegenden Verwechslungen fähigen Begriffes. Denn der Begriff *Sprache* erfährt seine Begründung ja nicht in der Rückschau vom Sprechakt her und in dessen „Tiefen“-Formalisierung, sondern in einer „Breiten“-Verallgemeinerung auf der Grundlage einer ganzen Reihe von Sprechakten und der in ihnen feststellbaren gemeinsamen Elemente. Bei der Tiefenanalyse geht es aber nur um das in einem Sprechakt in bezug auf seine Vorlagen *Normale* und *Funktionelle*. Bei der Breitenuntersuchung hingegen wird alles in einer ganzen Reihe von Sprechakten *Gemeinsame*, alles, was darin *Isoglosse* ist, festgestellt, ohne den zusätzlichen Blick darauf, ob einige der Sprechakte Vorbild für andere sind. Mit anderen Worten ist der Begriff *Sprache* nicht *analytisch*, sondern *deskriptiv* und *synthetisch* und kommt als System gemeinsamer Aspekte, als *System der Isoglossen*, aufgrund des von uns sog. *Sprachmaterials* (Summe von Sprechakten) zustande. Daher sagten wir auch bereits, daß der Begriff *Sprache* weniger der Sprachtheorie als der Sprachgeschichte als ihrem Fundament zugehört.

Die Grenzen einer Sprache richten sich wiederum nach dem in Betracht gezogenen Sprachmaterial, z. B. nach der hier erfaßten Gemeinschaft bzw. Region („Sprache Montevideos“, „Sprache Mittelamerikas“, „spanische Sprache“); und noch vor der Gemeinschaft können wir bereits ein nur einem Individuum zukommendes System der Isoglossen feststellen („Sprache Goethes“, „Sprache Fausts“). Jedoch kommt der gängige Begriff *Sprache* nicht aufgrund rein sprachlicher Kriterien, sondern auch aufgrund kultureller Kriterien zustande (so der Existenz einer „Schrift-“ oder „Gemeinsprache“);<sup>160</sup> und eine „Sprache“ umgreift daher eine ganze Reihe untergeordneter Systeme (Mundarten, Fachsprachen, sozial oder kulturell unterschiedliche Systeme: Gelehrtensprache, Hochsprache, Volkssprache, Umgangssprache; alle mit variabler und oft auch konventioneller Abgrenzung).<sup>161</sup>

<sup>160</sup> Vgl. V. Pisani, *Introduzione alla linguistica indeuropea*, Turin 1949<sup>3</sup>, S. 5-6.

<sup>161</sup> Vielleicht könnte man auch mit dem Terminus *Idiom* ein kulturell bestimmtes System der Isoglossen als Instrument und Verkehrsmittel in der Kultur eines oder mehrerer Völker (*französisches Idiom*, *italienisches Idiom* usw.) von irgendeinem beliebigen System der Isoglossen (*Sprache*) unterscheiden. Jedoch wird dieser Unterschied gemeinhin nicht gemacht.



4.4 Die Begriffe *System* und *Norm*, sowie andererseits *Sprache* sind aber trotz unterschiedlicher Strukturierung nicht antithetisch. Denn die gemeinsamen Aspekte in einer Reihe von Sprechakten sind mit Notwendigkeit *normal* und, auf einer höheren Abstraktionsebene, *funktionell*. Daher können wir also von *Norm* und *System* immer auch in bezug auf eine *Sprache* (System der Isoglossen) reden, statt daß wir uns einzig auf das *Sprechen* beziehen müßten. Dabei erstreckt sich die *Sprache* allerdings nicht allein auf Gemeinschaft und Raum, sondern ebenso auf die Zeit und ist also ein *historischer* Begriff (vgl. etwa „Die deutsche Sprache von ihren Anfängen bis heute . . .“), während *Norm* und *System* an sich *strukturelle*, und daher eben *synchronische* Begriffe sind (die zwar auch diachronisch in ihrer Evolution gesehen werden können, d. h. dem Übergang von einem System zum anderen, von einer Norm zur anderen). Mithin ist die *Sprache* Fortdauer, und *Norm* und *System* sind Bestand, beziehen sich also auf das „Sein“, und nicht das „Werden“ (denn in jedem einzelnen Moment der Geschichte einer Sprache sehen wir uns einem *System* und einer *Norm* gegenüber, die nicht einfach die des vorausgehenden Momentes sind). Deswegen können wir sagen, *Norm* und *System* entsprächen einem *Sprachzustand*,<sup>162</sup> d. h. einem außerhalb der Zeit befindlichen Moment, der in einer zwar umstrittenen, doch notwendigen wissenschaftlichen Abstraktion aus der beständigen Bewegung der *Sprache* herausgehoben wird.

## VII. BEDEUTUNG UND NUTZEN DER DREIGLIEDRIGEN UNTERSCHIEDUNG

1. Wir nehmen nun an, daß alles bisher Gesagte die theoretische und methodische Bedeutung, die wir der Unterscheidung zwischen *Norm* und *System* beimessen, hinreichend begründet.

Diese Unterscheidung nämlich – die weder willkürlich noch kon-

---

<sup>162</sup> Vgl. *CLG*, S. 141-143.

ventionell ist, sondern sich rein aus den formalen Aspekten des konkreten Sprechens ergibt – gestattet uns, die unbedingte Konventionalität der Opposition *Sprache-Rede* deutlich zu erkennen, und macht uns ebenso klar, welches die jeweiligen Kriterien zur Erreichung dieser Konvention sein können, und erweist schließlich als unabdingbar, in jedem Falle die angenommene Konvention zu erläutern.

Weiterhin zwingt uns die Unterscheidung zu einer dem Begriff entsprechenden Situierung der *Sprache* in der deskriptiven und historischen, nicht der analytischen und hermeneutischen Sprachbetrachtung.

Und ferner kann die Unterscheidung von *Norm* und *System* alles sprachliche Funktionieren, die *Sprechfähigkeit* besser verdeutlichen; denn sie ist Schöpfung und Wiederholung (Wieder-Schöpfung) innerhalb des Rahmens und entsprechend der Koordinaten des funktionellen Systems (d. h. des zur Erfüllung der sprachlichen Funktion Unabdingbaren); und sie ist gebundene und auch wieder freie Bewegung innerhalb der vom System gebotenen Möglichkeiten.

2. Ebenso sehr erklärt und rechtfertigt unsere Unterscheidung die Grundlagen der verschiedenen Aspekte, der unterschiedlichen Tendenzen und Ausrichtungen der Sprachwissenschaft. Denn die Sprachwissenschaft kann sich vor allem der Analyse des Sprechens widmen und ist dann *Sprachtheorie* bzw. *Allgemeine Sprachwissenschaft* im strengeren Sinne. Sie kann auch auf das Studium der Sprachen ausgehen und ist dann *historische Sprachwissenschaft* (wie sie A. Meillet versteht). Andererseits kann sie in der Sprachbetrachtung vor allem die *Originalität des Ausdrucks* beim Sprecher untersuchen und bewerten und ist dann Ästhetik; sie kann die *Norm* untersuchen, also die soziale und kulturelle Tradition im Sprechen, und ist damit Kulturgeschichte; sie kann das *System* beschreiben bzw. vor allem von ihm ausgehen und ist dann reine Grammatik. Jede dieser Ausrichtungen ist wohl als Teilaspekt legitimiert, doch erschöpft keine unter ihnen an sich schon das vielgestaltige und umfassende Phänomen der menschlichen Sprache.

Zudem rechtfertigt unsere Unterscheidung auch die verschiedenen linguistischen Wissenschaften und weist jeder von ihnen den ihr in der Sprachforschung zustehenden Platz zu. So sind etwa die Schwierigkeiten bekannt, die eine Konstituierung der sog. *Sprach-*

*stilistik*<sup>163</sup> begleiten. Diese Wissenschaft aber kann nichts anderes sein als die Untersuchung der normalen Varianten mit expressiv-affektivem Wert, die Untersuchung der normalen stilistischen Verwendung derjenigen Möglichkeiten, die ein System bei den in der Sprache einer Gemeinschaft als Träger eines besonderen Ausdruckswertes existierenden Elementen bietet,<sup>164</sup> d. h. sie kann nur eine *Wissenschaft der Norm* sein, während die Stilistik als Untersuchung des besonderen Wertes, den irgendein Sprachelement in einem Text erhalten kann, eine *Stilistik des Sprechens* ist.<sup>165</sup>

Unter den phonischen Wissenschaften wiederum kann die *Phonologie* als rein strukturelle und funktionelle Disziplin keine Wissenschaft nur der Sprache, der gesamten Sprache (mit System und Norm) sein, sondern lediglich Wissenschaft des Systems. Zutreffend ist hier also die Unterscheidung einer *Wissenschaft der normalen Realisierungen* des phonologischen Systems einer Sprache,<sup>166</sup> die dann z. T. auch schon durch die guten sog. Aussprachehandbücher dargestellt wird. Eine Wissenschaft von der Art könnte auch Zwirners *Phonometrie* sein, die sich wie jede statistische Disziplin in der Tat als Wissenschaft der Norm darstellt.<sup>167</sup> Die *Phonetik* endlich gilt bei den meisten Gelehrten ohnehin schon als Wissenschaft von den konkreten Lauten, d. h. als Wissenschaft des Sprechens.

In der eigentlichen Grammatik ist die *strukturelle Grammatik* Wissenschaft des Systems, die *deskriptive Grammatik* dagegen Wis-

---

<sup>163</sup> Vgl. dazu J. Mattoso Câmara jr., *Contribuição para uma estilística da língua portuguesa*, Rio de Janeiro 1952, insbes. S. 12.

<sup>164</sup> Vgl. Bruno Migliorini, *Lingua e cultura*, Rom 1943, S. 60.

<sup>165</sup> Man vergleiche dabei nur Ballys Stilistik mit Voßlers.

<sup>166</sup> Vorschlägen würden wir den Terminus *Phonologie* für die allgemeine Wissenschaft von der Lautseite der Sprache (funktionelles System und normale – fakultative oder kombinatorische – Varianten), die Termini *Phonetik* und *Phonemik* aber für die phonische Wissenschaft jeweils des Systems und der Norm. Immer jedoch wären die hier verwendeten Termini nur konventionell. Bedeutsam ist allein die Unterscheidung einer *Phonologie des Systems* von einer *Phonologie der Norm*.

<sup>167</sup> Die Sprachstatistik, die quantitative Untersuchung der Norm, wird insofern immer bedeutsamer, als die Norm das Gleichgewicht eines Systems in einem bestimmten Moment darstellt, und die quantitativen Veränderungen führen gewöhnlich zu qualitativen, d. h. die Veränderungen in der Norm führen zu Wandlungen im System. Vgl. M. Cohen, *Sur la statistique linguistique*, in: *CILUP* 9 (1949), S. 7-16.

senschaft der Norm. Eher als Wissenschaft des Sprechens erscheint wieder die sog. „Fehlergrammatik“ (vgl. H. Frei's *Grammaire des fautes* für das Französische, bzw. ein entsprechendes Werk von I. Jordan für das Rumänische), obgleich sie sich besonders mit den Abwandlungen der Norm befaßt, die bereits eine gewisse Verbreitung erfahren und somit schon eine Art „Teilnorm“ bilden. Und mit Sicherheit können ganz entsprechende Unterscheidungen auch bei der Erforschung des Wortschatzes gemacht werden.

3.1 Doch scheint uns die Unterscheidung von *Norm* und *System* vor allem bedeutsam im Hinblick auf die durch sie mögliche Klärung im Verständnis der inneren Mechanik des Sprachwandels. Denn es wurde bereits klar, daß für den Sprecher mit Zwang verbunden nicht das System ist (das „sich ihm anbietet“), sondern die Norm. Und der Sprecher kennt das System und benutzt es, und andererseits kennt er auch die Norm oder kennt sie nicht, und gehorcht ihr oder gehorcht ihr nicht, selbst wenn er sich innerhalb der Möglichkeiten des Systems bewegt. Die Originalität im Ausdruck des Individuums aber, das die Norm entweder nicht kennt oder ihr nicht folgt, kann von einem anderen zur Vorlage genommen werden, kann Nachahmung erfahren und somit wieder zur Norm werden. Das Individuum verändert damit die Norm und bleibt zugleich in den vom System gezogenen Grenzen; die Norm aber reflektiert das Gleichgewicht des Systems in einem bestimmten Augenblick, und bei ihrer Veränderung verändert sich auch dies Gleichgewicht und kann sich auf dem einen oder anderen Sektor völlig verlagern. So erscheint das sprechende Individuum als Ausgangspunkt auch des Wandels im System, der mit der Unkenntnis bzw. der Nichtannahme der Norm einsetzt.

Zum Bedeutungswandel bemerkt V. Pisani, daß hier der Grundsatz gilt, „daß die von einem Wort angenommene neue Bedeutung bei dessen früherer Verwendung schon als sekundäre Bedeutung dagewesen sei.“<sup>168</sup> D. h., in jedem Augenblick ist eine bestimmte Bedeutung die normale, und weitere Bedeutungen sind „lateral“, latent und vom System her möglich. Doch gilt dasselbe für alle übrigen Arten des Sprachwandels: über die bestehende Norm hinaus gibt es immer noch die Möglichkeiten des Systems (und so, meinen

---

<sup>168</sup> V. Pisani, *L'etimologia*, S. 158.

wir, müßte auch Meillets Ansicht von den ‚latenten Tendenzen‘ der Sprachen gedeutet werden). Denn in jedem Augenblick stellt die Norm ein instabiles Gleichgewicht des Systems dar.

So war z. B. im klassischen Latein die Ausgangsdeklinātion normal. In vielen Fällen aber verwendete man dazu noch Präpositionen, die an sich schon ausreichend die Funktion angaben; und die Norm verlagerte sich dann immer mehr zur Verwendung der Präpositionen, bis sich das Gleichgewicht des Systems umkehrte und von der alten Deklination in den heutigen romanischen Sprachen zumeist nur die Opposition von Singular und Plural erhalten blieb. Ebenso gingen die Substantive der 4. allmählich in die 2. Deklination über (*tribu* und *espíritu* sind im Spanischen lediglich gelehrte Entlehnungen aus dem Lateinischen), zumal sie bereits mehrere Formen besaßen, die mit der 2. Dekl. übereinstimmten, und gewisse Substantive auch beide Paradigmen zuließen. Und die Nomina der 5. gingen in die 3. Deklination, mit der sie verschiedene gemeinsame Kasus besaßen, oder in die 1. über, zumal sie schon einige zu dieser Deklination gehörige Varianten aufwiesen (und damit trat hier eher noch als ein echter „Übergang“ einfach eine Eliminierung der Formen der 5., wie *pigrities*, *luxuries*, *avarities*, unter ausschließlicher Erhaltung derjenigen der 1. Deklination ein, also *pigritia*, *luxuria*, *avaritia*).

Die Anwendung des Systems in einem der Norm entgegengesetzten Sinne zeigt sich ganz entsprechend bei der *analogischen Schöpfung* und der Erscheinung einer (zunächst) „unnormalen“ Form, die aber dann in der Symmetrie des Systems ihren Platz erhält. So z. B. besitzt das südamerikanische Spanisch eine Reihe stimmloser Konsonanten (*p*, *t*, *k*) und kennt bei ihnen auch als wirklich realisiert die Opposition stimmhaft-stimmlos (*cala – gala*, *tienta – tienda*, *impele – imbele*). Dagegen besitzt es kein stimmloses Gegenstück zum *ž* in *žorar* (*llorar* geschr.), also kein Phonem /š/. Damit weist das phonologische System des südamerikanischen Spanisch ein „leeres Fach“ auf, das für /š/, welches aber ausgefüllt werden könnte (und in der Tat ist in manchen Fällen schon ein *š* zu hören, zwar vorerst als Variante des /ž/; doch könnte der neue Laut mit der Zeit auch einen distinktiven Wert erhalten und so zu einem neuen Phonem werden).

Ebenso ist der *Lautwandel* in erster Linie eine Verlagerung der

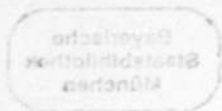
Norm zu einer vom System zugelassenen Realisierung eines Phonems hin. So ist in Spanien [j] (wenn man hier die verschiedenen Sprachschichten einmal zusammen betrachtet, was immerhin denklich sein kann) eine akustische Variante von /ɫ/ (ll) und [ʒ] eine Variante sowohl zu /j/ (y) wie zu /ɫ/ (ll), in Südamerika jedoch ist ʒ zur normalen Realisierung von y und ll in allen Schichten geworden, und man ist damit zur vollkommenen Verschmelzung der beiden Phoneme /j/ und /ɫ/ gelangt.

Nun wendet V. Pisani in einer Rezension zu Trubetzkoy's *Grundzügen*<sup>169</sup> ein, daß es beim Übergang von lat. *ke, ki* zu it. *če, ċi* eine ziemlich lange Periode gegeben haben muß, während der sowohl *ke, ki* als auch *če, ċi* in ein und derselben Gemeinschaft, in derselben Familie und sogar bei ein und demselben Sprecher zu hören waren. Doch kann diese zweifellos zutreffende Beobachtung Trubetzkoy's Lehre nicht beeinträchtigen, sondern nur bestätigen: denn während neben *ke, ki* auch *če, ċi* gesprochen wurden, war das dementsprechende Phonem weder /k/ noch /č/, sondern eines, das nur die beiden Aussprachen gemeinsamen Züge enthielt und beide akustischen Realisierungen zuließ; darauf verlagerte sich die Norm immer mehr zur Realisierung č hin, bis diese dann die einzig normale wurde und die Entstehung eines neuen Phonems /k/ mit distinktivem Wert zuließ. (Im wesentlichen also besteht kein großer Unterschied zwischen dieser phonologischen Deutung und Pisanis Aussagen zum Bedeutungswandel, der in der Verschiebung des Bedeutungsschwerpunktes zu einer „sekundären Bedeutung“ hin vor sich geht.)

Auf der anderen Seite kann eine Opposition von Varianten in der Norm auch zu einer Phonemspaltung führen, also zu einer Opposition im System. Das ist mit dem lat. *u* geschehen, welches in den heutigen romanischen Sprachen durch *u* und *v* dargestellt wird. Und im Spanischen ist dies bei der Opposition *o* – *ue* geschehen. Denn sie war zunächst einmal nur normhaft, mit *ue* als besonderer Realisierung bestimmter betonter *o*, wurde dann aber mit dem Verlust der phonologischen Unterscheidung zwischen geschlossenem und offenem *o* auch bedeutungsrelevant und unterscheidet heute z. B. *foro* von *fuero*, *coro* von *cuero*, *bono* von *bueno*.

---

<sup>169</sup> V. Pisani in: *AGI* 35, S. 186-89.





Zugleich und in einer Rückwirkung geht das Bewußtsein für die Alternanz *ue - o* verloren: so verwendet Theresia noch streng die alte Regel und sagt z. B. *fuenta - fontecica*,<sup>170</sup> während es heute *fuenta - fuentecita* heißt und man auch schon *nuevo - nuevísimo, bueno - buenísimo* sagt, statt *novísimo, bonísimo*.<sup>171</sup>

3.2 Natürlich entstehen einige dieser Wandlungen nicht allein innerhalb des Systems, sondern werden durch die Neueinsetzung zu anderen Systemen (Fremd- oder einfach Regionalsprachen) gehöriger Wörter ausgelöst, die eine normale Opposition in eine funktionelle überführen (so könnte z. B. die Übernahme einer größeren Zahl italienischer Wörter ins Rioplatensische der Opposition *ž - z* einen funktionellen Wert geben, bei der augenblicklich aber nur zwei Realisierungsvarianten ein und desselben Phonems vorliegen). Und hierbei darf man eben an Sechehayes Unterscheidung von „organischem Wandel“ und „zugeführtem Wandel“ erinnern. Doch aufgrund ihrer Modalitäten und außerhalb des eingänglichen Übernahmeaktes erscheinen alle sprachlichen Wandlungen als organisch. Ein Beispiel dafür ist die völlig neue Opposition Singular-Plural im Rioplatensischen bei *clu - clubes*. Hier liegt ein Fremdwort vor, das zunächst mit seinen ursprünglichen Singular- und Pluralformen in das System eindrang (*club - clubs*) und danach denselben Weg wie *tique - tiques* (ticket) oder *cheque - cheques* hätte nehmen, d. h. einen Plural wie *clus, clúes* oder auch *cluses* (nach dem Muster von *maravedí-s, -es, -ses*) erhalten können. Doch während man als Fremdwort (also nicht assimilierten Neologismus) immer noch *club* sagte, paßte sich der Plural als *club-es* bereits dem spanischen System an; dann aber wurde mit dem allgemeinen Gebrauch des Wortes auch dessen Singular assimiliert, als *clu*, und er trat dann dem schon

---

<sup>170</sup> Vgl. R. Menéndez Pidal, *El estilo de Santa Teresa*, in: *La lengua de Cristóbal Colón*, Buenos Aires 1942, S. 145-74.

<sup>171</sup> Ebenso haben die normalen Oppositionen *a -ă* und *o -oa* als zunächst einfache Oppositionen kombinatorischer Varianten im Rumänischen phonematischen Wert erlangt und können Wörter unterscheiden. Vgl. Al. Graur, *De ce și cum se schimbă limba*, in: *Studii III*, 1948, S. 57-68. Und so waren auch frz. *chaise* und *chaire* eine Zeitlang normale (dialektale) Varianten, während sie heute verschiedene Wörter sind („Stuhl“ bzw. „Kanzel“); und die Realisierung des *y* als *ž* hat dem Rioplatensischen eine signifikative Opposition zwischen *yerba* (Matete) und *hierba* (Weideland) ermöglicht, die sonst im Spanischen nur in der Orthographie besteht.

assimilierten Plural *clubes* gegenüber. Der Wandel besteht hier nun gerade in der Assoziierung, die aber zwischen bereits zum System gehörigen Wörtern eintrat. Entsprechendes ist bei dem Plural von *ómnibus* festzustellen: solange nämlich *ómnibus* – *ómnibus* bzw. *omnibús* – *omnibuses* gesagt wird, ist das System gewahrt; in dem Augenblick aber, wo die Norm jeweils nur ein Element aus beiden Paaren wählt (also *ómnibus* – *omnibuses*), haben wir einen Wandel im System, und der Ansatz zu solchen Oppositionen wie *tesis* – *tesises*, *síntesis* – *sintesises* ist damit bereits gemacht.<sup>172</sup>

3.3 Wandel entsteht gern an den „schwachen Punkten“ des Systems, dort wo eine Opposition keine große Bedeutung besitzt und demnach zunächst im Sprechen und dann auch in der Norm vernachlässigt werden kann. Daher nun muß zu einem Verständnis und vielleicht auch zur Voraussicht allen Wandels gerade die relative Bedeutung der systematischen Oppositionen berücksichtigt werden, also die „funktionelle Leistung der Oppositionen“, wie Martinet sagt.<sup>173</sup> So wird man im Spanischen sehr schwer zu einer Verwechslung von *l* und *r* kommen, zumal es eine große Anzahl Wörter gibt, wie *lana* – *rana*, die sich gerade aufgrund dieser Opposition unterscheiden. Dagegen eignet der Opposition *s* – *θ* (geschr. *z*; *c* in *ce*, *ci*) nur eine geringe Leistung, und es steht nicht zu erwarten, daß Wörter wie *sueco* und *zueco* miteinander verwechselt werden, zumal sie kaum im selben Kontext erscheinen können, noch daß Wörter wie *movedizo*, *enfermizo*, *zurcir* unkenntlich werden (vgl. dag. *lago* – *\*rago*). Dasselbe gilt für die Opposition *ll* – *y*, die nur in einigen Fällen wie *llanto* – *yanto*, *halla* – *haya* funktioniert. Doch ist die Vermengung in den Fällen, wo keine funktionelle Leistung vorliegt, erst einmal vollzogen, dann weitet sie sich aus und betrifft

<sup>172</sup> Vergleichbar sind im Italienischen die durch die Übernahme der *s*-Plurale aus dem Englischen und Französischen (hier allerdings nur aus der Graphie) verursachten Vorgänge: das *-s* als Pluralzeichen ist dann nämlich auch bei Wörtern eingeführt worden, die es in der Ursprungssprache gar nicht kennen (so *Führer* – *Führers*, *Quisling* – *Quislings*, *mugik* – *mugiks*, *cnut* – *cnuts*), so daß hier heute schon ein funktionelles Element vorliegt, das dem italienischen System als Pluralzeichen für Fremdwörter angehört.

<sup>173</sup> „Partout où, dans le langage, la confusion n'est pas à craindre, il peut se produire des glissements qui modifient, sinon le tableau des phonèmes, du moins les possibilités combinatoires de ceux-ci“ (A. Martinet, *Où en est la phonologie?*, S. 55).

auch – wie das im Rioplatensischen eingetreten ist – die Fälle, wo die Opposition notwendig wäre, also *casa – caza, cocer – coser, ciervo – siervo*. Damit sehen wir uns vor der Forderung, diese Zusammenstöße zu vermeiden, indem entweder eines der betreffenden Wörter eliminiert wird (so ist *yantar* im Rioplatensischen nicht gebräuchlich, und *siervo* selten) oder der Unterschied zwischen ihnen durch die Syntax und den Kontext klar hervortritt (wie bei *casa – caza*: also ohne weitere Bestimmungen *una joven se casa*, aber mit weiteren Bestimmungen *un puma se caza con el fusil*) oder aber indem das System irgendwie umgestaltet wird (wie bei *cocer – coser*, wo die uruguayischen Hausfrauen nämlich schon *cocinar* statt *cocer* „kochen, backen“ sagen).

4. Weitere Entwicklungen werden nach unserer Meinung die Bedeutung und den Nutzen der hier vorgenommenen Unterscheidung noch vollständiger zeigen können. Wir nehmen dabei auch an, daß verschiedene Probleme der Sprachwissenschaft, deren Schwierigkeit allgemein bekannt ist, ihre Lösung eben durch unsere Unterscheidung finden könnten. So etwa das dornige Problem der Redeteile;<sup>174</sup> denn auch bei deren *klassifizierender Funktion* sind wir der Ansicht, es lasse sich feststellen, daß sie sich erweist: als Möglichkeit im System; als Tradition und bestimmte Realisierung in der Norm; und endlich als dialektische Bewegung zwischen Schöpfung und Wiederholung, Freiheit und Zwang im konkreten Sprechen.<sup>175</sup>

---

<sup>174</sup> Vgl. dazu Luis Juan Piccardo, *El concepto de „partes de la oración“*, Montevideo 1952, insbes. S. 14.

<sup>175</sup> H. Frei, *Langue, parole et différenciation*, in: *Journal de psychologie normale et pathologique* 47 (1952), 2, macht auf dieselben Widersprüche in der Entwicklung der Saussureschen Lehre aufmerksam und weist in ihr die Existenz zweier Begriffe der *langue* nach: der *langue* einmal als soziale *Institution* und zum anderen als *Wertesystem*. Doch ist Freis Lösung des Problems eine ganz andere als hier vorgeschlagen: er nämlich betrachtet die beiden Saussureschen Konzepte der *langue* als von gleichem Umfang und nicht widersprüchlich und schreibt alle Inkohärenzen allein den strukturalistischen Entwicklungen der bekannten Antinomie zu. Er kommt zu diesem Schluß über die „sub-linguistische“ Analyse der kombinatorischen Varianten und ordnet sie der „Sprache“ zu, weil sie zu gleicher Zeit in ihrer Umgebung wirkende distinktive „Subelemente“ enthielten. Uns dagegen scheint, daß diese Analyse nur für die kombinatorischen Varianten gilt, aber nicht die *normalen fakultativen Varianten* erklärt, die eine Sprache jeweils trotz ihres mangelnden distinktiven Wertes charakterisieren.

## FORM UND SUBSTANZ BEI DEN SPRACHLAUTEN

Ἄλλὰ γὰρ δὴ σύ, ὦ Σώκρατες, τὰ μὲν ὅλα τῶν πραγμάτων οὐ σκοπεῖς, οὐδ' ἐκείνοι, οἷς σύ εἰωθας διαλέγεσθαι, κρούετε δὲ ἀπολαμβάνοντες τὸ καλὸν καὶ ἕκαστον τῶν ὄντων ἐν τοῖς λόγοις κατατέμνοντες. Διὰ ταῦτα οὕτω μεγάλα ὑμᾶς λανθάνει καὶ διανεκῆ σώματα τῆς οὐσίας πεφυκῶτα.\*  
(*Hippias Maior* 301 b)

### I. ZUR LAGE DES PROBLEMS

1.1 Die mehr oder minder scharfe Trennung zwischen „Form“ und „Substanz“ bei der Betrachtung der Sprachlaute beruht hauptsächlich auf Ferdinand de Saussures Unterscheidung zwischen *langue* und *parole* („Sprache“ und „Rede“), sowie der dementsprechenden Auslegung einer Reihe seiner axiomatischen Äußerungen über die Merkmale der „Sprache“. Denn nach Saussure ist die Sprache „eine Form, keine Substanz“, ein „Spiel der Oppositionen“; das „einzig Wesentliche an ihr ist, daß ein Zeichen nicht mit anderen verwechselt wird“; „in der Sprache gibt es lediglich Unterschiede“; und „ein sprachliches System besteht in einer Reihe lautlicher mit ideellen verbundener Unterschiede“, und „bei einem Sprachzustand beruht alles auf Relationen.“<sup>1</sup>

Hier liegt vielleicht eine einseitige Interpretation vor; denn es wird da als auf das Wesen der „Sprache im allgemeinen“ (im geläufigen und traditionellen Sinne, und nicht in einer der verschiedenen Bedeutungen der *langue* bei Saussure) bezogen verstanden, was al-

\* Dt. Übersetzung s. S. 117.

<sup>1</sup> F. de Saussure, *Cours de linguistique générale* [CLG], Lausanne & Paris 1916, zit. nach der 3. Auflage 1949, S. 165-70.

lein auf die Voraussetzungen zu ihrem Funktionieren, ihre Eigenschaft als *funktionelles System* bezogen werden könnte.<sup>2</sup> Doch liegen die Dinge so, daß diese Interpretation die Grundlage und Daseinsberechtigung der strukturalistischen und funktionalistischen Richtungen in der gegenwärtigen, hauptsächlich der europäischen Sprachwissenschaft bilden.

1.2 In der nordamerikanischen Sprachwissenschaft wiederum geht der Strukturalismus von E. Sapir<sup>3</sup> und vor allem von Bloomfield<sup>4</sup> aus und verwendet trotz ganz verschiedener und vom Saussureanismus erklärtermaßen unabhängiger Prämissen häufig ähnliche Methoden und kommt auch zu praktisch denselben Ergebnissen wie der europäische Strukturalismus und Funktionalismus. Auf dem phonischen Gebiet basieren diese Methoden im wesentlichen auf den Angaben in Bloomfields grundlegendem Werk *Language*, denen zufolge die Phoneme im Hinblick auf deren Fähigkeit, Silben zu bilden, auch zu klassifizieren wären und „die einfachste Art, die phonetische [phonemische] Struktur einer Sprache zu beschreiben“, in der Klassifizierung der nicht-syllabischen Phoneme und Nexus nach den Stellungen, in denen sie in bezug auf die syllabischen erscheinen können, bestünde.<sup>5</sup>

Und auch hier kann in gewissen Entwicklungen eine einseitige Interpretation vorliegen, zumal Bloomfield hier nicht eigentlich die *Definition* der Phoneme meint, sondern deren *Klassifizierung* und die Beschreibung der phonematischen Struktur einer Sprache.

1.3 A. Martinet<sup>6</sup> kommt dann zu der Ansicht, zwischen nordamerikanischem und europäischem Strukturalismus müsse es bestimmte historische Beziehungen geben und Saussures Lehren müßten auch irgendwie die nordamerikanische Linguistik befruchtet

---

<sup>2</sup> Vgl. dazu in diesem Band: *System, Norm und Rede* III.

<sup>3</sup> E. Sapir, *Language*, New York 1921; *Sound Patterns in Language*, in: *Language* 1 (1925), S. 37-51.

<sup>4</sup> L. Bloomfield, *Language*, New York 1933.

<sup>5</sup> „The simplest way to describe the phonetic [phonemic] structure of a language is to state which non-syllabic phonemes or groups of non-syllabic phonemes (*clusters*) appear in the three possible positions: *initial*, before the first syllabic of an utterance; *final*, after the last syllabic of an utterance; and *medial*, between syllabics“ (L. Bloomfield, *Language*, S. 131).

<sup>6</sup> A. Martinet, *Structural Linguistics*, in: Kroeber, *Anthropology today*, Chicago 1953, S. 574-86.

haben. Das ist sehr wahrscheinlich, doch nur in bezug auf die nordamerikanische Sprachwissenschaft im allgemeinen, nicht aber auf die eigentlich Bloomfieldsche Schule, und auch nur, wenn jene Beziehungen als solche rein praktischer Natur verstanden werden, als Beziehungen zwischen den angewandten Methoden, und nicht zwischen den grundlegenden Konzeptionen, die jene Methoden erst rechtfertigen. Und in *Language* – das in dem auf die synchronische Sprachforschung bezüglichen Abschnitt eine originale Entwicklung darstellt, die auch von den durch Psychologismus und Soziologismus unbelasteten Prämissen her sehr kohärent ist – vermag man auch keine Spur spezifisch Saussurescher Gedanken zu entdecken. Das bei Saussure wesentliche Konzept „Sprache“ erscheint bei Bloomfield lediglich als eine empirische Gegebenheit; für ihn nämlich bilden den Gegenstand der Sprachwissenschaft die *utterances* (die konkreten Sprachäußerungen). Die Sprache ist denn auch für Z. S. Harris, einen der hervorragendsten Nachfolger Bloomfields, nur „the totality of all utterances in all situations“<sup>7</sup>, d. h. etwas, das für Saussure notwendigerweise *parole*, nicht *langue* wäre,<sup>8</sup> und für Hjelmslev „*Text*“, nicht „*Sprache*“<sup>9</sup>. Mit anderen Worten stellen sich Saussure, und mit ihm die europäischen Strukturalisten und Funktionalisten, auf die *per definitionem* „formale“, „systematische“ und „strukturelle“ Ebene der „Sprache“ (die nach F. de Saussure einzige wissenschaftlich erforschbare Ebene), die Strukturalisten der Bloomfieldschen Schule dagegen auf die Ebene des konkreten Sprechens, und *nur* auf sie. Zudem noch ist für Saussure und die ihm folgende Sprachwissenschaft das sprachliche Zeichen *signifiant* + *signifié*, für Bloomfield und seine Schüler aber – nur bis zu einem gewissen Grade – das Saussuresche *signifiant*<sup>10</sup>, zumal das *signifié* außerhalb der Sprache bleibe, da es in linguistischen Termini nicht zu definieren sei<sup>11</sup>; und auch das *signifiant* ist hier

---

<sup>7</sup> Z. S. Harris, *Methods in Structural Linguistics* [*Methods*], Chicago 1951, S. 27.

<sup>8</sup> Vgl. *CLG*, S. 38.

<sup>9</sup> Vgl. L. Hjelmslev, *Omkring Sprogteoriens Grundlaeggelse*, Kopenhagen 1943, S. 16-17. Hier zitiert wird die engl. Ü. von F. J. Whitfield, *Prolegomena to a Theory of Language* [*Prolegomena*], Baltimore 1953, 1962<sup>2</sup>.

<sup>10</sup> Vgl. Eli Fischer-Jørgensen, *Remarques sur les principes de l'analyse phonémique*, in: *TCLC* 5 (*Recherches structurales*), 1949, S. 214-34.

<sup>11</sup> Vgl. L. Bloomfield, *Language*, S. 139-57.



nichts „Mentales“, ist kein „akustisches Bild“, sondern etwas vollkommen Physikalisches und Materielles, eben das Wort als *Sache*, als akustischer Gegenstand. Die *langue* der Saussureaner ist etwas völlig *Geistiges* (akustische Bilder + *signifiés*);<sup>12</sup> Bloomfields *language* dagegen etwas ganz Materielles.<sup>13</sup>

In glossematischen Termini gesprochen würden die Bloomfieldisten allein die „Ausdrucksebene“ (mit der sie die gesamte Sprache identifizieren) berücksichtigen und dabei sowohl die „Form“ wie die „Substanz“ des „Inhaltes“ völlig übergehen. Und auf der Ausdrucksebene betrachten sie strenggenommen auch nicht die eigentliche „Form“ (die ideelle Form), sondern gerade die materielle akustische, wenn auch sprachlich organisierte „Substanz“ in den konkreten Sprechakten. Zwar sprechen sowohl die Glossematiker wie die Bloomfieldisten von „sprachlicher Form“ (und es kommt sogar sehr häufig vor, daß sie beide gewisse konkret dargestellte „Formen“ auch in offensichtlich gleicher Weise beschreiben und analysieren), doch beziehen sie sich dabei auf grundverschiedene Konzepte. Denn für die Glossematiker ist die Form eine konstante ideelle Struktur, die sich in einer Substanz nur *darstellt*;<sup>14</sup> für die Bloomfieldisten hingegen ist die Form die Struktur der Substanz selbst, *eine Menge organisierter Substanz*: ein Wort, ein Satz sind hier, wirklich ausgesprochen, Formen.<sup>15</sup> Und es geht hier nicht um die *Aufdeckung* des hinter jedem „Prozeß“ stehenden „Systems“,<sup>16</sup> sondern nur um das „geeignetste“ und einfachste System zur Analyse, Anordnung und Beschreibung der Strukturen und einer Gesamtheit konkreter *utterances*,<sup>17</sup> und das sogar zu rein praktischen Zwecken, wie etwa dem ihrer Darstellung in der Schrift.<sup>18</sup> Demnach könnte man sagen, daß der nordamerikanische Strukturalismus allein *Methode* ist, der europäische dagegen *aprioristische*

---

<sup>12</sup> Vgl. *CLG*, S. 31-32.

<sup>13</sup> Vgl. L. Bloomfield, *Language*, S. 32-33.

<sup>14</sup> Vgl. L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 68.

<sup>15</sup> „A phonetic form which has a meaning, is a *linguistic form*“ (L. Bloomfield, *Language*, S. 138).

<sup>16</sup> Vgl. L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 10.

<sup>17</sup> Vgl. Z. S. Harris, *Methods*, S. 63, Anm. 12; S. 72, Anm. 28.

<sup>18</sup> Vgl. Z. S. Harris, *Methods*, S. 72. Ebenso K. L. Pike, *Phonemics*, Ann Arbor 1947, mit dem bedeutungsvollen Untertitel: *A Technique for Reducing Languages to Writing*.

*Konzeption* (Hypothese),<sup>19</sup> die wiederum eine Methode bestimmt; für die Nordamerikaner ist das *System* ein Resultat, für die Europäer aber *Prämisse* und *Resultat* zugleich.

Zwar weisen die nordamerikanische Schule und die europäischen Richtungen auch gemeinsame Konzepte auf, wie etwa das der „distinktiven Opposition“ und des „unterscheidenden Zuges“ (*distinctive feature*), doch liegen hier empirische Konzepte vor, zu denen man auch in mehr oder weniger großer Unabhängigkeit voneinander auf verschiedenen Wegen und sogar auf dem der traditionellen Phonetik (Sweet, Jespersen, Jones) hat gelangen können.

2.1 So ist denn erwiesen, daß die zwischen Saussurescher Linguistik und nordamerikanischem Strukturalismus vorhandenen Entsprechungen nicht etwa in Theorie oder Lehre begründet sind – zumal sie nicht von einander gleichen Sprachauffassungen herrühren –, sondern allein praktisch und technisch motiviert werden können; also nicht konzeptionell, sondern methodisch bedingt sind. Sie können höchstens auf die *Theorie des Verfahrens* bezogen werden, das bei der synchronischen Sprachuntersuchung Anwendung findet. Insgesamt können auch die Konsequenzen der verschiedenen strukturalistischen Richtungen einander entsprechen, gerade da die Methoden und Resultate notwendigerweise auch die Konzeptionen nachgestalten und da Prämissen und Resultate auf einer gewissen Ebene zusammenfallen und identisch werden. Und die Konsequenzen können sowohl praktische wie theoretische Seiten haben.

2.2 Auf dem phonischen Gebiet sind diese Konsequenzen vor allem zwei: a. werden *Phonetik* und *Phonologie* scharf getrennt,<sup>20</sup> nur die letztere als sprachwissenschaftliche Disziplin anerkannt und die erstere als reine Physiologie und Akustik unter die Naturwissen-

---

<sup>19</sup> Vgl. L. Hjelmslevs Leitartikel in: *AL* 4,3 (1944), S. V-XI.

<sup>20</sup> Die Termini *Phonologie* und *phonologisch* verwenden wir hier in der bei TRUBETZKOY gewohnten Bedeutung, die etwa derjenigen der bei den nordamerikanischen Linguisten üblichen Termini *phonemics* und *phonemic* entspricht. HJELMSLEV, der über die rein „sprachliche (phonische) Sprache“ hinausgeht und für den die Phonologie nur eine Wissenschaft des „Sprachgebrauches“, nicht der „Sprache“ (System) ist, verwendete zunächst *Phonematik* und *phonematisch*, bevorzugt aber seit 1936 *Kenematik* (*Kenemik*: „Wissenschaft der leeren Einheiten“) sowie *kenematisch* (*kenemisch*). Vgl. die *Proceedings of the Second International Congress of Phonetic Sciences*, Cambridge 1936 [*Proceedings L.*], S. 49 Anm. 1.

schaften eingereicht; und *b.* kommt man zu einer Vernachlässigung der phonischen Substanz und *jeglicher Substanz* in der Phonologie (bzw. *Kenemik*), wobei als einzige Methode zur Identifizierung der Phoneme (bzw. *Keneme*) die „Kommutation“ verwendet wird, sowie zu deren Definition das Kriterium der „Position“ oder „Distribution“ (der im System eingenommenen Position).

Die erste dieser Konsequenzen kennzeichnet im- oder explizit alle strukturalistischen<sup>21</sup> und funktionalistischen Richtungen (auch diejenigen, die aus der Phonologie nicht jeden phonetischen Bezug ausschließen). Die zweite dagegen charakterisiert vor allem die unter Louis Hjelmslevs Anleitung und gedanklicher Führung entstandene Glossematik der sog. „Kopenhagener Schule“<sup>22</sup>, sowie die Schule von Yale<sup>23</sup> mit B. Bloch und G. L. Trager<sup>24</sup>, obwohl sie sich danach auch bei einigen englischen Linguisten einstellt.<sup>25</sup> Nicht vernachlässigt hingegen wird die phonische Substanz (trotz der hier betonten Autonomie der Phonologie) in der sog. „Prager Schule“<sup>26</sup> und von den französischen Phonologen, wie etwa A. Martinet; und auch nicht von der Mehrzahl der amerikanischen „Phonemiker“. Denn W. Freeman Twaddell<sup>27</sup> definiert seine *Mikrophoneme* und *Makro-*

<sup>21</sup> Bei BLOOMFIELD ist die Opposition in ihrer aktuellen Bedeutung nur impliziert: die *Phonetik* zeichne sich allein als allgemeine Wissenschaft von der menschlichen Stimme ohne Bedeutungsbezug (als experimentelle, physiologische und akustische Wissenschaft, *Language*, S. 75) vor der „*Phonologie*“ oder *praktischen Phonetik* (der Wissenschaft der bedeutungstragenden Laute, S. 78) aus. Doch erscheint auch schon das Adjektiv *phonemic* (S. 80) als ein Gegenstück zu *phonetic*, und es kommen auch Beispiele für rein „phonemische“ und positionelle Beschreibung vor (S. 130-37).

<sup>22</sup> Jedoch wurde diese Methode auch von Wissenschaftlern außerhalb Dänemarks übernommen, vgl. *Prolegomena*, S. 50-51, Anm. 1.

<sup>23</sup> Vgl. A. Martinet, *Structural Linguistics*, S. 584 (s. Anm. 6).

<sup>24</sup> Vgl. G. L. Tragers *La systématique des phonèmes du polonais*, in: *AL* 1 (1939), S. 179-88.

<sup>25</sup> Vgl. J. D. O'Connor & J. L. M. Trim, *Vowel, Consonant, and Syllable – a Phonological Definition*, in: *Word* 9 (1953), S. 103-22.

<sup>26</sup> Vgl. A. Martinet, *Structural Linguistics*, und E. Fischer-Jørgensen, *On the Definition of Phonemic Categories on a Distributional Basis*, in: *AL* 7 (1952), S. 8-39. – Über einige Unterschiede zwischen Prager und Kopenhagener Schule s. auch V. Kopál, *L'état actuel des études linguistiques en Tchécoslovaquie*, in: *Lingua* 2 (1949), S. 226-36.

<sup>27</sup> W. F. Twaddell, *On Defining the Phoneme*, Baltimore 1935. Vgl. J. Vachek, *One aspect of the phoneme theory*, in: *Proceedings L.*, S. 33-40 (s. Anm. 20).

*phoneme* (= Phoneme) mit akustischen und artikulatorischen unterscheidbaren Zügen; K. L. Pike<sup>28</sup> und Z. S. Harris<sup>29</sup> endlich betrachten das Phonetische als wesentliches und unabdingbares Element bei der „phonemischen“ Analyse. Und sogar im Kopenhagener Linguistenkreis sind einige z. T. abweichende Stimmen laut geworden, wie etwa die von Eli Fischer-Jørgensen.<sup>30</sup>

3. Trotz dieser und anderer Divergenzen aber bleibt unbezweifelbar, daß auch die extremen Positionen mit den von den verschiedenen Strukturalismen angenommenen gemeinsamen (theoretischen oder technischen) Prämissen nicht unvereinbar sind. Noch mehr: unzweifelhaft erscheint es, daß diese Positionen mögliche und vollkommen kohärente Entwicklungen der Prämissen selbst darstellen und, wenn sie nicht immer erreicht werden, daß dies nur darum geschieht, weil es Schwierigkeiten der Anwendung, also empirischer Natur implizieren würde. Belegt wird das dadurch, daß im amerikanischen Strukturalismus K. L. Pike zu einer Trennung von *Phonetik* und *Phonologie* („*Phonemik*“) gelangt, die ebenso radikal oder noch radikaler ist wie die bei Trubetzkoy<sup>31</sup> und daß letzterer wiederum, obwohl aller Vernachlässigung der phonischen Substanz in seinen phonematischen Analysen so abhold, schließlich doch eine „positionelle“ Beschreibung des altgriechischen Konsonantismus anbietet, die den Beispielen Bloomfields und den glossematischen Analysen sehr nahekommt, und allein dazu bemerkt, daß es nur relativ wenige dem Griechischen vergleichbare Fälle gebe und dies Kriterium auf bestimmte Sprachen, wie etwa das Burmesische, nicht anwendbar sei.<sup>32</sup>

4. Zu keiner der beiden angegebenen Konsequenzen gelangen natürlich die Wissenschaftler, die trotz eines funktionalistischen Standpunktes und eines gemäßigten Strukturalismus ein flexibles

---

<sup>28</sup> „*Phonemic analysis . . . must be made with phonetic data plus a series of phonemic premises and procedures*“ (K. L. Pike, *Phonemics*, S. 65).

<sup>29</sup> „Simplicity of statement, as well as phonetic similarity, decide in favor of the . . . grouping“ (Z. S. Harris, *Methods*, S. 66, Anm. 15). Auch Schweigen oder Pausen werden phonetisch registriert (*Ibidem*, S. 60, Anm. 4).

<sup>30</sup> E. Fischer-Jørgensen, in den Anm. 10 u. 26 zit. Aufsätzen.

<sup>31</sup> Vgl. K. L. Pike, *Phonetics. A Critical Analysis of Phonetic Theory and a Technique for the Practical Description of Sounds*, Ann Arbor 1943.

<sup>32</sup> Vgl. N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge der Phonologie*, Prag 1939, S. 223-225.

Konzept vom Funktionellen und Systematischen besitzen und daher auch eine enge Verbindung zwischen *Phonetik* und *Phonologie* beibehalten, wie denn J. Laziczius (vgl. III 3.2 u. 3) und B. Malmberg (vgl. III 3.4). Und weniger noch diejenigen, welche zur „normalen“ und „systematischen“ Sprachebene nur von streng phonetischen und experimentellen Grundlagen aus gelangen, wie D. Jones<sup>33</sup> oder E. Zwirner<sup>34</sup>. D. Jones insbesondere ist zwar der Ansicht, das Phonem könne als „abstrakter Laut zweiten Grades“<sup>35</sup> betrachtet werden, doch will er es von einem schlicht „physikalischen“ Standpunkt lieber als „Lautfamilie“ verstanden wissen.<sup>36</sup> Zwar erkennt er an, daß die Phonemunterschiede (= die unterscheidenden Züge) „signifikant“ seien, d. h. ein Wort von einem anderen unterscheiden könnten, macht jedoch geltend, daß sie diese Bedingung nicht notwendigerweise und auch immer erfüllen müßten,<sup>37</sup> und widersetzt sich daher sowohl dem sog. „Mentalismus“ (den er als Psychologismus auffaßt) wie auch der eigentlich strukturellen und funktionellen Einstellung.<sup>38</sup> Jones' Werk wird dann auch zur praktischen Vorführung der Möglichkeit, zur phonematischen Theorie über die Phonetik zu gelangen, ohne diese zu verlassen (sich also nur auf *eine andere Abstraktionsebene* zu begeben); und so gesehen erscheint seine Entscheidung, die sog. „Phonologie“ oder „Phonemik“ einfach als *einen Teil der Phonetik* zu betrachten,<sup>39</sup> auch sehr gerechtfertigt.

5.1 Die letzteren Positionen nun verdienen große Aufmerksamkeit, weil sie nämlich, wenn sie zunächst auch einfach konservativ und eklektisch haben erscheinen mögen, heute als – zwar diskutierbare und manchmal vielleicht auch extreme – Formen einer neuerli-

---

<sup>33</sup> Vgl. insbes. D. Jones, *The Phoneme: its Nature and Use*, Cambridge 1950.

<sup>34</sup> Vgl. *Grundfragen der Phonometrie* (unter Mitwirkung von K. Zwirner), Berlin 1936.

<sup>35</sup> Vgl. D. Jones, *Concrete and Abstract Sounds*, in: *Proceedings of the Third International Congress of Phonetic Sciences*, Gent 1939 [*Proceedings G.*], S. 1-7, sowie *The Phoneme*, S. 212.

<sup>36</sup> D. Jones, *The Phoneme*, S. 7-12.

<sup>37</sup> D. Jones, *The Phoneme*, S. 14: „The sounds of separate phonemes do not necessarily distinguish words but they are capable of doing so, and generally do so.“

<sup>38</sup> D. Jones, *The Phoneme*, S. 212f.

<sup>39</sup> D. Jones, *The Phoneme*, S. VII.

chen Synthese von Phonetik und Phonologie gelten dürfen. Diese Synthese aber soll nicht Konfusion oder bloße Fusion bedeuten (zumal das funktionelle Kriterium und der Strukturbegriff bedeutungsvolle Errungenschaften darstellen, die im Unbestimmten der traditionellen Phonetik nicht untergehen oder verschwimmen können und dürfen), sondern eine wirksame und fruchtbare Ausweitung der Problematik alles Sprachlichen, die sich zuweilen auch schon abzeichnen mag.

5.2 Einerseits nämlich findet die Phonologie ihren Platz zusammen mit den übrigen phonischen Wissenschaften in den Schultexten und den Phonetikhandbüchern, wie denen von W. Brandenstein<sup>40</sup> und E. Dieth,<sup>41</sup> und andererseits wird die Zweckmäßigkeit einer Wiedervereinigung oder zumindest der Notwendigkeit einer Wiederherstellung bzw. Verengung der Verbindungen der Phonologie mit der Phonetik sowohl vonseiten der Phonetiker wie auch der Phonologie und der allgemeinen Sprachwissenschaft betont. Dieth sogar unterstreicht – obwohl er von einer überholten Konzeption ausgeht<sup>42</sup> und sich auf polemische Aussagen stützt, die Jespersen früher und auf einer anderen Grundlage getan hatte (vgl. III 3.1) –, daß eine Trennung von phonologischer und phonetischer Einstellung nicht opportun sei, und betrachtet die Phonologie schließlich nur als einen neuen Gesichtspunkt innerhalb der Phonetik.<sup>43</sup> John Lotz gesteht bei der Rezension des von dem Schweizer Dialektologen Dieth verfaßten Handbuches ein (obwohl er das „Sprachliche“ ausschließlich mit dem „Sozialen“ identifiziert), daß es in der Tat „keinen Grund dafür gebe, die beiden Disziplinen zu trennen.“<sup>44</sup> Ganz

<sup>40</sup> W. Brandenstein, *Einführung in die Phonetik und Phonologie*, Wien 1950.

<sup>41</sup> E. Dieth, *Vademekum der Phonetik*, Bern 1950.

<sup>42</sup> So glaubt er z. B., die Phonologen betrachteten das Phonem auch weiterhin nur als *Lautvorstellung* und *psychische Einheit* (*Vademekum*, S. 335-36) – als welches es bei *Baudouin de Courtenay*, bei *Sapir* und in den ersten Arbeiten der Prager Schule erscheint –, und gibt dann keine genaue Darstellung der Phonologie, wie auch L. Heilmann wohl meint (in *Rendiconti Bologna* 4, S. 6). Vgl. die Bespr. von J. Lotz in: *Word* 8 (1952), S. 265-68.

<sup>43</sup> E. Dieth, *Vademekum*, S. 16-18.

<sup>44</sup> „There seems no reason for separating these two disciplines except, perhaps, for practical purposes. The various aspects of the speech event: physiological-physical, psychological, and social (linguistic), together con-



entsprechend bietet E. Otto<sup>45</sup> ein Schema an, in dem die Phonetik als *Sprechwissenschaft* und die Phonologie als *Sprachwissenschaft* erscheinen, weist aber gleich darauf hin, daß „beide Seiten unlöslich ineinander“ griffen.<sup>46</sup> Und sogar A. Martinet – der mit R. Jakobson wohl noch bedeutendste Repräsentant der Prager Funktionalisten – bemerkt,<sup>47</sup> daß zwischen Phonetik und Phonologie „die Brücken nicht abgebrochen werden“ dürften.<sup>48</sup>

5.3 Ebenso sind gegen den Ausschluß der phonischen Substanz aus der Betrachtung der Phonemstrukturen sehr begründete Bedenken und Kritiken laut geworden, und außerhalb wie innerhalb des Strukturalismus regte sich dagegen auch Widerstand. So kann A. Nehring bei seiner Untersuchung der Diskussion um die Glossematik<sup>49</sup> u. a. bemerken, daß die phonische Substanz etwa bei Untersuchungen der Silbengrenze nicht zu übergehen sei,<sup>50</sup> und schließt dann mit einem Urteil, dessen vollkommene Skepsis hier nicht geteilt werden kann – wenn es trotz allem auch immer noch etwas Wahres enthält –, über den Beitrag der Glossematik zur Kenntnis der Sprache und der Einzelsprachen.<sup>51</sup> Andererseits hat auch ein

---

stitute human speech and none of these can be missing from its complete treatment“ (J. Lotz, *Bespr. Dieth* in: *Word* 8, S. 266).

<sup>45</sup> E. Otto, *Stand und Aufgabe der Allgemeinen Sprachwissenschaft*, Berlin 1954.

<sup>46</sup> E. Otto, *Stand und Aufgabe*, S. 43.

<sup>47</sup> A. Martinet, *Où en est la phonologie?*, in: *Lingua* 1 (1948), S. 34-58.

<sup>48</sup> „Les études fonctionnelles et structurales ne doivent pas être un prétexte pour couper tous les ponts entre les recherches des phonéticiens et celles des linguistes“ (A. Martinet, *Où en est . . .*, S. 46). In *Equilibre et instabilité des systèmes phonologiques* (*Proceedings G.*, S. 30-34) erkennt Martinet dann auch die Bedeutung an, die vor allem für die diachronische Phonologie selbst die Artikulationsbeobachtungen der Phonetiker z. B. zur „natürlichen Schwäche“ eines Lautes erlangen können.

<sup>49</sup> A. Nehring, *Rez. der Recherches structurales 1949* (*TCLC* 5), in: *Word* 9 (1953), S. 163-67.

<sup>50</sup> A. Nehring, *Rez. Recherches*, S. 165.

<sup>51</sup> „I wonder whether this picture will ever change and whether the glossematists will ever make substantial contributions to our knowledge of languages and language structures. What would we expect from an engineer who would try to give a picture of the structure of a machine just by listing which parts are connected by which wires, but without describing the parts and their functions themselves? Well, this is exactly what the glossematists do: they give a network of wires, real and imaginary. But wires are not

Gelehrter vom Range R. Jakobsons, der darin immer den Prinzipien der Prager Schule treu blieb (obgleich er auch tiefgreifende Reformen einführte und insbesondere alle Phonemoppositionen auf binäre Oppositionen zurückführte),<sup>52</sup> die Verbindungen zur phonischen Substanz nicht nur nie geleugnet, sondern im Gegenteil immer weiter verdichtet. Denn er fordert die Betrachtung der akustischen (physikalischen) Eigenschaften der Sprachlaute<sup>53</sup> – neben, und später statt ihrer artikulatorischen (physiologischen) Eigenschaften, die von den Phonologen allgemein verwendet werden –, was offensichtlich eine immer engere Verbindung, von struktureller Theorie und instrumenteller Lautforschung<sup>54</sup> bedingt. Ebenso behält er den (bereits 1932 formulierten) Phonembegriff von dem „Bündel distinktiver lautlicher Züge“<sup>55</sup> unverändert bei und wahrt diese Position auch in dem Aufsatz, mit dem er in die „Glossematikdebatte“ eingreift.<sup>56</sup> Die Phonemunterschiede sind denn für R. Jakobson „für die objektive wie die subjektive Akustik wahrnehmbare“ Dif-

the machine“ (A. Nehring, Rez. *Recherches*, S. 167). Vgl. dag. die zwar kritische, aber positive Bewertung im Forschungsbericht von V. Pisani, *Allgemeine und Vergleichende Sprachwissenschaft. Indogermanistik*, Bern 1953, S. 9-11.

<sup>52</sup> Diese Reduzierung ist schon da in R. Jakobson, *Observations sur le classement phonologique des consonnes*, in: *Proceedings G.*, S. 34-41.

<sup>53</sup> Vgl. R. Jakobson, *Observations*, sowie unter den späteren Arbeiten: R. Jakobson, C. G. M. Fant, M. Halle, *Preliminaries to Speech Analysis. The Distinctive Features and their Correlates*, Cambridge, Mass., 1952, und E. Colin Cherry, M. Halle, R. Jakobson, *Toward the Logical Description of Languages in their Phonemic Aspect*, in: *Language* 29 (1953), S. 34-36.

<sup>54</sup> Vgl. A. W. de Groot, Rez. *Preliminaries*, in: *Word* 9 (1953), S. 58-64.

<sup>55</sup> Vgl. R. Jakobson, *The phonemic and grammatical aspects of language in their interrelations*, in: *Actes du Sixième Congrès International de Linguistes*, Paris 1948 (S. 5-18), S. 8. Dasselbe Konzept ist auch bei TRUBETZKOY da (*Grundzüge*, S. 35: „Das Phonem ist die Gesamtheit der phonologisch relevanten Eigenschaften eines Lautgebildes“); A. Martinet, *Où en est la phonologie?*, S. 44; sowie praktisch auch bei W. F. Twaddell, *On Defining* (s. Anm. 27, vgl. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 38-40; J. Vachek, *One aspect*, S. 37); und auch bei Z. S. Harris, *Methods*, S. 35 („classes of segments so defined that the classes differ from each other by all the phonemic distinctions and by these only“), S. 43 („the distinct phonemic composition of each utterance is defined as the sum of its minimal differences from all other utterances of the language“), sowie S. 64-65.

<sup>56</sup> R. Jakobson, *On the Identification of Phonemic Entities*, in *Recherches structurales 1949 (TCLC 5)*, S. 205-13. Vgl. auch die *Results of the*

ferenzen,<sup>57</sup> und ‚bei der Analyse der distinktiven Züge ist der Bezug auf die phonische Substanz unumgänglich‘.<sup>58</sup>

Eine explizit kritische Haltung eingenommen und sie auch in verschiedenen informativen Aufsätzen und Rezensionen zu glossematischen Arbeiten durchgehalten hat vor allen A. Martinet.<sup>59</sup> Und seine Einwände sind dazu im wesentlichen zwei, und zwei sehr bedeutsame: a. die Glossematiker vernachlässigen die phonische Substanz eigentlich gar nicht, oder tun das zumindest nicht in der ersten Phase ihrer Analyse, der Identifizierung der Allophone, die der Kommutation bzw. der Anwendung des positionellen und distributionellen Kriteriums unvermeidlich vorausgeht;<sup>60</sup> höchstens nehmen sie dabei die Identifizierung<sup>61</sup> als gegeben an und lassen hier unbeanstandet, daß im Falle des Phonems die Identifizierung mit der Definition zusammenfällt;<sup>62</sup> und b. die Vernachlässigung der Lautsubstanz ist praktisch unmöglich, weil dadurch große Schwierigkeiten entstehen, wie etwa bei Phonemen mit komplexer Distribution (z. B. /h/ und /η/ im Englischen), wo die Kommutationsprobe einfach nicht angewendet wird, oder auch bei Phonemen mit gleicher Distribution (wie /k/ und /p/ im Dänischen), die dann „formal“ gesehen auch die gleiche Definition erhalten müßten.<sup>63</sup> Die Berechtigung beider Einwände wird dann auch ohne Vorbehalte von E. Fischer-Jørgensen anerkannt.<sup>64</sup>

5.4 Hinzuweisen wäre schließlich noch darauf, daß auch gegen den Ausschluß der sog. „Inhaltssubstanz“ – die hier nicht behandelt werden kann

---

*Conference of Anthropologists and Linguists, als Supplement to IJAL 19,2, Baltimore 1953, S. 19: „phonemes are differential sound units.“*

<sup>57</sup> R. Jakobson, *Observations*, S. 34.

<sup>58</sup> R. Jakobson etc., *Preliminaries*, S. 12.

<sup>59</sup> Vgl. außer den schon zit. Aufsätzen noch A. Martinet, *Phonology as Functional Phonetics*, London 1949; *Au sujet des Fondements de la Théorie Linguistique de Louis Hjelmslev*, in: *BSLP* 42 (1947) S. 19-42; und die Rez. zu K. Togeby, *Structure immanente de la langue française*, in: *Word* 9 (1953), S. 78-82.

<sup>60</sup> A. Martinet, *Au sujet des Fondements*, S. 37-38; *Où en est*, S. 45; *Structural Linguistics*, S. 584.

<sup>61</sup> A. Martinet, *Où en est*, S. 45.

<sup>62</sup> A. Martinet, *Où en est*, S. 44.

<sup>63</sup> A. Martinet, *Au sujet des Fondements*, S. 37-38; Rez. Togeby auf S. 79.

<sup>64</sup> Vgl. E. Fischer-Jørgensen, *Remarques*, S. 223-24; *On the Definition*, S. 12.

– gewichtige Vorbehalte lautgeworden sind, vor allem bei Ingerid Dal,<sup>65</sup> die mit Husserl und Cassirer geltend macht, daß der eigentliche Erkenntniswert der Sprache, also das Maß, in dem das „Benennen“ dem Erkenntnisakt gleichkommt,<sup>66</sup> nicht vernachlässigt werden darf.

5.5 Ganz deutlich scheinen sich also auch in den phonischen Wissenschaften die Symptome einer heilsamen Reaktion gegen die zu weitgehende Vereinzelnung und die übertriebene Parzellierung aller sprachlichen Forschung zu zeigen, gegen die Reduzierung der Sprache auf starre Formeln und Dichotomien, sowie vor allem gegen die Vorstellung, solche – zweifellos klärenden und methodisch sehr nützlichen – Formeln und Dichotomien würden die komplexe Wirklichkeit der Sprache tatsächlich erschöpfend darstellen. Diese Reaktion, die sich aus Unbefriedigtheit und Zweifeln am Strukturalismus von anderen Positionen her ergab und die von Sprachwissenschaftlern wie B. Terracini,<sup>67</sup> L. Spitzer<sup>68</sup> oder V. Pisani<sup>69</sup> ausging,

---

<sup>65</sup> I. Dal, *Phonologie und Sprachwissenschaft*, in: *SL* 4 (1950), S. 1–13.

<sup>66</sup> I. Dal, *Phonologie*, S. 12–13.

<sup>67</sup> Vgl. etwa B. Terracini, Rez. zu N. S. Trubetzkoy's *Grundzügen*, in: *RFH* 4 (1942), S. 173–80: „Soviel Unterscheidung und soviel Abgrenzung – besonders bei der Sprache, deren herausragende Eigenschaft gerade die nuancenreiche Beweglichkeit, das beständige Verschmelzen von Aspekten und Funktionen ist, – läßt Zweifel aufkommen.“

<sup>68</sup> Vgl. L. Spitzer etwa in der Rez. der *Cahiers Sextil Puşcariu* in *Word* 9 (1953), S. 300–307: „I must confess that similar experiences nearly always lie in wait for me when I am confronted with so-called ‚structural analyses‘ of languages I happen to be familiar with: the realization of the excessive simplifications imposed on the ‚structuralist‘ by the metaphorical fallacy of the term ‚structure‘ to which he is forced to live up to: the structures are postulated with too little respect for the much more complicated reality“ . . . „The diagnosis of Schuchardt who found Bally's descriptive treatises reminiscent of schoolbooks seems to apply even more to certain modern linguistic descriptions which are entirely parasitic in nature, that is, concerned with rewording and reclassifying data given by previous grammars instead of promoting the advancement of learning by new discoveries“ (S. 302–303).

<sup>69</sup> Vgl. V. Pisanis Anm. zu den *Grundzügen* in: *AGI* 35 (1950), S. 186–89, wo die Verdienste und die Genialität Trubetzkoy's jedoch volle Anerkennung finden: „Alles wird natürlich ganz leicht, wenn man statt der unendlichen Vielfalt der wirklichen Dinge eine Grammatik zur Hand nimmt, in der die Laute idealisiert sind (wo also der von der Phonologie vorausgesetzte Vereinfachungsprozeß vollendet ist), sowie wenn einer daraus das ‚System‘ der in dieser Grammatik beschriebenen Sprache bezieht.“ (S. 188) Vgl. auch

wird jetzt auch im Strukturalismus selbst spürbar, namentlich bei R. Jakobson<sup>70</sup> oder auch A. Martinet,<sup>71</sup> deren Weitblick und geschärfter Sprachsinns sich mit gewissen ‚monotonen Anwendungen eines sehr elementaren Einmaleins‘<sup>72</sup> nicht zufriedengeben können.

Bewußt wird hier mit anderen Worten, wie übertriebene Abgrenzungen und Schematisierungen die Tatsache in Vergessenheit geraten lassen können, daß der Gegenstand der Sprachwissenschaft die menschliche Sprache in ihrer Gesamtheit ist, in ihrer vielgestaltigen und unendlich wandelbaren Wirklichkeit sowie ihren vielfältigen Wechselbeziehungen. Und von Bedeutung ist dabei der Hinweis, daß jene Reaktion nicht nur in Europa, sondern auch in den USA da ist, wo doch die objektivistischen Beschreibungen und Analysen eine größere Blüte erlebt haben als in irgendeinem anderen Land. Denn in Nordamerika werden jetzt in einem Anlauf zu breiter und fruchtbarer Synthese schon vor mehr als einem halben Jahrhundert von Sprachwissenschaftlern wie Hugo Schuchardt und von Philosophen wie Benedetto Croce vorgetragene und seit vielen Jahren bereits von europäischen Gelehrten vertretene Gedanken wiederaufgegriffen und mit den Weiterentwicklungen der Sapirschen und Bloomfieldschen Lehren sowie den Ergebnissen und den reichen Erfahrungen in den ‚Feldarbeiten‘ verbunden. So etwa die Beziehung Sprache – Kultur, weiterhin die Möglichkeit, daß von einer Sprache zur anderen nicht nur lexikalische, sondern auch phonologische und grammatische Elemente überwechseln,<sup>73</sup> und endlich der Gedanke einer engen

---

sein Urteil über die Glossematik in dem Anm. 51 zit. *Forschungsbericht*: „Man muß jedenfalls kräftig unterstreichen, daß die Glossematik die Sprachwissenschaft nicht ausschöpft: sie kann uns ein Mittel zur Auffassung der Erscheinung ‚Sprache‘ geben, sagt uns aber nicht, wie diese Tätigkeit des Menschen stattfindet, warum Sprachen sich verändern, welches ihre Beziehungen zu den anderen menschlichen Tätigkeiten sind usw.“ (S. 11).

<sup>70</sup> „Thus we realize ever more clearly that our optimum goal is observation of language in all its complexity. To paraphrase Terence’s saying, *Linguista sum: linguistici nihil a me alienum puto*“ (R. Jakobson in: *Results*, S. 12).

<sup>71</sup> Vgl. z. B. A. Martinet, *About Structural Sketches*, in: *Word* 5 (1949), S. 13-35: „Linguists should never forget that it is not for a language to meet the requirements of a descriptive method to adapt itself to the whims of linguistic reality“ (S. 35); bzw. Rez. Togeby: „The reduction of languages to ‚structures‘ i. e. what remains of languages once those elements have been eliminated which the operator has labeled ‚irrelevant‘, is a most dangerous exercise with linguistic reality in its raw form, with all its complexities, marginalities, and overlappings“ (S. 81).

<sup>72</sup> Von B. T[erracini] in *AGI* 37, S. 86, wiederaufgenommene Worte ASCOLIS.

<sup>73</sup> Das ist gerade die These von V. Pisani, *Geolinguistica e indeuropeo*, Rom 1940, der sich z. T. stützt auf: M. Bartoli, *Introduzione alla Neolinguistica*, Genf 1925.

Wechselbeziehung von Synchronie und Diachronie.<sup>74</sup> Die *Results of the Conference of Anthropologists and Linguists* (Universität Bloomington/Indiana 1953; vgl. Anm. 56) sind ein sehr bedeutungsvolles Anzeichen dafür, und obgleich einige der oben genannten Gedanken dort als selbständige Entdeckungen erscheinen – wie das zuweilen geschieht –, so ist dies doch Beweis genug, daß es eigentlich keine „europäische Sprachwissenschaft“ und keine „amerikanische Sprachwissenschaft“ gibt,<sup>75</sup> sondern nur universelle sprachwissenschaftliche Probleme, zumal dies bedeutet, daß eine sachbezogene Forschung zu relativ entsprechenden Ergebnissen hat führen können.

5.6 In den Wissenschaften von den Sprachlauten wird jene Reaktion in der schon angedeuteten Richtung sichtbar, d. h. sie will eine neuerliche Vereinigung von Phonetik und Phonologie als Überwindung der am Saussureanismus und in geringerem Umfang am Bloomfieldismus überfälligen Aspekte, ohne daß dafür aber die Lehren der beiden großen Meister aufgegeben oder gar übergangen würden. Es geht ihr eben um die Überwindung von deren unerträglichem „Objektivismus“ (beim geistigen Gegenstand „Sprache“ im Falle Saussures, sowie beim physikalischen Gegenstand „Äußerung“ im Falle Bloomfields). Beim Saussureanismus nun insbesondere geht es um die Wiederauffüllung der Kluft zwischen „Sprache“ und „Rede“ – wie das auch schon auf allgemeinerem Gebiet von Gelehrten wie Ch. Bally<sup>76</sup> oder W. von Wartburg<sup>77</sup> unternommen wurde –, zumal uns bei gestrenger Trennung von Phonetik und Phonologie und der alleinigen Anerkennung der letzteren als sprachwissenschaftlicher Disziplin die sprachliche Wirklichkeit als greifbare und schöpferische Tätigkeit sprechender Individuen, als beständig die „Sprache“ verwandelnde und erzeugende Aktivität entschlüpft. Es wird das Bedürfnis spürbar, das Getrennte neu zu vereinen, *zur Wirklichkeit des Sprechens zurückzukehren*, ohne

---

<sup>74</sup> Eine These von W. von Wartburg, *Einführung in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft*, Halle 1943, Tübingen 1962<sup>2</sup>.

<sup>75</sup> Wie das einige, z. B. R. A. Hall jr. (*Studies in Linguistics* 9, S. 69–76), zu einem Buch von G. Devoto geäußert haben.

<sup>76</sup> Vgl. *System, Norm und Rede* II 3.3.

<sup>77</sup> Vgl. *System, Norm und Rede* II 3.8. Das hat auch der Autor mit seiner Studie *System, Norm und Rede* versucht, die einige als „strukturalistisch“ und andere wieder als „idealistisch“ aufgefaßt haben, während wir sie als versöhnende Synthese und daher auch als Überwindung beider Positionen verstehen wollten.



aber deswegen schon den Gewinn aus der Trennung zu opfern, zumal Strukturalismus und Funktionalismus immer noch unbestritten die Führung „zu neuen Eroberungen der Sprachwissenschaft an allen ihren Fronten“<sup>78</sup> übernehmen müssen, wenn auch nicht ganz allein (zumindest, insofern die Funktionalität als nur der „Sprache“, und nicht dem gesamten Sprechen eigen verstanden wird). Jenes Bedürfnis trifft dann auch mit dem von einigen Philosophen geforderten „retour à la parole“<sup>79</sup> zusammen, sowie mit einer noch viel älteren und allgemeineren Forderung, die Platon Hippias in einem der wenigen diesem von seinem Autor gegönnten lichten Augenblicke in den Mund legt (und wo – wie oft in den platonischen Dialogen – der Partner des Sokrates gerade Platon selbst gegen Platon vertritt): „Aber du nun, Sokrates, siehst nie auf das Ganze der Dinge, und auch deine gewohnten Gesprächspartner nicht; ihr nehmt euch nur das Schönste daraus und zerlegt alles in euren Reden und tastet es ab. Deswegen bleiben euch auch die großen und beständigen Wirklichkeiten der Dinge so verborgen.“ (*Hippias maior* 301 b).

## II. TRAGWEITE UND GRENZEN DES SPRACHWISSENSCHAFTLICHEN MECHANIZISMUS

1. Gegenstand dieser Studie ist der Nachweis, daß die Trennung von Phonetik und Phonologie sowie der Ausschluß der Substanz aus aller Betrachtung des Phonischen nicht allein methodisch ungünstig sind und unlösbare praktische Schwierigkeiten schaffen (die nur im Willkürlichen eine Lösung finden können), sondern auch unmöglich bleiben, sowohl von den graduellen Formalisierungen her, durch die das Sprach-„System“ zustandekommt,<sup>80</sup> wie auch von der wirklichen Erkenntnis der Sprache als Phänomen her und der phänomenischen Erkenntnis im allgemeinen, zumal wir nur

<sup>78</sup> A. Martinet, Rez. Togeby, S. 81.

<sup>79</sup> Vgl. z. B. M. Merleau-Ponty, *Sur la phénoménologie du langage*, in: *Problèmes actuels de la phénoménologie*, Brüssel 1951, S. 89-109.

<sup>80</sup> Vgl. *System, Norm und Rede* VI 3.1-2.

*Substanzen* (er)kennen, und das allein weil sie *Form* haben. Zugleich aber soll unsere Studie auch die theoretische Begründung für das Projekt der Vereinigung der phonischen Wissenschaften abgeben, das von uns an der Universität Montevideo mitausgearbeitet<sup>81</sup> und zu Erprobungszwecken bereits auf das uruguayische Spanisch angewandt wurde.<sup>82</sup>

2. Alle Diskussion wird sich hier größtenteils auf den europäischen Strukturalismus und Funktionalismus beschränken, zumal da der nordamerikanische Strukturalismus auf ganz anderen Grundlagen beruht und ernsthafte epistemologische Probleme impliziert, deren Ansatz hier nur skizziert werden kann.

3.1 In der Tat hat die Antithese *Form* – *Substanz* für den Bloomfieldismus keine Bedeutung (vgl. I 1.3, es sei denn, unter *Substanz* verstehe man die ‚methaphysische, *Geist* genannte Substanz‘). Auf der ‚Ausdrucksebene‘, um die es hier geht – und die auch die einzige im Bloomfieldismus untersuchte ist –, stellt die *Form* für Hjelmslev<sup>83</sup> das der materiellen, *phonischen Substanz* gegenüberstehende Ideelle dar. Für Bloomfield ist sie aber das Materielle, die phonisch geformte Substanz,<sup>84</sup> und steht dann der *Bedeutung* gegenüber,<sup>85</sup> die als Situation definiert wird.<sup>86</sup> Deswegen müßte auch der Ausspruch, „die Sprache ist nur Form“, in beiden Schulen im jeweils diametral entgegengesetzten Sinne interpretiert werden, d. h.: a. enthält sie weder das Phonische als solches noch das ungegliederte Denken; b. enthält sie allein das Phonische, aber nicht die „Situation der Äußerung“.

3.2 Daher auch erhält der Ausschluß der sog. „phonischen Substanz“ in den beiden Strukturalismen einen jeweils anderen Charakter. Denn bei den meisten Bloomfieldisten kommt dieser Ausschluß

---

<sup>81</sup> E. Coseriu & W. Vásquez, *Para la unificación de las ciencias fónicas (Esquema provisional)*, Montevideo 1953 und *RFHC* VII 10, S. 183-91.

<sup>82</sup> Vgl. W. Vásquez, *El fonema /s/ en el español del Uruguay*, Montevideo 1953 und *RFHC* VII 10, S. 87-94. Außerdem W. Vásquez' Studie über das *Karayá* (eine Indianersprache Brasiliens), die sich auf dieselben Prinzipien gründet.

<sup>83</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 31f.

<sup>84</sup> „Any combination of phonemes that occurs in a language, is pronounceable in this language, and is a *phonetic form*“ (*Language*, S. 138).

<sup>85</sup> L. Bloomfield, *Language*, S. 141.

<sup>86</sup> L. Bloomfield, *Language*, S. 139.

auf den untersten Ebenen der Analyse noch nicht vor – d. h., den Ebenen der Identifizierung der Allophone und ihrer Zusammenstellung zu Klassen, also der Definition der Phoneme –, sondern erst auf den höheren Formalisierungsebenen,<sup>87</sup> was auch nicht unberechtigt erscheint. Zudem tragen die bloomfieldistischen Analysen zumeist entschieden konventionellen Charakter (vgl. I 1.3) und wollen auch – abgesehen von einigen Ausnahmen, wie Pike, der das Phonem als wirklich Seiendes hinstellt<sup>88</sup> – nichts über das Wesen der Sprache und nichts über deren Wirklichkeit (die als gesetzt angenommen wird) aussagen, sondern nur auf die nach Möglichkeit angemessenste Weise *die Tatsachen beschreiben*. Und auch das erscheint berechtigt, zumal es hier im Wesentlichen um ein praktisches Problem geht und vom Praktischen her jegliches System, das einen Gegenstand (in dem Falle das Sprechen) kohärent und erschöpfend beschreibt (und zudem noch gewisse ebenfalls praktische Anforderungen der Klarheit, Einfachheit usw. erfüllt), völlig annehmbar ist. Das bedeutet also, daß der Bloomfieldismus als objektive Untersuchung der sog. „sprachlichen Fakten“ (des Gesprochenen als *Sache*, als schon produzierten und von den Sprechern losgelöst betrachteten physikalischen Phänomens) theoretisch absolut unangreifbar ist, und zwar einfach deswegen, weil er sich gar nicht erst auf eine theoretische Ebene begibt: einwenden können wir im Einzelfall nur, daß unnötige Komplizierungen eingeführt werden (wenn überhaupt) bzw. daß an sich Verschiedenes zusammengebracht wird (wenn überhaupt), und wir können sogar die Fakten ablehnen oder den Nutzen der Beschreibung bestreiten, jedoch nichts gestattet uns die Annahme, die Fakten dürften so nicht beschrieben werden. Um ein absurdes, aber klares Beispiel zu liefern, könnten wir uns vorstellen, daß jemand nach Farbe, Form und Ausmaßen alle Stühle in München beschreiben und klassifizieren möchte. Theoretisch könnte dann niemand weder die Berechtigung noch die Gültigkeit

<sup>87</sup> Vgl. A. Martinet, *Structural Linguistics*, S. 584.

<sup>88</sup> „It is assumed in this volume that *phonemes exist as structural entities or relationships*; and that *our analytical purpose is to find and symbolize them*. This implies that there is only one accurate phonemic analysis of any one set of data“ (K. L. Pike, *Phonemics*, S. 57-58). Doch wird nicht klar, wo diese Einheiten existieren. Es scheint, im Bewußtsein der Sprecher, die sie „unbewußt“ kennen (*Ibidem*, S. 57). Sonst wäre nur zu verstehen, daß sie als Abstraktionen da sind, allerdings als die *einzig* möglichen.

der Beschreibung bestreiten, sofern nur alle generellen Anforderungen an ein solches zuhöchst praktisches Unternehmen erfüllt sind. Man stelle jetzt nur den Vergleich mit dem an, was Z. S. Harris<sup>89</sup> zur phonematischen Beschreibung sagt, und man wird erkennen müssen, daß beide Situationen einander entsprechen, zumal die Kriterien nach dem jeweils verfolgten Zweck bestimmt werden und die Gültigkeit einer Beschreibung nur im Hinblick auf die gegenüber den Kriterien bewahrte Kohärenz beurteilt werden kann. In dem Sinne ist also der Bloomfieldismus voll gültig, und auch dessen streng wissenschaftlicher Charakter unbezweifelbar, insofern eben die Wissenschaft ausschließlich als Beschreibung und Klassifizierung physikalisch erkennbarer und zu messender Fakten aufgefaßt wird. Außerdem noch muß eingeräumt werden, daß in gewisser Hinsicht, wie etwa der einer objektiven Grammatik, schwerlich ein kohärenteres und strengeres System der Analyse, Beschreibung und Klassifizierung vorstellbar wäre als das von Bloomfield begründete und von seiner Schule weiterentwickelte Konzept. Unter diesem Blickwinkel stellen auch einige Kapitel in *Language* (bes. 10-16) ein immer noch unübertroffenes Vorbild dar, und bestimmte Definitionen Bloomfields (wie die des *Satzes*, S. 170, bzw. die des *Wortes*, S. 178) bleiben in ihrem System einfach unangreifbar.

3.3 Theoretischer Natur dagegen sind die Problemfragen, ob a. die Wissenschaft nur als reine Beschreibung zu verstehen sei, ob b. die Beschreibung ausschließlich als Beschreibung der Struktur ihres Gegenstandes aufzufassen sei und ob c. der Gegenstand „Sprache“ von derselben Art wie z. B. der der Stühle sei. Bloomfield und seine Schüler lösen diese theoretischen Probleme durch drei bedeutsame *Reduzierungen*, die im wesentlichen drei in sich kohärente und wiederum auf die einzige und dazu noch tautologische Prämisse des Praktischen gegründete *Entscheidungen* (also praktische Handlungen) sind; d. h. es gilt die Prämisse, daß wir uns beim Studium der „physikalischen“ Dinge des Verhaltens, wie dem der Sprache nicht auf einen „nicht-physikalischen Faktor“ (*Geist*

---

<sup>89</sup> „We select such criteria, of course, as will yield phonemes most convenient to our language description. Other criteria might be better for different purposes. The criteria should be stated not in order to fix a single method of segment grouping, but to make explicit in each case what method is being followed“ (Z. S. Harris, *Methods*, S. 63 Anm. 12).

oder *Seele*) beziehen können (vgl. *Language*, S. 32-33).<sup>90</sup> Mit diesem Grundsatz identifiziert der Bloomfieldismus die Wissenschaft mit

<sup>90</sup> Diese Prämisse – die in dem Falle aus der behavioristischen Psychologie hervorgeht, aber auch andere positivistische Richtungen bestimmt – ist insofern tautologisch, als sie einerseits zur Begründung des physikalischen Charakters aller Wissenschaft dienen sollte und andererseits selbst wieder auf dem Gedanken (bzw. der Konvention) beruht, Gegenstand der Wissenschaft könne nur das Physikalische, das physikalisch Meßbare sein. Nun ist die Negation des *Geistigen* als nicht *zur Welt gehöriger Sache* (bzw. dessen Reduzierung auf physische Vorgänge) eine willkürliche Entscheidung mit genau dem „metaphysischen“ und konventionellen Charakter ihres Gegenteils, der Negation der *Dinge der Welt* als nicht dem Geiste zugehörig (bzw. deren Reduzierung auf geistige Vorgänge). Es ist jedoch keinesfalls notwendig, den *Geist* oder *Verstand* als metaphysische Substanz zu begreifen, um den „geistigen“ Charakter gewisser Tätigkeiten oder die Innerlichkeit, die Nicht-Weltlichkeit des Bewußtseins zu erkennen (was ja nur die Unterscheidung von *Subjekt* und *Objekt* zu erkennen heißt, eine unabdingbare Voraussetzung all unserer Erkenntnis). Der *Geist* kann nämlich einfach als *Konzept begriffen* werden, und nicht mehr als *Objekt*, als ein aus bestimmten Tätigkeiten abgeleitetes Konzept und einziges Prinzip, auf das wir sie zurückführen, um sie als Einheit zu verstehen (bzw. als die Gesamtheit jener Tätigkeiten). Ebenso kann der *Verstand* als reines Konzept verstanden werden, als Benennung für die *Bewußtseinsinnerlichkeit* (des Subjekts als Nicht-Bestandteil des Objekts), obwohl nachweisbar bleibt, daß auch diese Innerlichkeit physischer Natur ist. Diese Innerlichkeit vermag aber nicht unter dem Vorwand negiert zu werden, daß wir über ihre Existenz nur aus der allgemeinen Erfahrung (aus dem „popular view“) Bescheid wissen, zumal wir auch für die Dinge der Welt keine anderen Belege besitzen als die aus eben dieser Erfahrung: „man sagt“, die Dinge existierten, ebenso wie „man sagt“, der Geist existiere. Und die Gründung der Existenz der Welt auf deren Meßbarkeit und die Möglichkeit des wissenschaftlichen Experimentierens ist eine Illusion, der der Mensch zu unterliegen pflegt, um seinem Lebensbereich „Sicherheit“ zu verleihen, und wird auch logisch unhaltbar, weil nämlich die Erfahrbarkeit und der Begriff des Maßes nicht Bedingungen der Dinge sind, sondern weil im Gegenteil die Dinge (deren Existenz sich aus der allgemeinen Erfahrung ergibt) es sind, welche die Erfahrbarkeit sowie den Begriff des Maßes (das ja nur eine als Einheit festgelegte Beziehung zwischen einer Sache und einer anderen ist) erst bedingen. Das bedeutet also, daß die beiden Entscheidungen einer willkürlichen Annahme gleichkommen und daher auch nur deren Geltung besitzen. Und es liegt hier nicht einmal eine unvermeidliche Annahme vor, weil als real auch die ständige, vielfältige und wechselhafte Spannung zwischen *Subjekt* und *Objekt*, die Erkenntnisanstrengung an sich, betrachtet und die beiden Entscheidungen kritisch hingenommen werden können, soweit sie uns über jene Spannung Aufschluß zu geben vermögen, d. h., man kann die beiden Entschei-

der Beschreibung, begrenzt die Beschreibung auf den bloßen Gegenstand und beschränkt den Gegenstand auf das physikalisch Feststellbare (wobei die von der Wissenschaft untersuchbare Sprache mit den als Sachen betrachteten Äußerungen gleichgesetzt wird).

Die erste Entscheidung trägt dabei den Charakter einer reinen Bedeutungsbestimmung („Wissenschaft“ = „Beschreibung“). Dieser Konvention können andere gegenüberreten, d. h., man kann auch für ein anderes Wissenschaftskonzept optieren. So kann man der Ansicht sein, die Wissenschaft dürfe nicht bloß reine Beschreibung empirisch erkannter Fakten sein, sondern müsse auch Interpretation und Bewertung dieser Fakten von einem homogenen Standpunkt aus enthalten; daß ferner die Fakten selbst je nach der auf sie angewandten Konzeption sich völlig verändern und sich daher auch in der Geschichte wandeln und allein irgendwie durch eine Konzeption erkennbar werden. Auch kann man behaupten, die Wissenschaft dürfe nicht der Boden sein für eine absolute pleonastische Sicherheit, für die bloße ‚systematische Umdefinierung‘ bereits bekannter Fakten, sondern müsse auch Risiko, persönliche Deutung, zu überprüfende Hypothesen und notwendigerweise auch Irrtum bedeuten, sowie Überwindung dieses Irrtums durch neue Deutungen, die ihrerseits im Lichte anderer Forschungen zu „Irrtümern“ werden können. Natürlich aber vermag, wer – wie wir – dies letztere „Wissenschafts“-Konzept übernimmt, aller bloomfieldistischen Forschung den „wissenschaftlichen“ Charakter nicht abzuspochen (zumal das den Bezug auf eine „Wissenschaft“ als absolute Wesenheit voraussetzte), sondern kann nur darauf hinweisen, daß sie auf einem anderen Wissenschaftsbegriff beruhen.

Die zweite Entscheidung besitzt dagegen methodologischen Charakter: um nicht das Risiko einzugehen, an „nicht-wissenschaftliche“ (= physikalisch nicht feststellbare) Dinge zu kommen,

---

dungen innerhalb ihrer Grenzen als absolut gültig betrachten. Doch nimmt der mechanizistische Behaviorismus noch eine weitere Reduzierung vor, und zwar diesmal eine begründete, wenn er jeglichen Bezug zum „Geist“ ablehnt. Denn eine tiefgreifende Inkohärenz besteht hier zwischen der Behauptung, auch die Innerlichkeit des Subjekts, *auch das von uns* „Geist“ *Genannte sei physischer Natur* (was theoretisch annehmbar wäre), und dem gleichzeitigen Ausschluß des Geistigen aus der Betrachtung der „Phänomene physischen Verhaltens“ (wie etwa der Sprache), so als hätte es denn schon nicht mehr die ihm zugesprochenen Eigenschaften.



muß die Beschreibung eine interne *Beschreibung* des Gegenstandes als solchen sein. Diesem kann man (allerdings schon mit einem anderen „Gegenstands“-Begriff) entgegen, daß eine Beschränkung auf den „Gegenstand als solchen“ eine Verstümmelung des Gegenstands bedeutet, zumal dieser nur in seinen vielfachen Beziehungen existiert, die für ihn auch keinesfalls äußerlich sind, weil sie sowohl ihn bestimmen als auch von ihm wiederum bestimmt werden. Auf die Sprache angewandt heißt das: sie kann außerhalb ihrer Beziehungen zu den sie sprechenden Individuen und deren Gedanken und Gefühlen, zu ihrer kulturellen und zivilisatorischen Umwelt, zu ihrer Geschichte sowie zu dem besonderen Augenblick der Äußerung weder begriffen noch beschrieben werden.<sup>91</sup> Denn die „Sprache an und für sich“ ist eine Fiktion, die zwar zu bestimmten Zwecken von Nutzen sein kann, aber nicht bedeuten darf, daß die Sprache immer zu isolieren sei, – weil sie in der Isolierung nicht einmal existierte.<sup>92</sup> Und in der Tat muß auch bei der historischen Behandlung der Sprache (*Language*, S. 281 f.) selbst Bloomfield das für die synchronische Beschreibung festgelegte Schema verlassen.

Die dritte Entscheidung endlich, die mit den beiden vorigen sowie der Prämisse eng zusammengeht, ist epistemologischer Natur und zugleich die schwerwiegendste, zumal deren Nicht-Annahme (die von der Wirklichkeit der Sprache her unvermeidbar wird) im gleichen Zuge auch, und schon auf einer theoretischen Ebene, die Prämisse und die darin enthaltenen drei Einschränkungen untauglich macht. Denn sie schafft eine *Unstimmigkeit zwischen der Sprache und dem Gegenstand der Sprachwissenschaft*. Denn man definiert das Sprachliche zunächst als *Form mit Bedeutung* (bzw. *Form + Bedeutung?*: *Language*, S. 138), doch dann wird die *Bedeutung* als etwas außerhalb der Form Befindliches<sup>93</sup> bestimmt und erklärt, die *Bedeutungen* könnten in linguistischen Begriffen (= auf die Sprache

---

<sup>91</sup> Vgl. dazu die scharfsinnige Kritik bei A. Martinet, *About Structural Sketches*, in: *Word* 5 (1949), S. 13-35.

<sup>92</sup> Nicht erheben kann man denselben Vorwurf gegen L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 3-4, weil dort eine *autonome Sprachtheorie* vorliegt, und keine Technik zur Beschreibung einer wirklichen Menge von Sprechprodukten.

<sup>93</sup> „We have defined the *meaning* of a linguistic form as the situation in which the speaker utters it and the response which it calls forth in the hearer“ (L. Bloomfield, *Language*, S. 139). Vgl. Z. S. Harris, *Methods*, S. 184.

als physikalischem Phänomen bezüglichen Begriffen) nicht definiert werden;<sup>94</sup> weswegen die Betrachtung der Bedeutung natürlich aus der als Beschreibung (wenn auch signifikativer) Formen begriffenen Sprachwissenschaft ausscheidet. Bei den Schülern Bloomfields wird die deskriptive Sprachwissenschaft dann nur noch als Studium der „Regelmäßigkeit gewisser Züge im Sprechen“ und vor allem der „Distribution bestimmter Züge im Verhältnis zu anderen“ verstanden.<sup>95</sup>

Ein solches Studium ist auch völlig berechtigt und gültig (und kann im Hinblick auf die Erkenntnis des Sprachlichen sogar von Nutzen sein), doch bedeutet es noch kein Studium der *Sprache als solcher*, sondern nur der Sprache als rein physikalischen Phänomens, von der Art der schon im Beispiel genannten Stühle.

3.4 Die semantische Theorie ist dann auch der problematischste Teil in Bloomfields Linguistik,<sup>96</sup> weil gerade der Bedeutungsaspekt – der zwar für die Sprache wesentlich ist, aber nicht als Sache beschreibbar – sich weder mit seiner mechanizistischen These noch mit seinem Begriff des „Wissenschaftsgegenstandes“ verträgt; d. h., die *sprachliche Wirklichkeit* hat in seiner Lehre keinen vollen Platz und muß daher „reduziert“ werden. Doch was bleibt, ist keine Sprache mehr, zumal sie zwar aus solchen Dingen „wie die Stühle“

---

<sup>94</sup> „The linguist cannot define meanings, but must appeal for this to students of other sciences or to common knowledge“ (L. Bloomfield, *Language*, S. 145).

<sup>95</sup> „Descriptive linguistics, as the term has come to be used, is a particular field of inquiry which deals not with the whole of speech activities, but with the regularities in certain features of speech . . . The main research of descriptive linguistics, and the only relation which will be accepted as relevant in the present survey, is the distribution or arrangement within the flow of speech of some parts or features relatively to others“ (Z. S. Harris, *Methods*, S. 5).

<sup>96</sup> Zuweilen scheint BLOOMFIELD die *Bedeutung* mit der *bezeichneten Sache* zu verwechseln, also *meaning* mit *thing meant* (vgl. A. H. Gardiner, *The Theory of Speech and Language*, Oxford 1951<sup>2</sup>, S. 29-33). Denn er sagt, gewisse Wörter könnten in den *Termini anderer Wissenschaften*, wie etwa der Chemie, definiert werden. So wäre die Bedeutung von *Salz* „Natriumchlorid“ (*Language*, S. 138). Doch eindeutig definieren die Chemiker nicht die Bedeutung des Wortes „Salz“, sondern die Sache *Salz*. Die Bedeutung von „Salz“ nämlich besteht keineswegs aus Chlor und Natrium und kann daher chemisch nicht definiert werden.

besteht, aber zugleich auch etwas mehr ist, nämlich *Bedeutungszweck*<sup>97</sup>, und daher *als Sprache* losgelöst von diesem Zweck weder definiert noch untersucht werden kann. Denn die Sprache ist, wie das Dewey klar gesagt hat,<sup>98</sup> sowohl *Natur* (Sache, physisches Phänomen) als auch „*Denken*“<sup>99</sup> und gehört damit zugleich zur *Welt* wie zur *Innerlichkeit des Bewußtseins*. Und sonst wäre jede *Mitteilung* unmöglich, weil wir mit anderen zwar nur über Dinge Kontakt aufnehmen und uns ihnen mitteilen können, doch nur auch das Nicht-Dingliche, also Bewußtseinsinhalte mitzuteilen vermögen. Daher müssen wir mit Saussure zugeben (und das tut auch Bloomfield, zumal er anerkennt, daß „die Untersuchung der Sprachlaute unabhängig von den Bedeutungen eine Abstraktion sei“, *Language*, S. 139), daß das sprachliche Zeichen nur aufgrund einer Verbindung von Ausdruck und Bedeutung<sup>100</sup> existiert, sowie mit Hjelmslev, daß zwischen „Ausdrucksebene“ und „Inhaltsebene“ eine „Interdependenz“-Beziehung da ist (eine „Funktion zwischen zwei Konstanten“).<sup>101</sup> Bloomfield ist nun zweifellos derjenige, der mit größter Kohärenz fordert, die Sprachwissenschaft solle ihren Gegenstand nur an und für sich studieren,<sup>102</sup> doch ist dieser ihr vorgeschlagene Gegenstand nicht die *Sprache*, sondern die von Dewey so genannte *bloße Sprache*.<sup>103</sup> Dazu kommt noch, daß sein „Wissenschafts“-Begriff es erfordert, daß man gegenüber der zwischen *Sprecher* und *Hörer* wahrnehmbaren Beziehung einen gänzlich neutralen und ob-

---

<sup>97</sup> Vgl. dazu die scharfsinnigen Ausführungen bei A. Pagliaro, *Corso di glottologia*, Rom 1950, I, S. 112f. und S. 121-22.

<sup>98</sup> J. Dewey, *Logic. The Theory of Inquiry*, New York 1938, S. 39f.

<sup>99</sup> „Language is made up of physical existences; sounds, or marks on paper, or a temple, statue, or loom. But these do not *operate* or function as mere physical things when they are media of communication. They operate in virtue of their *representative* capacity or *meaning*“ (J. Dewey, *Logic*, S. 46).

<sup>100</sup> *CLG*, S. 32 („l'union du sens et de l'image acoustique“).

<sup>101</sup> Vgl. L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 29f.

<sup>102</sup> Vgl. *CLG*, S. 317 („la langue envisagée en elle-même et pour elle-même“).

<sup>103</sup> „The physical existence that is the vehicle of meaning may as a particular be called *mere*; the recitation of a number of such sounds or the stringing together of such marks may be called *mere* language. But in fact there is no word in the first case and no language in the second“ (J. Dewey, *Logic*, S. 47-48).

jektiven Standpunkt einnimmt sowie bei deren Betrachtung jede vorherige subjektive Erfahrung außer acht läßt.

3.5 Wenn diese Postulate nun mit aller Strenge angewandt würden – was zum Glück nicht der Fall ist –, dann böte die Beschreibung der Sprache (wenn auch als bloßer Sprache) praktisch unlösbare vorausgehende Probleme. Denn vor allem wäre eine Trennung der sprachlichen Dinge von anderen, ganz ähnliche Reaktionen hervorruhenden Tatbeständen des Verhaltens höchst schwierig. Und es gäbe auch besser gesagt gar keinen Grund dafür, zumal der Stich mit einer Nadel und der „Stich“ mit einem Wort auf derselben Ebene zu betrachten wären, wenn sie gleiche „Antworten“ hervorrufen. So erkennt Z. S. Harris denn auch an, daß ‚es ein als solches identifizierbares sprachliches Verhalten gar nicht gibt, sondern nur ein inter-individuelles Verhalten, bei dem die Sprachwissenschaft gewisse Elemente auswählt und mit ihnen ein System errichtet‘.<sup>104</sup> Doch wie macht sie das? Wohl nicht rein willkürlich, zumal die von ihr ausgewählten Elemente sich seltsamerweise zu all dem Fügen, was die „Mentalisten“ von ganz anderen Grundlagen als als Sprache anerkennen. Ebenso wenig ausschlaggebend kann hier das Kriterium der regelmäßigen Distribution sein, das Harris vorschlägt, um aus dem Bereich des Sprachlichen alle einfachen Mundgeräusche, wie etwa den Husten, auszuschließen,<sup>105</sup> weil es sich hier um *Distribution in Hinsicht auf andere Elemente* handelt, die vorher als sprachlich haben erkannt werden müssen. Vernünftiger scheint daher der Schluß, daß das Wort sich von der Nadel nicht durch die objektive Erfahrung unterscheidet, sondern weil *man im voraus weiß*, daß es der Klasse der bedeutungstragenden Naturphänomene angehört, daß es ein *Zeichen* ist. D. h., ein bestimmtes Verhalten fällt als sprachliches auf, weil wir es unmittelbar als Symboltätigkeit erkennen. Und diese Erkenntnis gründet auf einem vor-wissenschaftlichen Vorauswissen, auf jener subjektiven Erfahrung des Beobachters, die der strenge linguistische Behaviorismus

---

<sup>104</sup> „This does not imply that we can speak of any identifiable linguistic behavior, much less phonologic or morphologic behavior. There is interpersonal behavior which may include gesture, speech, etc. Linguistics sets up a system of relations among selected features of this general behavior“ (Z. S. Harris, *Methods*, S. 22 Anm. 27).

<sup>105</sup> Z. S. Harris, *Methods*, S. 19.

aus der äußeren, rein objektiven Betrachtung ausschließen möchte. Sie beruht einfach auf der von der Phänomenologie hervorgehobenen Tatsache, daß unser Vorwissen, das sog. „ursprüngliche Wissen“ die Welt der objektiven wissenschaftlichen Erfahrung vorweggestaltet. Das wissenschaftliche Wissen wird dann die Daten des Vorwissens revidieren, korrigieren oder sogar negieren können, doch bildet das Vorwissen notwendigerweise die Grundlage jeder Forschung.<sup>106</sup> D. h., der Sprachwissenschaftler kann auch ohne die Absicht einer Bedeutungsuntersuchung nicht die Tatsache umgehen, daß er vom symbolischen Wert der sprachlichen Zeichen eine Erfahrung hat, weil er selbst ein sprechendes Individuum ist. Denn *der Wissenschaftler kann sich selbst als Sprecher nicht aus seiner objektiven Erfahrung des Sprachlichen ausschließen*. Wenn er das doch tut – und das geht nur bis zu einem gewissen Grade und nur willkürlich –, dann kommt er zu einem zwar systematischeren, aber zugleich geringeren Wissen als dem der Sprecher (und weiß dabei auch weniger als er selbst als Sprecher).

So etwa ist es bei der Untersuchung der Phonemstruktur einer Sprache möglich und berechtigt, auf der Ebene des „wissenschaftlichen Wissens“ ein von den unterscheidenden Zügen der Phoneme unabhängiges Kriterium einzuführen, d. h. davon unabhängig, ob die Phoneme *diakritisch* bzw. „Unterscheidungsmerkmale“ der Zeichen, „Zeichen an Zeichen“ sind, wie Bühler sagt.<sup>107</sup> Doch wird es sich dabei immer um eine schlichte Konvention handeln, die erst nach einer nicht-wissenschaftlichen Eingangsphase in Kraft tritt. Denn ein solches Kriterium wird nicht anders als auf dem Vorwissen gründen können, es wird zwangsweise von einem vorherigen Erkennen ausgehen müssen, und wäre es auch nur, um diese (eigene oder fremde) Vorerfahrung zu korrigieren und zu systematisieren. Und genau das stellt man bei Bloomfield fest, der bei der strukturellen Klassifizierung der englischen Phoneme<sup>108</sup> vorher selbst zusam-

---

<sup>106</sup> H.-J. Pos, *Phénoménologie et linguistique*, in: *Revue Int. de Philos.* 1 (1939), S. 354-65. – Vgl. a. M. Geiger, *Phänomenologische Ästhetik*, in: M. G., *Zugänge zur Ästhetik*, Leipzig 1928, S. 136-58 (S. 144): „Denn um das Tragische auch nur bei einem einzigen Dichter aufzeigen zu können, muß man schon implizite mit dem Wesen des Tragischen vertraut sein.“

<sup>107</sup> Vgl. K. Bühler, *Psychologie der Phoneme*, in: *Proceedings L.* (s. Anm. 20), S. 162-69 (S. 168).

<sup>108</sup> L. Bloomfield, *Language*, S. 131-35.

mengestellte Listen<sup>109</sup> und letzten Endes auch seine eigene, nicht-wissenschaftliche Sprecher-Erfahrung verwertet. Dasselbe geschieht bei Trager, der zur Definition der polnischen Phoneme nach einem Distributionskriterium eben von einer früheren Klassifizierung S. Szobers ausgeht.<sup>110</sup>

3.6 Ginge man nicht von einer Vorkenntnis aus, dann wäre vor allem eine Segmentierung der Lautkontinua in allophone Einheiten (die etwa den „Lauten“ entsprächen) sehr schwierig. Und selbst wenn man zugibt, daß sich diese Schwierigkeit durch ein einfaches Hilfsmittel lösen ließe,<sup>111</sup> so blieben immer noch die Schwierigkeiten der Phonemidentifizierung und Klassifizierung. Denn das Kriterium der „Möglichkeit, in derselben Umgebung zu erscheinen“ unterscheidet einmal keine Phoneme, sondern Allophone (freie Varianten) – wie Hjelmslev ganz treffend zur Methode von Jones bemerkt<sup>112</sup> –, und zum anderen würde es etwa im Englischen zu einer Identifizierung von /h/ und /η/ zwingen, die eine komplementäre Distribution besitzen. Und wenn man dazu noch das Kriterium der „Lautähnlichkeit“ einführt, um /h/ von /η/ zu unterscheiden, so könnte es im Japanischen wiederum nur schwer die Identifizierung von [h] und [f] begründen (die hier in derselben Stellung zwar in komplementärer Distribution vorkommen, aber sonst keinen gemeinsamen Zug haben, der nicht auch anderen japanischen Phonemen eigen wäre).<sup>113</sup> Im Italienischen müßten [dz] und [ts] dann wahrscheinlich als zwei Phoneme gewertet werden,<sup>114</sup> weil sie lautlich nicht ähnlicher sind als etwa /g/ und /k/. Und im uruguayischen Spanisch müßten die Realisierungen [x], [ɣ] – und wohl auch [h] – des Phonems /s/<sup>115</sup> als Allophone zu /x/, und nicht /s/ erkannt

---

<sup>109</sup> L. Bloomfield, *Language*, S. 91 u. 130.

<sup>110</sup> G. L. Trager, *La systématique* (s. Anm. 24), S. 179.

<sup>111</sup> Vgl. Z. S. Harris, *Methods*, S. 25.

<sup>112</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 40.

<sup>113</sup> Vgl. C. E. Bazell, *Phonemic and Morphemic Analysis*, in: *Word* 8 (1952), S. 33-38 (S. 37 Anm. 10), sowie *Linguistic Form*, Istanbul 1953, S. 42.

<sup>114</sup> So erscheinen sie – wenn auch mit anderer Grundlegung – bei G. Porru, *Anmerkungen über die Phonologie des Italienischen*, in: *TCLP* 8 (1939), S. 10-11 des Sonderdrucks, wo aber nicht auf derselben Basis [s] und [z] unterschieden werden. Vgl. B. Malmberg, *A propos du système phonologique de l'italien*, in: *AL* 3 (1943), S. 34-43 (S. 39-42).

<sup>115</sup> Vgl. W. Vásquez, *El fonema /s/ . . .*, S. 4-5 (S. 88-89).



werden, weil [s], [x], [ɣ], [h] sich gemäß der Forderung bei Harris nicht darstellen als eine ‚Segmentklasse, die so definiert ist, daß sie sich von den übrigen Klassen durch alle Phonemunterschiede abhebt, und zwar nur durch sie‘.<sup>116</sup> Jedenfalls aber müßte geklärt werden, warum ein Kriterium zwar zur Identifizierung etwa von [k] und [kʰ] taugt, doch nicht zu der von [h] und [ŋ], und warum ein anderes Kriterium zur Unterscheidung von [h] und [ŋ] taugt, aber nicht zu der von [h] und [f]. Diese Erklärung müßte dann sicherlich auf die Funktionalität in der Sprache eingehen,<sup>117</sup> und der bloße Gedanke der Funktionalität beruht schon ebenso wie das Gefühl, andere Kriterien einsetzen zu müssen (einfach weil nicht zulässig erscheint, daß bestimmte Fälle so gelagert sein könnten, wie sie sich bei streng „wissenschaftlicher“ Analyse darstellen), auf dem Vorwissen. D. h., unmöglich könnte man die Bezüge auf die Bedeutung und die nicht-wissenschaftliche Erfahrung der Sprecher (bzw. des Wissenschaftlers selbst als Sprecher) vermeiden.

3.7 Auf anderen Ebenen der linguistischen Analyse ergäben sich sogar noch größere Schwierigkeiten. So beobachtet etwa Collinson, daß ein Antimentalist wahrscheinlich einige Schwierigkeiten bei der genauen Analyse eines Ausdruckes wie: „*Barrett appeared to conduct Bessie out*“ hätte, der nämlich mit notwendigem geistigen Bezug interpretierbar wäre sowohl als „*Barrett seemed to conduct . . .*“, wie auch als „*Barrett appeared [there in order] to conduct . . .*“.<sup>118</sup> Ebenso wäre es interessant zu sehen, wie ein Antimentalist solche Ausdrücke analysierte wie span. *el sabio alemán*, wo nur der Sprecher weiß, ob er *sabio* als Nomen und *alemán* als Adjektiv verwendet hat oder umgekehrt (d. h., ob er einen *gelehrten Deutschen* bzw. einen *deutschen Gelehrten* meint), oder etwa wie frz. *il est mort*, it. *è morto*, die sowohl *er ist gestorben* als auch *er ist tot* bedeuten können. Dazu kann man zwar sagen, daß „die Sprache keine formalen Züge anbietet, die eine

<sup>116</sup> Z. S. Harris, *Methods*, S. 35. Ebenso könnte man von einer „Neutralisierung“ zwischen /s/ und /x/ sprechen, zumal [s] bei den gleichen Sprechern nicht in denselben Stellungen erscheint. Doch machen die nordamerikanischen Strukturalisten allgemein keinen Unterschied zwischen Neutralisierung und defektiver Distribution; vgl. Harris, *Methods*, S. 65, sowie E. Fischer-Jørgensen, *On the Definition . . .*, S. 31.

<sup>117</sup> In der Tat kombiniert Z. S. HARRIS beide Kriterien (die Distribution und die Funktionalität), zumal er diejenigen Formen als verschieden anerkennt, die aufseiten der Sprecher verschiedene Antworten auslösen (*Methods*, S. 20).

<sup>118</sup> W. E. Collinson, *Some Recent Trends in Linguistic Theory with Special Reference to Syntactics*, in: *Lingua* 1 (1948), S. 306-32 (S. 332).

derartige Unterscheidung erlaubten“, doch hindert dies nicht, daß ihre Sprecher die zitierten Ausdrücke bisweilen zu *il est venu, il vint* bzw. *è venuto, venne* ordnen und bisweilen zu *il est rouge, il est malade* bzw. *è rosso, è malato*.

3.8 Ebenso trifft zu, daß schon bemerkt wurde, wie sich Bloomfields sprachwissenschaftliche Postulate auf einen z. T. bereits überholten Behaviorismus gründen<sup>119</sup> und daß der Behaviorismus nach ihm eine umfassende und interessante Theorie der Bedeutung entwickelt hat.<sup>120</sup> Doch ist damit noch nicht klar, wie weit solche Fortschritte die Grundhaltung der Bloomfieldisten haben beeinflussen können. Denn etwas später konnte B. Bloch immer noch auf dem Ausschluß jeglichen Bedeutungsbezuges bei der Phonemanalyse bestehen,<sup>121</sup> und anscheinend geht er damit auch noch über Bloomfield hinaus, der nur den Bezug darauf, was eine „Form“ bedeutet, ausschloß, nicht aber darauf, daß sie etwas bedeutet.

### III. PHONETIK UND PHONOLOGIE IN TRUBETZKOYS KONZEPTION

1.1 In der europäischen Sprachwissenschaft war der größte Rufer nach einer strengen Scheidung von *Phonetik* und *Phonologie* N. S. Trubetzkoy. Für ihn sollte diese Scheidung zusammenfallen mit der von Saussure zwischen *parole* und *langue*, die er Bühler folgend jeweils mit *Sprechakt* und *Sprachgebilde* wiedergibt. Die *Phonologie* wäre nach ihm die „Sprachgebildelautlehre“, die *Phonetik* die „Sprechaktlautlehre“, deren Nicht-Unterscheidung ihm ein Ver-

---

<sup>119</sup> Vgl. M. Schlauch, *Early Behaviorist Psychology and Contemporary Linguistics*, in: *Word* 2 (1946), S. 24f.

<sup>120</sup> Vgl. vor allem C. K. Ogden & I. A. Richards, *The Meaning of Meaning*, London 1949<sup>10</sup>, sowie Ch. W. Morris, *Foundations of the Theory of Signs*, Chicago 1938, und *Signs, Language, and Behavior*, New York 1946.

<sup>121</sup> B. Bloch, *A Set of Postulates for Phonemic Analysis*, in: *Language* 24 (1948), S. 3-47. Vgl. die Kritik bei E. Fischer-Jørgensen, *Remarques*, S. 217-19.

säumnis der traditionellen Sprachwissenschaft bedeutete. Die Unterschiede zwischen den beiden Disziplinen ergäben sich auf verschiedenen Ebenen und nach verschiedenen Standpunkten;<sup>122</sup> aber nur die Phonologie sei eine Sprachwissenschaft und verwende linguistische, psychologische und soziologische Methoden; die Phonetik hingegen sei als Erforschung des konkreten Sprechens eine Naturwissenschaft und verwende auch die Methoden der (physikalisch ausgerichteten) Naturwissenschaften. Die Phonetik beschränke sich damit auf Physiologie und Akustik und schließe jeden Bezug von Lautlichem und Bedeutung aus,<sup>123</sup> da sie nur „Wissenschaft von der materiellen Seite der (Laute der) menschlichen Rede“ sei. Schließlich wäre die Phonetik eben rein „phänomenologisches“ [= phänomenisches] Studium der Laute, während die Phonologie deren Funktionalität untersuche. Allerdings sind diese Ansichten nicht deckungsgleich,<sup>124</sup> doch scheint Trubetzkoy nur nicht daran gedacht zu haben.

1.2 Keinen Unterschied machte Trubetzkoy zwischen *allgemeiner Phonetik* (der allgemeinen Naturwissenschaft von der Hervorbringung der Stimmlaute und deren akustischer Merkmale, die bei Bloomfield *phonetics* heißt) und *einzel Sprachlicher Phonetik* (der Wissenschaft von der einer bestimmten Sprache zugehörigen *parole*, die Bloomfield *phonology* bzw. *practical phonetics* nennt).<sup>125</sup> Und auf diese Nichtunterscheidung gehen viele der gegen ihn vorgebrachten Kritiken zurück, auch wenn das nicht explizit gesagt wird (vgl. IV 3.).

1.3 Immerhin aber bedeutet die Unterscheidung beider Disziplinen für Trubetzkoy nicht den Abbruch sämtlicher Brücken zur Phonetik. Denn zwar wird in seinen *Grundzügen* die *Phonetik* gegenüber der *Phonologie* autonom, doch nicht die *Phonologie* gegenüber der *Phonetik*, zumal da sich die *Phonologie* mit Notwendigkeit auf die phonische „Substanz“ gründet und die phonologischen Definitionen in artikulatorischen und akustischen

---

<sup>122</sup> N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 5-17. Vgl. auch *La phonologie actuelle*, in: *Psychologie du langage* (= *Journal de psychologie* 30 (1933)), S. 227-46 (insbes. S. 231-34).

<sup>123</sup> Vgl. dazu BLOOMFIELDS *phonetics* in *Language*, S. 75.

<sup>124</sup> Vgl. oben *System, Norm und Rede* IV 2.2.

<sup>125</sup> L. Bloomfield, *Language*, S. 78.

Begriffen geschehen. Und trotz wiederholter gegenteiliger Behauptungen blieb für Trubetzkoy der Ausgangspunkt immer die Phonetik, wie er selbst beim Kopenhagener Linguistenkongreß in einer Antwort auf einen Einwand von B. Collinder zugab.<sup>126</sup> Denn daß er mit Sotavalta (in Folge de Saussures) annimmt, daß „das Sprachgebilde vor dem Sprechakt da sei“<sup>127</sup> und daß „der Sprachlaut nur . . . in seiner Bezogenheit auf das Phonem definiert werden“ kann,<sup>128</sup> läßt ihn aber weder die phonische „Substanz“ vergessen noch das Phonem anders definieren als gerade von den Lauten des Sprechens her. Deswegen hat er auch trotz der von ihm so verteidigten Trennung von Phonetik und Phonologie des „Phonetizismus“ bezichtigt werden können, und das nicht allein von der Kopenhagener Schule<sup>129</sup> (vgl. 4.2).

2. Die von Trubetzkoy vorgenommene Unterscheidung wurde in fast den gleichen Begriffen von K. Bühler übernommen<sup>130</sup> und ist heute – nach ihrer ausführlichen Begründung durch die Arbeiten der Prager Schule und ihrem Zusammentreffen mit der in Nordamerika üblichen Unterscheidung von *phonetics* und *phonemics* (vgl. I 1.2) – praktisch allgemein und den Sprachwissenschaftlern beider Kontinente ein gemeinsamer Besitz. So definiert z. B. E. Alarcos Llorach die *Phonetik* als „diejenige Disziplin, die sich mit den Lauten, der Substanz des *signifiant* beschäftigt“, und die *Phonologie* als „diejenige Disziplin, die sich mit den diese Lautmaterie ordnenden Normen, der Form des *signifiant* beschäftigt“. Die Phonetik, so Alarcos Llorach weiter, „untersucht nur die lautlichen Elemente an sich, in ihrer Wirklichkeit als physikalisch-physiologische Phänomene, und stellt sich das Problem, wie dieser oder jener Laut wohl ausgesprochen wird und welchen akustischen Eindruck er hinterläßt; sie vergißt dagegen völlig, welche Beziehung er jeweils zu einer sprachlichen Bedeutung hat, und kann daher als die Wissenschaft von der materiellen Ebene der Sprachlaute definiert werden.“<sup>131</sup>

Der im wesentlichen außersprachwissenschaftliche Charakter der Phonetik, die sich zur Sprachwissenschaft nur wie eine „Hilfswissenschaft“ ver-

<sup>126</sup> Vgl. N. S. Trubetzkoy in den *Actes du IV<sup>e</sup> Congrès international de linguistes*, Kopenhagen 1938, S. 122.

<sup>127</sup> N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 15.

<sup>128</sup> N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 37.

<sup>129</sup> Vgl. A. Martinet, *Où en est la phonologie?*, S. 45.

<sup>130</sup> K. Bühler, *Phonetik und Phonologie*, in: *TCLP* 4 (1931), S. 22f., und *Sprachtheorie*, S. XXVf.

<sup>131</sup> E. Alarcos Llorach, *Fonología española*, Madrid 1950, S. 10-11. Vgl. auch die Definitionen von *Phonetik* und *Phonologie* bei F. Lázaro Carreter, *Diccionario de términos filológicos*, Madrid 1953.

hiele, scheint also keine Zweifel aufkommen zu lassen.<sup>132</sup> Und selbst ein Anhänger der Einheit der Lautwissenschaften wie E. Dieth (vgl. I 5.2) erkennt implizit eine Trennung beider Disziplinen an, wenn er die Phonetik als „Hilfswissenschaft der Sprachwissenschaft“ bezeichnet.<sup>133</sup> Er versucht dann die Beziehungen zwischen Phonetik und Phonologie in einem Schema zu verdeutlichen, in dem er auf derselben Linie die Phonetik als *Naturwissenschaft* und die Phonologie als *Kulturwissenschaft* anordnet,<sup>134</sup> erklärt aber nicht, wie man bruchlos von einer Naturwissenschaft zu einer Kulturwissenschaft übergeht, und scheint nicht zu bemerken, daß die „materielle“ Untersuchung der *Sprachlaute* bereits einen kulturellen Standpunkt bedingt.

Zudem scheint, daß eine Mehrheit den Saussureschen Gedanken übernimmt, nur die „Sprache“ sei Gegenstand der Sprachwissenschaft. Und auch ein so sehr von Saussures Dichotomie sich distanzierender Wissenschaftler wie V. Pisani nimmt doch irgendwie Trubetzkoy's Zweiteilung an, wenn er die Phonetik aus seinem *Forschungsbericht* (s. Anm. 51) ausdrücklich ausklammert,<sup>135</sup> die Phonologie aber darin einschließt.<sup>136</sup> Wer wiederum an der Berechtigung und dem Wert der Phonologie zweifelt und daher lieber nur von Phonetik spricht, wie z. B. L. Homburger,<sup>137</sup> verwendet in Wirklichkeit phonologische Begriffe, auch ohne sie von den phonetischen zu unterscheiden; er lebt immer noch, um mit Pike zu reden, in den „prephonemic days when phonetics and phonemics were one.“<sup>138</sup>

3.1 Die ersten Kritiken erfuhr Trubetzkoy nun gerade aus dem Lager dieser „prephonemic days“, und in erster Linie von O. Jespersen, der der Phonologie alle Neuheit abspricht und dabei bemerkt, wie schon lange vor ihrem Erscheinen manche Phonetiker (darunter seit 1904 er selbst) funktionelle sowie nicht-funktionelle phonetische Oppositionen unterschieden,<sup>139</sup> und dann – zwar pole-

---

<sup>132</sup> Vgl. z. B. W. Brandenstein, *Einführung*, S. 8: „Am besten wäre noch die Bezeichnung „Lautwissenschaft“ als naturwissenschaftliche Beschreibung und Klassifikation der menschlichen Sprachlaute“; und S. 73: „die Phonetik nimmt also keine Rücksicht auf die funktionelle Rolle der Laute, sondern nur auf die materielle Seite der Sprache“; sowie J. Mattoso Câmara jr., *Para o estudo da fonêmica portuguesa*, Rio de Janeiro 1953, S. 24: „Einerseits die Anerkennung der Berechtigung der Phonetik als Wissenschaft der Naturbeobachtung, am Rande und als Hilfswissenschaft der Linguistik . . .“

<sup>133</sup> E. Dieth, *Vademekum*, S. 8.

<sup>134</sup> E. Dieth, *Vademekum*, S. 17.

<sup>135</sup> V. Pisani, *Indogermanistik*, S. 3 u. 35.

<sup>136</sup> V. Pisani, *Indogermanistik*, S. 35-38.

<sup>137</sup> L. Homburger, *Le langage et les langues*, Paris 1951, S. 136-37.

<sup>138</sup> K. L. Pike, *Phonetics*, S. 83.

<sup>139</sup> O. Jespersen, *Linguistica. Selected Papers*, Kopenhagen-London 1933, S. 210-14.

misch, aber im wesentlichen versöhnlich – mit der einen Forderung abschließt, man möge doch zwischen beiden Disziplinen keinen Graben aufwerfen.<sup>140</sup> Ebenso kann N. van Wijk – der zwar die Unterscheidung anerkennt und selbst sogar eine Phonologie entwirft,<sup>141</sup> wenn auch auf psychologischen Grundlagen, die sich von den späten Entwicklungen der Prager Schule schon entfernen – bemerken, daß der Begriff des phonologischen Systems bereits im 19. Jahrhundert etwa bei Brugmann oder Schuchardt vorhanden war.<sup>142</sup> Und mit z. T. entsprechenden Argumenten glaubt B. Collinder (der den Phonembegriff schon 1905 bei A. Noreen nachweisen will) noch viel weiter gehen und die Phonologie einfach verwerfen zu können.<sup>143</sup>

Doch daß „phonologische Gedanken“ schon lange vor der Prager Phonologie da waren, ist offenkundig und wird auch von Trubetzkoy zugegeben.<sup>144</sup> Denn eine vor-wissenschaftliche phonematische Intuition liegt sogar der Erfindung der Buchstabenschrift und den traditionellen Rechtschreibungen zugrunde,<sup>145</sup> und daher hat man auch darauf hinweisen können, daß die Phonologie in der gegenwärtigen Sprachwissenschaft den Platz einnimmt, den einst die Buchstabenkunde innehielt.<sup>146</sup> Jedoch macht Trubetzkoy mit Recht darauf aufmerksam, daß weder Brugmann noch Schuchardt Phonologie betrieben, zumal sie nicht vom Konzept der Phonemstruktur ausgingen. Sie betrieben keine explizite Phonologie und unterschieden sie auch nicht von der Phonetik.<sup>147</sup> Immerhin sind Jespersens und

---

<sup>140</sup> „Nein, ohne phonetik (lautphysiologie) gibt es keine phonologie! Wir müssen phonetik und phonologie scheiden, aber dürfen sie nicht trennen: der phonetiker muß phonolog werden, und der phonolog muß phonetiker sein“ (O. Jespersen, *Linguistica*, S. 213).

<sup>141</sup> N. van Wijk, *Phonologie*, Den Haag 1939.

<sup>142</sup> Vgl. N. S. Trubetzkoy, *La phonologie actuelle*, S. 234, Anm. 1.

<sup>143</sup> B. Collinder, *Lautlehre und Phonologismus*, in: *Actes IV<sup>e</sup> Congrès*, S. 122-26.

<sup>144</sup> Vgl. N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 7f.

<sup>145</sup> So z. B. unterscheidet das span. orthographische System /r/ und /rr/ nur intervokalisches, d. h. nur dort, wo diese Opposition nicht neutralisiert wird, und sie schreibt *n*, nicht *ñ*, vor Palatal, wo [ñ] nur kombinatorische Variante zu /n/ ist (vgl. etwa *ancho*).

<sup>146</sup> Vgl. D. Abercrombie, *What is a „letter“?*, in: *Lingua* 2 (1949), S. 54-63.

<sup>147</sup> N. S. Trubetzkoy, *La phonologie actuelle*, S. 234, Anm. 1.



Van Wijks Bemerkungen insofern sehr interessant, als sie verdeutlichen, daß *die Phonologie sich aller früheren Sprachwissenschaft nicht widersetzt, sondern sie bereichert*. Und daher schießt Trubetzkoy's Reaktion – denn er verteidigt die Originalität der Phonologie und erkennt als seine echten Vorläufer nur de Saussure und Baudouin de Courtenay an – übers Ziel hinaus. Denn die moderne Phonologie tritt nicht der traditionellen Phonetik (bzw. Phonologie, also Phonetik + Phonologie ununterschieden) gegenüber, sondern *einer in Hinsicht auf die Phonologie definierten Phonetik*: sie „widersetzt“ sich ihr nicht, sondern führt im Ununterschiedenen eine Unterscheidung ein und kann dies auch nur tun, indem sie von der Ebene abgeht, wo sich Phonetik und Phonologie notwendigerweise treffen (vgl. 3.4). Die „Phonetik“ der Phonologen ist dann so neu wie deren Phonologie, die der traditionellen Phonetik auch einige Gebiete abnimmt. Das hat Trubetzkoy nicht klar gemacht,<sup>148</sup> und deswegen haben einige Phonetiker den Eindruck erhalten können, sie hätten bereits Phonologie betrieben.

3.2 Auf dieser Ebene der traditionellen Phonetik bewegt sich häufig noch J. Laziczius, der zwar einer der frühesten Jünger der Phonologie war,<sup>149</sup> aber zugleich auch einer der aktivsten Kritiker von Trubetzkoy's Konzeption.<sup>150</sup> So etwa, wenn er – sehr zu Recht – meint, die Phonetik könne nicht als Naturwissenschaft gelten, und sich dabei allein darauf stützt, daß sie in ihrer Geschichte nie als eine solche galt und immer mit der Sprachwissenschaft in Verbindung stand;<sup>151</sup> oder wenn er behauptet, die Funktionalität sei auch in der Phonetik zu beachten, weil das einfach auch bisher so war.<sup>152</sup> Das kann sich natürlich nur auf die „prephonemic days“ beziehen, und daß etwas immer so gewesen ist, bildet noch kein Argument dafür, daß es auch weiterhin so sei. So reicht denn auch die einfache Verbindung der Phonetik mit der Sprachwissenschaft noch nicht hin, um sie zu einer Sprachwissenschaft zu machen. Denn kohärenter noch kann I. Dal<sup>153</sup> aus der Sprachwissenschaft sowohl Phonetik wie Phonologie ausgliedern und sie

<sup>148</sup> Vgl. B. Terracini, Rez. *Grundzüge* in *RFH* 4, S. 177.

<sup>149</sup> J. Laziczius mit seiner *Bevezetés a fonológiába* [Einführung in die Phonologie], Budapest 1932.

<sup>150</sup> Vgl. J. Laziczius, *A new category in phonology*, in: *Proceedings L.*, S. 57-60; *Die Scheidung langue-parole in der Lautforschung*, in: *Proceedings G.*, S. 13-23; *Phonétique et phonologie*, in: *Lingua* 1 (1948), S. 293-302.

<sup>151</sup> J. Laziczius, *Phonétique et phonologie*, S. 295-98.

<sup>152</sup> J. Laziczius, *Phonétique et phonologie*, S. 302.

<sup>153</sup> I. Dal, *Phonologie und Sprachwissenschaft*, S. 1-2.

den Naturwissenschaften zuweisen, weil die von ihnen untersuchten Elemente eben keine Zeichen sind, sondern nur Teile daraus.

3.3 Größerer Wert kommt anderen Bemerkungen von Laziczius zu. So meinte er schon auf dem Londoner Phonetikerkongreß, daß die funktionelle Lautwissenschaft die sog. „stilistischen Varianten“ nicht übergehen könne, die er *emphatische* Varianten nennen wollte. Diese seien aber nicht zu verwechseln mit den eigentlichen (fakultativen bzw. kombinatorischen) Varianten. Sie seien „weniger als Phoneme, doch wieder mehr als nur Varianten“ und würden auch funktionelle Oppositionen bilden.<sup>154</sup>

Laziczius berührt hier ein sehr wichtiges Problem. Er scheint es aber nicht mit aller Klarheit zu sehen. Denn vor allem gibt es „emphatische“ Elemente, die einfache Individual- bzw. Gelegenheitsvarianten darstellen, und andere wiederum, die in einem Sprachzustand konstant sind.<sup>155</sup> Aber nur diese letzteren sollten die Phonologie (als Wissenschaft von der „Sprache“) angehen, weil nur sie „Invarianten“ sind, und zwar Invarianten der „Norm“, und wiederum „Varianten“ („weniger als Phoneme“) im (repräsentativen) „funktionellen System“ der Sprache.<sup>156</sup> Wesentlich ist dabei die Tatsache, daß die sog. „stilistischen“ Funktionen (die „expressive“ und die „appellative“) durch die „repräsentative“ Funktion bedingt werden.<sup>157</sup> Denn innerhalb desselben Systems können als

---

<sup>154</sup> J. Laziczius, *A new category*, S. 57-58.

<sup>155</sup> Vgl. N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 17f.

<sup>156</sup> Vgl. Coseriu-Vásquez, *Para la unificación*, S. 8 (188).

<sup>157</sup> Daß hier das „Stilistische“ dem „Darstellenden“ untergeordnet erscheint, könnte mit aller Deutlichkeit auf das erkenntnishafte Wesen der Sprache hinzielen (das etwa A. Pagliaro, *Corso I*, S. 28-56, so hervorhebt). „Erkenntnishafte Wesen“ bedeutet natürlich noch nicht „logisches Wesen“, aber auch nicht „der Logik zuwiderlaufend“. Und daher sei hier am Rande vermerkt, daß uns das Problem der „Koinzidenz“ bzw. „Divergenz“ von Sprache und Logik als ein so unechtes erscheint, daß es auch nicht erst gestellt werden sollte. Denn Sprache und Logik betreffen ganz verschiedene Ebenen, zwischen denen weder Übereinstimmung noch Gegensatz bestehen kann: man mag zwar von einer „Logik der Sprache“ oder auch einer „Sprache der Logik“ reden, jedoch nicht von „Logik-und-Sprache“. Die sich bisweilen abzeichnenden Konflikte sind dagegen nur scheinbar und betreffen auch keine etwaige Beziehung von Sprache und Logik, sondern einfach eine zwischen der Sprache der Logik und der *logizistischen Interpretation* der Sprache. So ist H. STEINTHALS berühmtes Beispiel

expressiv oder appellativ nur Elemente funktionieren (und eventuell „stilistische Invarianten“ bilden), die keine distinktiven Oppositionen darstellen und solche auch nicht berühren. Die „stilistische“ Verwendung eines distinktiven Elements bewirkt „Fehler“<sup>158</sup> und gerät deswegen außerhalb des „Systems“ oder setzt das Bestehen verschiedener „Systeme“ innerhalb ein und derselben „Sprache“ voraus. So können wir zwar mit „stilistischer“ Absicht (um etwa eine fremdartige Aussprache nachzuahmen) *Tonne* statt *Tanne* aussprechen, verließen damit aber das „System“ des Deutschen, weil in diesem System (auf der Ebene der Vorstellungen) „Tonne“ etwas anderes als „Tanne“ bedeutet. Ebenso können wir im Rioplatensischen mit stilistischem Wert (z. B. um ironisch eine gewollt feine Aussprache nachzuahmen) die Phoneme /s/ - /θ/ bzw. /j/ - /λ/ (mit der Aussprache [θelos], [kaλe]) unterscheiden und würden damit nicht die „spanische Sprache“ verlassen (zumal die „Sprache“ immer mehr als ein System umfaßt), wohl aber das „System“ des Rioplatensischen, wo die beiden Phonempaare jeweils in /s/ und /z/ aufgegangen sind. Das heißt: *jede Verwendung distinktiver Ele-*

---

„*dieser runde Tisch ist viereckig*“ nur für einen logizistischen Grammatiker „absurd“, nicht aber für einen Logiker. Denn wird dieser Satz *in einer wirklichen Situation ausgesprochen und verstanden* (d. h. als echte Sprache), dann bedeutet er auch etwas *logisch Kohärentes*, zumal „rund“ bzw. „viereckig“ dann auch etwas anderes bedeuten als im Wörterbuch. Es liegt hier also höchstens eine Nicht-Übereinstimmung von Sprechen und Wörterbuch vor; und das Wörterbuch ist nicht die Logik. Zudem ist auch dieser Konflikt nur scheinbar. Es gäbe ihn nur dann, wenn das Wörterbuch schon vor dem Sprechen da wäre, wenn es also nicht das wäre, was es ist, d. h. einfaches Register *eines gewordenen Sprechens*. Daher setzt schon die Annahme der Diskussion eines logizistischen Standpunktes (auch wenn man das Gegenteil beweisen will) irgendwie eine Stellungnahme auf eben dessen Gebiet voraus, eine Hinnahme der Diskussion des „Sinnlosen“ in den Begriffen „wahr“ und „falsch“. Und das kann man auch zu den Goethe-Versen sagen, die K. Voßler, *Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie*, München 1923, S. 1f. zitiert und erörtert und die keinesfalls ein Beispiel für eine etwaige „Alogizität“ der Sprache abgeben. Denn die einzige Frage, die man sich stellen müßte, wäre, ob das hier von Goethe Gesagte (und als folgerichtig zu Verstehende) *in der Sprache der Logik* ebenso lautete oder nicht. (Zu Steinthals Beispiel vgl. a. die kurze Bemerkung bei B. Croce, *Problemi di estetica*, Bari 1949<sup>4</sup>, S. 173-77.)

<sup>158</sup> Vgl. E. Coseriu, *La lingua di Ion Barbu*, in: *Atti del Sodalizio glottologico milanese* I 2, Mailand 1949, S. 47-53.

mente mit stilistischem Wert setzt Zweisprachigkeit voraus. Doch innerhalb desselben Systems können allgemeine „stilistische“ Varianten („Invarianten“ in der Norm), sowie fakultative, individuelle und gelegentliche (eigentliche) stilistische Varianten vorkommen. Zudem sind nicht alle „normalen Invarianten“ auch gleich „stilistisch“ (vgl. 3.4).

Aber dies sind nicht Laziczius' Ansichten, der vielmehr eine einfache Stufung *Phoneme*, *Emphatika* und *Varianten* vorschlägt (die Phoneme würden dabei in allen drei Bühlerschen Funktionen von gleicher Bedeutung sein; die Emphatika aber nur in *Ausdruck* und *Appell*; und die Varianten nur in der *Ausdrucksfunktion*)<sup>159</sup> und die Lautwissenschaften dann in drei Sektionen gliedern möchte, weil „es klar sei, daß nicht mehr als drei Funktionen vorstellbar sind.“<sup>160</sup>

Auf dem Genter Kongreß macht Laziczius dann einen weiteren Schritt in diese Richtung und bemerkt, daß die Unterscheidung von *Phonemen* und *Varianten* nicht mit der von *langue* und *parole* zusammenfällt,<sup>161</sup> zumal auch die Varianten „faits de langue“ seien.<sup>162</sup> Und offenbar bezieht er sich hier auf die von uns so genannten „normalen Invarianten“, da er sie von den einfachen individuellen „Variationen“ unterscheidet.<sup>163</sup>

Fruchtbar könnte sich dieser Gedanke bei einer Korrektur sowohl der Zweiteilung *Phonetik-Phonologie* als auch *langue-parole* auswirken (vgl. 3.5). Doch beschreitet Laziczius einen anderen Weg. Unter Zwirners Einfluß scheidet er *Lauttypus* und *Lautindividuum*, erstellt drei Arten *Lauttypen* – wiederum *Phoneme*, *Emphatika* und *Varianten*, alle der „langue“ zugeordnet (ungeachtet der Tatsache,

---

<sup>159</sup> J. Laziczius, *A new category*, S. 59.

<sup>160</sup> J. Laziczius, *A new category*, S. 60. Dies aber ist nicht ganz so klar. Vgl. F. Kainz, *Psychologie der Sprache* I, Stuttgart 1941, der die „Darstellung“ für ein wesentliches und konstitutives Moment der Zeichen hält und diesen Begriff BÜHLERS durch *Bericht* bzw. *Information* ersetzt (S. 175-76 u. 183-85), sowie noch „monologische“ und „sekundäre“ Funktionen unterscheidet (S. 185f.). Und im *Bericht* selbst müsse wieder die reine *Referenz* von der *Evokation* oder *Assoziation* geschieden werden (vgl. *System, Norm und Rede* V 5.2). Doch würde dies die Schemata der Phonologie erheblich komplizieren, welche ja gezwungenermaßen eine Vereinfachung der sprachlichen Wirklichkeit darstellt.

<sup>161</sup> J. Laziczius, *Die Scheidung langue-parole*, S. 17.

<sup>162</sup> J. Laziczius, *Die Scheidung*, S. 18.

<sup>163</sup> J. Laziczius, *Die Scheidung*, S. 18 u. 22.

daß auf der Ebene des einfachen „Lauttypus“ alle drei Arten zu einer werden)<sup>164</sup> – und schlägt endlich die Vereinigung von Phonetik und Phonologie zu einer *Lautlehre* vor, deren Gegenstand die *langue* sein müsse.<sup>165</sup> Doch sind damit die Schwierigkeiten der Unterscheidung beider Disziplinen nicht gelöst und die gesamte Lautwissenschaft ist lediglich auf das Gebiet der – allerdings mit der Phonometrie kombinierten – Phonologie verwiesen. Die *parole* wird dabei einfach übersehen, bzw. dient nur zur Bereitstellung des Materials.<sup>166</sup>

Zehn Jahre später nimmt Laziczius diese Argumentation zum großen Teil noch einmal auf,<sup>167</sup> fügt ihr nur die Beobachtungen zum nicht-naturwissenschaftlichen Charakter der Phonetik (vgl. 3.2) hinzu und betont neuerlich die Bedeutung der „Varianten“ als („emphatischer“ bzw. „sozialer“) Invarianten<sup>168</sup> sowie die Unabdingbarkeit des funktionellen Kriteriums in der phonetischen Forschung. Letzteres bedeutet für Laziczius die Ablehnung aller Trennung von Phonetik und Phonologie. Diese Haltung ist zwar berechtigt, hat aber keine theoretische oder historische Begründung, wie er sie versucht. Vielmehr begehrt er damit eine praktische Hand-

---

<sup>164</sup> Die wir in *Para la unificación* (S. 6 (186)) „Phon“ nennen.

<sup>165</sup> J. Laziczius, *Die Scheidung*, S. 23.

<sup>166</sup> Dies wird auch mit seinem Begriff der „parole“ zusammenhängen, der nur z. T. mit dem von SAUSSURE übereinstimmt. Denn Laziczius (*Das sog. dritte Axiom der Sprachwissenschaft*, in: *AL* 1 (1939), S. 161-67) meint, für Saussure sei die „parole“ nur „der individuelle Teil der linguistischen Erscheinungen“ gewesen (ein Gedanke, dem sich Ch. Bally, *Le langage et la vie*, Paris 1926, S. 142, bereits widersetzt). Zudem glaubt er, daß BÜHLER nicht bemerkte, wie sich Humboldts und Saussures Unterscheidungen überschneiden. Und dasselbe behauptet J. Lohmann, *Karl Bühlers „drittes Axiom“*, in: *AL* 3 (1943), S. 5-16, der sogar Bühlers Schema (*Sprachtheorie*, S. 49) korrigiert, aber das in einem Sinne, wie wir meinen, der nur ihm zukommt und ihm zugeschrieben werden muß (vgl. *System, Norm und Rede* III 2.3).

<sup>167</sup> J. Laziczius, *Phonétique et phonologie*, vgl. oben Anm. 150.

<sup>168</sup> Ein Gesichtspunkt, den Trubetzkoy übrigens schon mit der Behandlung einer *Lautstilistik* (S. 17-29 der *Grundzüge*) übernommen hat. Und ihr gegenüber ist die Phonologie nicht mehr die einzige Lautwissenschaft der „langue“, sondern nur diejenige Wissenschaft, die sich auf dem Gebiet der Darstellungsfunktion mit den „intellektuellen“ Lautgegensätzen befaßt (vgl. S. 29). Vgl. ferner die Definitionen für „phonologische Opposition“ und „Phonem“ in *TCLP* 4, S. 311.

lung im Gegenzug zur anderen praktischen und konventionellen Handlung, die zur Definition der Phonologie sich des Kriteriums der Funktionalität bediente; und Sinn hat jene Handlung nur, wenn sie die Aufmerksamkeit darauf lenken will, daß die Funktionalität wie alles in der Sprache auch im konkreten Sprechen da ist, bzw. daß die Antithese *funktionell-nichtfunktionell*, wie E. Otto zu bedenken gibt,<sup>169</sup> nicht mit der von *langue* und *parole* zusammenfällt.

3.4 Manches an der erwähnten Kritik scheint in immer dieselbe Richtung zu weisen, nämlich auf eine Kluft, welche die phonologische Interpretation der Saussureschen Dichotomie zwischen beiden Lautwissenschaften verursacht hat, auf ein Zwischenfeld zwischen dem Okkasionell-Unfunktionellen und dem Konstant-Funktionellen, das als weder der Phonetik noch der Phonologie zugeordnet zu einem Niemandsland wird.

Entscheidend in dem Sinne scheinen uns vor allem einige Bemerkungen von N. van Wijk und B. Malmberg zu sein.

N. van Wijk<sup>170</sup> vertritt zwar eine Scheidung von Phonetik und Phonologie und verweist die Phonetik als Untersuchung der „materiellen Seite der Rede“ sogar unter die Naturwissenschaften. Er beobachtet jedoch, daß die Unterscheidung schwierig wird, wenn man sie mit der Dichotomie *langue-parole* koordinieren möchte. Denn der Begriffsumfang beim Substantiv *Phonologie* und beim Adjektiv *phonologisch* ist jeweils ungleich: die Phonologie gilt als „Wissenschaft der *langue*“; phonologisch dagegen ist nur das Funktionelle in der „*langue*“. Demnach fiel „außerphonologisch“ nicht mit „phonetisch“ (konkret) zusammen, zumal alles Außerphonologische in einer Sprachgemeinschaft konstant und allgemein sein und somit zur „*langue*“ gehören kann. Es bestünde also „un grand do-

---

<sup>169</sup> E. Otto, *Phonetik und Phonologie*, in: *Actes IV<sup>e</sup> Congrès*, S. 127-28. Auch TERRACINI bemerkt, wie Trubetzkoy's und Bühlers *Sprechakt* eher der „*parole dans la langue organisée*“ bei SECHEHAYE als Saussures *parole* entspricht (Rez. *Grundzüge*, S. 178, Anm. 2). Zum in der Rede feststellbaren Funktionellen vgl. E. Buyssens, *De l'abstrait et du concret dans les faits linguistiques*, in: *AL* 3 (1943), S. 17-23, der deren funktionelle Seite *discours* nennt und ihn als eine Zwischenstufe zwischen *langue* und *parole* betrachten zu können meint (doch handelt es sich hierbei um den Anteil der *langue* an der *parole*).

<sup>170</sup> N. van Wijk, *La délimitation des domaines de la phonologie et de la phonétique*, in: *Proceedings G.*, S. 8-12.



maine d'études phoniques intermédiaire entre le domaine des systèmes phonologiques et celui de la phonétique pure“, . . . „où la langue et la parole se touchent“. Und auf diesem Gebiet müßten die beiden Lautwissenschaften folglich zusammengehen.<sup>171</sup>

Van Wijk zieht daraus zwar keine weiteren Folgerungen, doch scheint sicher, daß man daraus schließen kann, daß eine völlig autonome Phonetik ohne Kontakte zur Phonologie nur dann zu existieren vermag, wenn nur die *parole* an sich als selbständige und rein physikalische Erscheinung gemeint ist. Wird das konkrete Sprechen dagegen als eine *langue* „realisierende“ *parole* angesehen, dann ist eine scharfe Trennung beider Disziplinen nicht mehr möglich (vgl. 1.2).

B. Malmberg wiederum betont die Schwierigkeit, in die engen Schemata der Phonologie die umfassende Realität einer historischen „Sprache“ einzubringen.<sup>172</sup> Denn in den Sprachen würden auch außer den „kombinatorischen Varianten“ noch zahlreiche Konstanten erscheinen, die aber nur einen traditionellen „Gebrauch“, eine „Realisierungs“-Norm darstellen und nicht den distinktiven phonologischen Oppositionen zugehören, also *nicht-funktionell* sind. Von der Art seien im literarischen Italienisch die *normalen* Oppositionen [ts] – [dz] und [s] – [z] (vgl. II 3.6).<sup>173</sup> Zuweilen aber und ohne „Neutralisierung“ seien jene Lautgegensätze in bestimmten Fällen distinktiv (funktionell), in anderen Fällen wieder einfache Varianten. So ist im Französischen die Opposition  $\epsilon$  –  $\epsilon$  distinktiv bei *clef* – *claire*, aber nicht bei [s $\epsilon$ ] – [s $\epsilon$ ] (= (*il*)*sait*).<sup>174</sup> Zudem existieren in einem „Sprachzustand“ verschiedene (regionale und kulturelle) „Systeme“, sowie Archaismen und Neuerungen nebeneinander, und es gibt Übergänge vom einen zum anderen System.<sup>175</sup> Unvermeidlich wird daher Malmbergs Schlußfolgerung: „Le strict

<sup>171</sup> N. van Wijk, *La délimitation*, S. 11-12.

<sup>172</sup> Vgl. B. Malmberg, Rez. zu G. Gougenheim, *Eléments de phonologie française*, in: *AL 2* (1941), S. 54-60 (bes. S. 55).

<sup>173</sup> B. Malmberg, *A propos du système phonologique de l'italien*, S. 41-42. Auch eine „Ausnahme“ wie /ratsa/ ‚Rasse‘ :: /radza/ ‚Rochen‘ kann eine volle Übernahme des Malmbergschen Standpunktes nicht beeinträchtigen.

<sup>174</sup> B. Malmberg, *Observations sur le système vocalique du français*, in: *AL 2* (1941), S. 232-46 (244).

<sup>175</sup> B. Malmberg, *A propos*, S. 43; *Observations*, S. 238-40, 244-45.

schéma des phonologues est exact dans une certaine mesure mais n'est pas assez nuancé pour refléter tous les aspects variés et complexes qu'offre une langue de culture. Il faut commencer par dresser le schéma. C'est évident. Mais il ne faut pas s'arrêter là. Il faut poursuivre l'analyse pour mettre au clair tous les facteurs qui, réunis, forment la langue en question.<sup>176</sup> Und das hat Malmberg dann auch bei verschiedenen Arbeiten in einer wirksamen Kombination des phonologischen Kriteriums mit der phonetischen Beobachtung getan.<sup>177</sup>

Daß die Phonologie das zur „langue“ gehörige „Außerphonologische“ nicht beiseite lassen darf, hat auch R. Jakobson (in *TCLP* 4, S. 310) beobachtet, und sogar Trubetzkoy spricht oft von „ganz normalen Eigenheiten der Aussprache“ (Realisierungsnormen),<sup>178</sup> die zwar nicht funktionell sind, aber doch zur „langue“ gehören.

3.5 In der Tat ergeben sich bei Trubetzkoy mindestens drei verschiedene Begriffe der Phonologie: a. Wissenschaft von den Lauten „in der *langue*“ (als Untersuchung der „Formen“, der aller „konkreten Realisierung“ gegenüberstehenden Konstanten); b. Wissenschaft von den funktionellen Lautoppositionen, den distinktiven wie den stilistischen (doch nicht den ständigen nichtfunktionellen Elementen); c. Wissenschaft von den distinktiven Lautoppositionen (unter Ausschluß ebenfalls der stilistischen Invarianten). In jedem Falle müßte aber die Phonetik auch anders definiert werden (vgl. 3.1), und zumindest in den Fällen b. und c. könnte sie nicht mehr als „Naturwissenschaft“ gelten. Doch da dies nicht so ist, entsteht zwischen ihr und der Phonologie eine unvermeidliche Kluft.

Bei den Beziehungen zur Dichotomie *langue-parole* gehen dann alle Inkohärenzen in der Abgrenzung der Phonologie darauf zurück, daß die Saussuresche „langue“ bald als *soziale Institution* (normales

---

<sup>176</sup> B. Malmberg, *A propos*, S. 43.

<sup>177</sup> Vgl. etwa B. Malmberg, *Le système consonantique du français moderne*, Lund 1943; *Bemerkungen zum quantitativen Vokalsystem im modernen Französisch*, in: *AL* 3 (1943), S. 61-66. Ferner seine allgemeinen Urteile in: *Système et méthode*, Lund 1945, und in: *Till frågan av språkets systemkarakter*, Lund 1947.

<sup>178</sup> Vgl. N. S. Trubetzkoy, *La phonologie actuelle*, S. 238-39, und *Grundzüge*, S. 10-12.

System, LANGUE I), bald aber als *funktionelles System* (LANGUE II) zugrundegelegt wird, obwohl beide Begriffe nicht den gleichen Umfang besitzen.<sup>179</sup>

Wenn die Phonologie demnach als „Wissenschaft der *langue* als sozialer Institution“ gelten soll, dann darf sie sich nicht auf die Untersuchung der funktionellen Oppositionen beschränken, sondern muß auch deren in der Gemeinschaft konstante „Realisierung“ einbeziehen und darf der Phonetik lediglich die Untersuchung der konkreten Realisierungen überlassen:

PAROLE	LANGUE I	
konkretes Sprechen	normale „Realisierung“	funktionelles System
PHONETIK	PHONOLOGIE	

Versteht sich die Phonologie dagegen als Wissenschaft des funktionellen Systems, dann muß sie der Phonetik nicht nur die Untersuchung der konkreten Sprechlaute, sondern auch noch die der ständigen nichtfunktionellen Oppositionen überlassen:

LANGUE I		
PAROLE	LANGUE II	
konkretes Sprechen	normale „Realisierung“	funktionelles System
PHONETIK	PHONOLOGIE	

Deswegen ist die Phonetik also entweder nicht allein eine Wissenschaft der *parole*, sondern auch eine der *langue* (LANGUE I), oder es muß, wenn man den Parallelismus mit der Dichotomie bewahren will, der Begriff der *parole* erweitert und ihr ein Gebiet, das für Saussure nur *langue* sein konnte, zugewiesen werden: das der normalen Realisierung. Wenn man anders gesagt also die *Phonetik* als „Wissenschaft von den konkreten Sprechlauten“ weiterführen will,

<sup>179</sup> Vgl. oben *System, Norm und Rede* III 2.2-3.1.

dann muß man auch zugeben, daß es zwischen dem Gegenstand dieser Phonetik (der *Allophonetik*) und dem der *Phonologie* (als Wissenschaft des Systems) ein Zwischenfeld gibt, und dieses einer dritten Disziplin zuteilen –, die wir als *Normophonetik* vorgeschlagen haben,<sup>180</sup> und als „Untersuchung der Realisierungsnorm“ verstehen:

LANGUE I

PAROLE	LANGUE II	
konkretes Sprechen	normale „Realisierung“	funktionelles System

ALLOPHONETIK    NORMOPHONETIK    PHONOLOGIE

Trubetzkoy's eigentliche Konzeption entspricht nun diesem dritten Schema, jedoch ohne irgendeine zwischen Phonetik und Phonologie vermittelnde Wissenschaft (vgl. van Wijk). Und daher finden in den phonologischen Beschreibungen die *normalen Realisierungen* gewöhnlich auch keinen Platz, die aber „soziale Invarianten“ sind und zur „langue“ gehören, weil sie keine konkreten Laute sind und in Hinsicht auf die individuellen Sprechakte schon eine Abstraktion darstellen, als „Formen“, *Lauttypen* bzw. *Klassen konkreter Laute*.

Man betrachte dazu etwa das span. Phonem /b/. Es ist zwar Bestandteil des phonologischen (funktionellen) Systems des Spanischen, stellt jedoch keine Klasse wirklicher Laute dar, sondern eine reine Abstraktion, weil es allein die es von anderen Phonemen *unterscheidenden Züge* erhält (*oral*: /m/, *bilabial*: /d/ . . ., *stimmhaft*: /p/), während kein realer Laut bloß *oral*, *bilabial* und *stimmhaft* sein kann, und nicht zugleich auch *okklusiv* bzw. *frikativ*. Und das Phonem /b/ wird dann *im Spanischen* (nicht im Sprechen dieses oder jenes Einzelnen) in bestimmten Fällen als [b] realisiert und in anderen, ebenso bestimmten Fällen als [β]. Dies sind nun *Invarianten* („Formen“, *Typen* oder *Klassen, Arten* realer Laute), die sich substantiell „verwirklichen“ in den unendlich häufigen und jeweils neuen in den einzelnen Sprechakten feststellbaren eigentlichen *Varianten*. Die Invariante /b/ könnte sich dagegen nicht verwirklichen, weil sie nicht *Art konkreter Gegenstände* ist, sondern *Art von Arten*, bloße abstrakte Summe pertinenter Züge. Entsprechend liegt der Fall der span. Phoneme /d/ und /g/.<sup>181</sup>

<sup>180</sup> Vgl. Coseriu-Vásquez, *Para la unificación*, S. 6-7 (186-87).

<sup>181</sup> „Die [span.] Phoneme /b/, /d/, /g/ verhalten sich zur Plosiv-Frikativ-Korrelation gleichgültig und treten als Glieder in der Sonoritätskorrelation den stimmlosen Archiphonemen /p-f/, /t-θ/, /k-x/ gegenüber“ (E. Alarcos Llorach, *Fonología española*, S. 113-14).

Bei der Beschreibung der *spanischen Sprache* also wird man diese Invarianten nicht beiseite lassen können, die sie charakterisieren und z. B. vom Französischen und Italienischen unterscheiden, und dabei werden (gleichgültig, wie die Phoneme definiert worden sind) Phonologie und Phonetik, die Wissenschaft von der „akustischen Form“ und die von der „akustischen Substanz“ zusammengehen müssen. Natürlich wird uns aber das *Normstudium* auf keinen sog. „Atomismus“ verfallen lassen, zumal auch die Realisierungsvarianten ein System bilden, und sogar ein noch festeres, weil es nicht einfach *System von Möglichkeiten* ist, wie das Funktionennetz. Zudem verläßt die Untersuchung der Invarianten der Realisierung trotz ihrer Beschäftigung mit sog. „nichtfunktionellen“ Elementen nicht den Bereich des Funktionellen, zumal diese Invarianten alle funktionellen Züge schon *enthalten*. Denn sie stellen die Art der Konkretisierung des Funktionellen dar. Gerade darum wird eine solche Untersuchung unabdingbar, sofern eine Beschreibung wirklich „erschöpfend“ sein soll. Denn sie muß dann nicht nur darüber Aufschluß geben, *was das Funktionierende ist*, sondern auch darüber, *wie dies funktioniert*.

Anders würde man nicht *das Spanische*, sondern ein völlig abstraktes System beschreiben, das auch auf andere Sprachen passen könnte. So ist z. B. das funktionelle System der portugiesischen Vokale in betonter und überwiegend auch in unbetonter Stellung dem der italienischen Vokale gleich,<sup>182</sup> doch ist andererseits ebenso klar, daß der *wirkliche* italienische Vokalismus sehr viel anders aussieht als der entsprechende portugiesische. Ebenso ist es legitim, die portugiesischen Nasalvokale phonematisch so zu deuten, daß man sie aufteilt in *Vokal + nasales Archiphonem* – wie das wohlbe gründet J. Mattoso Câmara tut<sup>183</sup> – (und so ließen sich auch die französischen Nasalvokale darstellen, unter der Bedingung freilich, daß [V + n] als /V + n + ə/ erscheint); doch hören die Nasalvokale damit noch nicht auf, im Portugiesischen zu existieren und dessen „Realisierungsnorm“ zu bestimmen.

3.6 Daraus ergibt sich der Schluß, daß selbst bei Reduzierung der „langue“ auf ein einziges System (was in der Tat ein sehr schwer-

<sup>182</sup> Vgl. J. Mattoso Câmara jr., *Para o estudo*, S. 77.

<sup>183</sup> J. Mattoso Câmara jr., *Para o estudo*, S. 89-97.

wiegender Vorgang ist, wenn man unter „langue“ nicht nur die Formalisierung eines Sprechens versteht, sondern eine *historische Sprache*) das Schema *Phonetik-Phonologie* als Parallele von „materiell“ und „funktionell“ unzureichend bleibt, weil nämlich jedem System eine *Realisierungsnorm* entspricht, die zwar noch nicht materiell ist, aber alle allgemeinen Züge der materiellen Laute bewahrt, und die zwar nicht aus der Funktionalität ihre Definition erhält, aber alles Funktionelle übernimmt und dessen unumgängliche Konkretisierungsform darstellt. Die normbildenden Elemente sind dann auch „Formen“, und zwar objektive Formen, insofern sie nämlich Klassen konkreter Gegenstände darstellen und den Gegenständen selbst immanent sind. Doch können wir sie auch von der Substanz her sehen, als *sozial* (inter-individuell) *organisierte Substanz*.

4.1 Alles bisher Gesagte begründet aber nur empirisch die Wiedervereinigung der Lautwissenschaften. Denn die erwähnten einzelnen Kritiken wollen letztlich trotz ihrer theoretischen Begründung nur unterstreichen, daß ein Abbruch der Verbindungen zwischen beiden Disziplinen nicht zweckdienlich sei, weil das Erschwernisse in der Beschreibungspraxis mit sich bringt und dazu das Erfordernis der Vollständigkeit der Sprachbeschreibungen beeinträchtigt. Jedenfalls aber scheint es fast immer, als würde eine übertriebene Autonomisierung der Phonologie beanstandet, die aber die Phonologen *gar nicht betrieben* haben (vgl. 1.3).

4.2 Von einer ganz anderen Position aus setzt nun L. Hjelmslevs Kritik an der Phonologie an. Und in seiner Kritik findet sich vielleicht gerade einer der solidesten theoretischen Gründe für die Einheit beider phonischen Disziplinen.

Bekanntlich versucht gerade Hjelmslev seine (später *Kenematik* genannte) *Phonematik* auf „ausschließlich sprachliche“ Kriterien und von der Phonetik unabhängige Grundlagen zu stellen;<sup>184</sup> und Begriffe wie die „Silbe“ ohne Bezug auf die „Lautsubstanz“ zu definieren;<sup>185</sup> schließt die Phonetik als solche dann aus der Sprachwissenschaft aus<sup>186</sup> und kommt endlich zu einer sogar scharfen Kri-

---

<sup>184</sup> L. Hjelmslev, *On the principles of phonematics*, in: *Proceedings L.*, S. 49-54.

<sup>185</sup> L. Hjelmslev, *The Syllable as a Structural Unit*, in: *Proceedings G.*, S. 266-72.

<sup>186</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 50 u. 62.



tik am „Phonetizismus“ der Prager Schule.<sup>187</sup> Es mag seltsam erscheinen, daß man ihn dann auch unter den Kritikern findet, die den Phonologen ihre übertriebene Unterscheidung von Phonetik und Phonologie vorwerfen. Doch ist diese Haltung bei ihm nicht paradox, sondern steht völlig im Einklang mit seinem System.

Hjelmslevs Ausgangspunkt ist die „langue“, d. h. auf der Ausdrucksebene das *phonematische System* (bzw. auf der von ihm benutzten höheren Abstraktionsstufe, das *kenematische System*). Denn zu den „Lauten“ (oder anderen „substantiellen Einheiten“) gelangt man nur auf deduktivem Wege, von den *Phonemen* (bzw. *Kenemen*) aus. D. h., die Phonetik kann sich demnach nur im Bezug auf die *Phonematik* (bzw. *Kenematik*) konstituieren, und hängt dann von ihr ab und kann nicht autonom werden. Daher vermag Hjelmslev z. B. auch L'. Nováks Ansichten zu billigen, die „denen der amerikanischen, englischen und französischen Phonologen (Phonetiker) sehr nahekommen, welche ja die von der Prager Schule vertretene absolute Unterscheidung von „Phonologie“ und „Phonetik“ nie mitvollzogen“.<sup>188</sup> Aber das tut Hjelmslev gerade aus folgender Überlegung: „en traitant des variantes combinatoires M. Novák insiste avec raison sur le fait que les variantes d'un phonème n'ont été reconnues que grâce au fait qu'il y a d'autres langues où les „mêmes“ sons représentent des phonèmes différents.“ Denn, so Hjelmslev weiter, „toute distinction phonologique (dans le sens saussurien) est nécessairement fonctionnelle et les prétendues ressemblances et différences physiques n'y entrent pour rien . . . Le son du langage ne se reconnaît que par sa fonction, et la parole ne se reconnaît qu'en descendant déductivement des faits de langue.“

Mit anderen Worten wirft Hjelmslev den Phonologen nicht die Autonomie der Phonologie vor (die ihm sogar unzureichend erscheint), sondern im Gegenteil die Autonomisierung der Phonetik. Denn er sieht die Einheit alles Lautlichen von der Phonologie her, nicht der Phonetik, die sich erst aus den „faits de langue“ herleite.

Hjelmslev aber beachtet den Umstand nicht, daß es sich bei einer dem Wissenschaftler unbekanntem Sprache nicht um die von der

---

<sup>187</sup> L. Hjelmslev, *Über die Beziehungen der Phonetik zur Sprachwissenschaft*, in: *Archiv f. vgl. Phonetik* 2 (1938), S. 129-34.

<sup>188</sup> L. Hjelmslev, *Rez. zu L'. Novák, K základným otázkam štruktúrálnej jazykovedy*, in: *AL* 2 (1941), S. 64-65.

untersuchten *parole* dargestellten *faits de langue* handelt, sondern um die einer *anderen* „langue“, die nur im „Geiste“ des Untersuchenden da ist (so z. B. seine Muttersprache).<sup>189</sup> Denn einer fremden Sprache gegenüber ist die Stellung des Linguisten die von R. Jakobson so geschilderte: er interpretiert die „Message“ nicht auf der Basis des „Code“, sondern versucht den „Code“ aus der „Message“ abzuleiten.<sup>190</sup> Doch berührt Hjelmslev, wie wir meinen, etwas Wesentliches, wenn er bemerkt, *man müsse von der langue ausgehen* und das Erkennen der Laute setze eine Phonemkenntnis voraus.

Implizit bedeutet dies auch der Gründer des dänischen Strukturalismus, V. Brøndal, der Phonetik und Phonologie deswegen nicht völlig trennt, weil „die Phonetiker daran denken müssen, daß das abstrakte Phonem für eine Definition der Grenzen und des Umfangs der konkreten Laute absolut vonnöten ist“.<sup>191</sup> Und auch Trubetzkoy weist darauf hin, wenn er bemerkt: „Der Sprachlaut kann nur in seiner Bezogenheit auf das Phonem definiert werden“, sowie: „Geht man aber bei der Definition des Phonems vom Sprachlaut aus, so gerät man in einen *circulus vitiosus*.“<sup>192</sup> Jedoch bleibt er diesem Prinzip nicht treu, wenn er die Phonetik dann verselbständigt (vgl. 1.3); und das hält ihm gerade Hjelmslev entgegen.

4.3 Damit ergibt sich deutlich, daß niemand die beiden Lautwissenschaften voll und endgültig trennt. Wer ex- oder implizit vom Sprechen ausgeht (wenn auch mit dem Gedanken an das System und um es aufzudecken), wie die Prager Phonologen, angefangen bei Trubetzkoy, und die meisten nordamerikanischen Strukturalisten, trennt zwar die Phonetik von der Phonologie, doch diese nicht von der Phonetik, zumal hier jeder zugeben muß, daß die Grundlagen der Phonologie phonetisch sind. Wer dann aber von der „langue“ ausgeht, wie vor allem die Glossematiker, trennt die Phonologie (bzw. Kenematik) zwar von der Phonetik, aber nicht diese von der Phonologie, unter Hinweis darauf, daß die Grundlagen der Wissenschaft von den konkreten Lauten mit Notwendigkeit phonologisch sind. D. h., einerseits wird die Phonetik selbständig und andererseits wieder die Phonologie. Im ersten Falle gilt die

---

<sup>189</sup> Vgl. K. L. Pike, *Phonemics*, S. 57.

<sup>190</sup> R. Jakobson, in: *Results* (s. Anm. 56), S. 15.

<sup>191</sup> V. Brøndal, *Sound and Phoneme*, in: *Proceedings L.*, S. 40-45 (S. 44).

<sup>192</sup> N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 37.

Phonologie als letztlich von der Phonetik abhängig; im zweiten die Phonetik von der Phonologie. In beiden Fällen gilt die Phonetik als Naturwissenschaft und die Phonologie als Sprachwissenschaft; im ersten Fall allerdings wird angenommen, die Naturwissenschaft müsse der Sprachwissenschaft die Grundlagen liefern, während im zweiten die Begründung der Naturwissenschaft von der Sprachwissenschaft her erfolgt.

Beide Positionen scheinen trotz ihres antithetischen Charakters auf sehr triftige Argumente gegründet. Und das bedeutet für uns, daß sie nicht unvereinbar sind und dieselbe Wahrheit nur jeweils aus einem anderen Blickwinkel enthalten. Um das zu beweisen, müßte man einerseits feststellen, daß die Phonetik nicht von der Phonologie und andererseits die Phonologie nicht von der Phonetik getrennt werden kann. Mit anderen Worten: daß ein Studium der sog. „Substanz“ eine Kenntnis der „Form“ voraussetzt und daß eine Untersuchung der „Form“ nicht ohne den Bezug auf die phonische „Substanz“ geschehen kann. Vor allem aber bliebe die Phonetik als Sprachwissenschaft zu bestimmen, weil eine „Naturwissenschaft“ nicht kohärent mit einer „Kulturwissenschaft“ zu koordinieren wäre (vgl. 3.2).

#### IV. BEGRÜNDUNG DER PHONETIK ALS SPRACHWISSENSCHAFTLICHER DISZIPLIN

1.1 Alle Aussagen, nach denen die Phonetik nicht zur Sprachwissenschaft gehöre, beruhen auf der angeblich vollkommen materiellen Natur ihres Gegenstandes. Denn die Phonetik befasse sich ganz entschieden mit der „Substanz“ der Sprache, bzw. noch besser mit einer der beiden in der Sprache organisierten Substanzen, d. h. der akustischen Substanz, den Wörtern als Sachen, als *Naturerscheinungen*. Und von dieser „Substanz“ aus, die ja zur Physik und zur Physiologie gehöre,<sup>193</sup> würde die Phonetik in diesen Wissen-

---

<sup>193</sup> Vgl. E. Fischer-Jørgensen, *On the Definition*, S. 11.

schaften aufgehen (vgl. III 1.1) und höchstens eine Hilfswissenschaft der Linguistik sein können.

1.2 Unserer Ansicht nach enthüllen diese Aussagen ein ungenügendes Verständnis der Doppelseitigkeit der Sprache, die ja Natur und Bewußtseinsinhalt *zugleich* ist. Deswegen kann auch eine Wissenschaft, die sie als *Sache*, als rein physikalischen Tatbestand untersucht, nicht einfach schon Physik sein, sofern diese sie als Sprache, als etwas nicht allein Physikalisches begreift. Und das ist genau die Situation der Phonetik als „Wissenschaft vom konkreten Sprechen“. Denn der Phonetiker ist eben auch in seiner Methode noch kein Wernicke'scher Aphasiker, der zwar die Sprachlaute wahrnimmt, sie aber nicht als Sprache erkennt; sondern das Gegenteil trifft zu; die nicht-sprachlichen Laute werden von der Phonetik normalerweise auch übergangen.<sup>194</sup> Und der Eingangsakt bei der Konstituierung der Phonetik ist dann auch die Unterscheidung von „Sprachlauten“ und einfachen „Geräuschen“. Um es in zwei kantischen Begriffen – wenn auch nicht in deren streng kantischem Sinne – auszudrücken, wird für den Phonetiker mit Notwendigkeit neben dem „bestimmenden Urteil“, das den Gegenstand ausmacht, noch ein „reflektierendes Urteil“ über den Zweck dieses Gegenstandes von Bedeutung. So wird also die Teleologie (die Trubetzkoy allein der Phonologie zuspricht)<sup>195</sup> in der Phonetik nicht nur nicht fehlen, sondern deren konstitutives Moment darstellen. Und das gestattet eine Ausgrenzung vorzunehmen, die weder die Physik noch die Physiologie zu machen brauchen. Denn die Physik beschreibt nichts als *Vokal, Konsonant, o, p, k* usw., und die Physiologie nur *Artikulationen, keine artikulierten Laute*. D. h., nicht einmal der Gegenstand der Phonetik ist gleich dem einer physikalisch-physiologischen Wissenschaft des Sprechens; und zudem erfährt eine Wissenschaft nicht über ihren Gegenstand ihre Definition, sondern über ihren Standpunkt ihm gegenüber und über ihren Zweck. Und der Standpunkt der Phonetik ist notwendig linguistisch – zumal sie sich mit den „Geräuschen“ nicht befaßt –, und ihr Zweck ist nicht die Beschreibung bestimmter Laute *als solcher*, sondern gerade *als Sprache*. Denn obwohl sie diese losgelöst von jeder Bedeutung

---

<sup>194</sup> W. Brandenstein, *Einführung*, S. 7.

<sup>195</sup> N. S. Trubetzkoy, *La phonologie actuelle*, S. 245.

behandelt, erkennt und unterscheidet sie sie als bedeutungsvoll und ist damit keine Wissenschaft einer bloß akustischen „Substanz“, sondern einer sprachlich organisierten Substanz.

2.1 Doch bedingt der Ansatz der Phonetik – die Erkenntnis bestimmter Erscheinungen als „Sprachlaute“ – schon deren vorherige Erkenntnis als „Sprachformen“, als *Phoneme*. Würden wir die Phoneme nicht kennen, dann wäre eine Abgrenzung von Lauten bei deren Überlagerung im Lautkontinuum unmöglich (so erscheint in einem Diagramm bei E. W. Scripture<sup>196</sup> über die Hälfte der gesamten Tonkurve des Wortes *cant* von zwei Lauten zugleich besetzt). Denn, wie Jones ausführt, „from the viewpoint of physics the „speech-sound“ is non-existent.“<sup>197</sup> Jedoch gilt, so fährt er fort: „the conception of the chain of speech-sounds is indispensable in all linguistic investigation“, und weiter (obwohl hier eine physikalische Unmöglichkeit vorliegt, *n. b.*): „we have as a rule no particular difficulty in saying what the sounds in words are, or in assigning letters to them in alphabetic writing“. Dies verdanke man der Möglichkeit, ein Segment jeweils durch ein anderes zu ersetzen und so eine Änderung in der Bedeutung zu bewirken.<sup>198</sup> Mit anderen Worten verdankt man das gerade der von Hjelmslev (vgl. III 4.2) bedeuteten *phonematischen Kenntnis*. Deren Auswirkungen sind so offenkundig, daß auch ein so strenger Objektivist wie Harris – nach dem die erste Segmentierung eines Lautkontinuums nur willkürlich erfolgte<sup>199</sup> – die ‚empirische Tatsache‘ feststellen muß, ‚daß ein sprechendes Individuum eine bestimmte Anzahl Lautklassen kennt.‘<sup>200</sup>

2.2 Diese „empirische Tatsache“ findet ihre tiefere Erklärung in der Phänomenologie. So lehrt Husserl, daß ‚ein einzelner Gegenstand nicht allein etwas Einzelnes ist, sondern auch wesentliche Prädikate aufweist.‘ Und interessant ist weiter, daß Husserl dazu das Beispiel des Tones bringt: „So hat z. B. jeder Ton an und für sich ein Wesen und zu oberst das allgemeine Wesen Ton überhaupt oder

---

<sup>196</sup> E. W. Scripture, *The nature of speech*, in: *Proceedings L.*, S. 209-219 (S. 218).

<sup>197</sup> D. Jones, *The Phoneme*, S. 1.

<sup>198</sup> D. Jones, *The Phoneme*, S. 2-3.

<sup>199</sup> Z. S. Harris, *Methods*, S. 25.

<sup>200</sup> Z. S. Harris, *Methods*, S. 31, Anm. 4.

vielmehr Akustisches überhaupt – rein verstanden als das aus dem individuellen Ton (einzeln, oder durch Vergleichung mit anderen als „Gemeinsames“) herauszuschauende Moment.“<sup>201</sup> Wenn man *Ton* nun durch *Sprachlaut* ersetzt, dann wird die Intuition sein Wesen als solches wohl auch erfassen, d. h., seine sprachliche Funktion, seinen Zweck als festen Bestandteil eines Zeichens, da der Zweck gerade dem Wesen zugehört.

Aber das Wesen des Sprachlautes wird schon bei seiner bloßen Wahrnehmung und Erkenntnis als solchen unmittelbar einsichtig, weil dabei bereits eine „implizite“ Prädikatisierung erfolgt, die auf einer „vorprädikativen Erfahrung“ beruht.<sup>202</sup> Denn die Erkenntnis und die Benennung von etwas als [a] oder [o] setzt die Erkenntnis von dessen Wesen voraus, d. h. deren Funktionieren als unterscheidende Einheiten im Sprechen. Und die „vorprädikative Erfahrung“ stimmt in diesem Fall, wie das Hjelmslev gesehen hat, mit der Vorkenntnis der „langue“ [einer *langue*], besser gesagt mit der eigenen Sprechererfahrung des Linguisten überein. In der Phonetik ist nämlich ebenso wie in anderen Humanwissenschaften zu bedenken, daß „der Mensch durch sein Selbstbewußtsein ein Gegenstand eines jeder Wissenschaft vorausgehenden Wissens wird.“<sup>203</sup>

2.3 Die vor der wissenschaftlichen Untersuchung des Sprechens bewußte „Sprache“ kann nun dieselbe sein, die im untersuchten Sprechen „greifbar“ wird, braucht es aber nicht zu sein. Daher stimmt auch Harris' Beobachtung (obwohl nur für den empirischen *Tatbestand*), nach der eine Unterscheidung der Varianten in einer fremden Sprache leichter sei als in der eigenen<sup>204</sup> [wenn diese Varianten phonematischen Unterschieden in der eigenen Sprache entsprechen].<sup>205</sup> Und all das geht zusammen mit einer „psychischen Existenz“ des Phonems, die – unabhängig von dessen Definition

---

<sup>201</sup> E. Husserl, *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie* I, Den Haag 1950, S. 13.

<sup>202</sup> Vgl. A. de Waelhens, *Phénoménologie et vérité*, Paris 1953, S. 4–5.

<sup>203</sup> H.-J. Pos, *Phénoménologie et linguistique*, S. 356.

<sup>204</sup> Z. S. Harris, *Methods*, S. 30, Anm. 3.

<sup>205</sup> „Some sub-units which the native does not recognize, the foreigner may notice simply because they happen to correspond with sound units of his own“ (K. L. Pike, *Phonemics*, S. 57).



als sprachlicher „Form“ – übereinstimmend von Trubetzkoy,<sup>206</sup> Sapir<sup>207</sup> und Pike<sup>208</sup> bedeutet wird.

2.4 Natürlich fällt die Vorauskenntnis nicht mit der wissenschaftlichen Kenntnis zusammen und könnte diese auch nicht ersetzen. Letztere wiederum wird zwar die vorgegebenen Daten korrigieren, modifizieren und sogar ablehnen können, doch bleibt in jedem Falle die Vorauskenntnis Ausgangspunkt der Beobachtung und unabdingbare Voraussetzung für die Abgrenzung des Gegenstandes. Bei der Phonetik nun nimmt die wissenschaftliche Erkenntnis einen ganz anderen Weg: das Vorwissen liefert ihr zwar nur eine beschränkte Anzahl Formen, doch in den von ihnen markierten Bereichen und auf sie bezogen untersucht der Phonetiker unendlich viele und als solche unerschöpfliche Tatbestände.<sup>209</sup> Und daher wird bei der Betonung dieses Teils der Phonetikerarbeit oft das vergessen, was eigentlich die Voraussetzung dazu bildet und was gerade Phonetik und Phonologie unauflöslich aneinanderbindet.

In einer Rückkehr zu Hjelmslevs Ausführungen (vgl. III 4.2) also müßten wir sagen, daß der Phonetiker seine Aufgabe der Interpretation einer „Mitteilung“ nur wahrnehmen kann, weil er den „Kode“ bzw. verschiedene Kodes *bereits kennt*. Anders nämlich könnte er die „Mitteilung“ nicht einmal als solche identifizieren.

*Die Phonetik ist von der Phonologie also untrennbar, insofern a. die Substanz allein als formierte, durch eine Form organisierte Substanz erkannt wird und b. die erste Erkenntnis ihrer Einheiten sich mit Notwendigkeit auf die „Vorkenntnis“ eines phonematischen Systems gründen muß.*

2.5 All dies nun bestätigt zwar einen hjelmslevschen Gesichtspunkt, bedeutet aber keineswegs die völlige Annahme seiner Position, zumal – so meinen wir – die *langue*, ebenso wie die *parole* nur aus der *langue* erkannt wird, auch nur aus eben der *parole* er-

---

<sup>206</sup> „Die Phonetik befaßt sich mit dem, was beim Sprechen einer Sprache wirklich ausgesprochen wird, die Phonologie aber mit dem, was man auszusprechen meint“ (N. S. Trubetzkoy, *La phonologie actuelle*, S. 232).

<sup>207</sup> Vgl. E. Sapir, *La réalité psychologique des phonèmes*, in: *Psychologie du langage* (s. Anm. 122), S. 160-74. Ferner: E. Sapir, *Language*, S. 56-58.

<sup>208</sup> „The sounds of a language are automatically and unconsciously organized by the native into structural units which we call PHONEMES“ (K. L. Pike, *Phonemics*, S. 57).

<sup>209</sup> Vgl. V. Brøndal, *Sound and Phoneme*, S. 44.

kannt werden kann. Denn das hier zuerst zu Bedenkende ist, daß die phänomenische Wirklichkeit der Sprache eine Tätigkeit darstellt, auf die über eine Abstrahierung die Konzepte *Norm* und *funktionelles System* aufbauen. Und das zweite wäre, daß wir schon bei der Betrachtung der Sprachtätigkeit in ihrer phänomenischen Wirklichkeit darüber mehr wissen als nur das von der schlichten Beobachtung Vermittelte, d. h., wir kennen deren Normalität und Funktionalität und erfassen sie ebenso auch als Form, da *die Sprache Ausführung und Form zugleich ist*.<sup>210</sup> Denn zwischen *langue* und *parole* besteht nicht die Beziehung der Dependenz, sondern der Interdependenz.<sup>211</sup> Daher auch unterscheiden sich die Laute im Lautkontinuum nur dank einer Phonemkenntnis, und andererseits erfahren die Phoneme eine lautliche (artikulatorisch und akustisch bestimmte) Definition. Denn bei Annahme der Sprachwissenschaft als Wissenschaft zugleich in Natur und Geist vorhandener Dinge muß auch angenommen werden, daß sie nicht einen der beiden Standpunkte als ausschließlichen bezieht, sondern beide zugleich vertritt (und dabei nur das Gleichgewicht unter ihnen variiert). Und deshalb nun sind Phonetik und Phonologie beide als zwar autonome, doch nicht unabhängige sprachwissenschaftliche Disziplinen begründet.

3. Unsere Ausführungen mögen für eine Klärung und Unterstreichung des sprachwissenschaftlichen Charakters wie der engen Verbindung mit der Phonologie bei jeder Phonetik hinreichen, die sich als Wissenschaft der „parole“ darstellt. Doch ist damit nicht gemeint, jegliche nur mögliche Phonetik auch gleich als Sprachwissenschaft und mit der Phonologie vereint darzustellen.

Neben der als *Sprachlautwissenschaft* bestehenden Phonetik nämlich kann es eine solche geben, in der die Voraus-Intuition auf einer niedrigeren Abstraktionsstufe bleibt: auf der Ebene der *akustischen Formen* im allgemeinen und unabhängig von deren sprachlicher Funktion (vgl. 2.2). Um des Zusammenhanges mit ihren Grundlagen und der Unabhängigkeit von der Phonologie willen dürfte eine solche Phonetik keinen Bezug auf das Sprachliche nehmen und müßte sich als allgemeines Studium der Stimmlaute verstehen (vgl. III 1.2). Nur z. T. aber kommt ihr die sog. „experimentelle Phonetik“ nahe, als Untersuchung *konkreter Laute*, die nicht in „Typen“, in *sounds of language*<sup>212</sup> organisiert sind, weil in ihr schon das Kriterium

<sup>210</sup> Vgl. J. Lohmann, *Karl Bühlers „drittes Axiom“*, S. 5.

<sup>211</sup> Vgl. Ch. Bally, *Linguistique générale et linguistique française*, Bern 1950<sup>3</sup>, S. 83; Saussure, *CLG*, S. 37; oben *System, Norm und Rede II 3.3*.

<sup>212</sup> Vgl. D. Jones, *Concrete and Abstract Sounds*, Gent 1939, S. 6.

sprachlicher Selektion da ist, d. h., es werden hier bestimmten Phonemen *irgendeiner Sprache* zugeordnete Laute studiert. Dagegen entspricht der bedeuteten Prämisse zumindest intentionell K. L. Pikes Phonetik, die ohne Bezug auf die *phonemics* bleiben müßte und sich verstände als „technic of description which could deal with *all* nonsense sounds and syllables as well as with those of language.“<sup>213</sup>

Pikes Gedanke ist nicht neu. Denn eine solche Phonetik (die ‚frei wäre von Abstraktionen wie *Sprachlaut*, *Silbe* usw.‘) forderte Scripture schon 1930.<sup>214</sup> Zudem verwendet Pike seinen Grundsatz nicht absolut kohärent, zumal er eine gewisse Formalisierung zuläßt und oft wie von „Sprachlauten“ redet. Doch was er will, ist das Studium aller möglichen Laute, weil einige der scheinbar „nicht-sprachlichen Laute“ in bestimmten weniger bekannten Sprachen mit Phonemwert auftreten könnten.<sup>215</sup> Aber daß gewisse Laute in einigen Sprachen nicht funktionell (also Allophone zu Phonemen) sind, in anderen dagegen schon, bedeutet noch nicht, daß man alle Laute auch studieren müsse. Denn wenn die rein physikalische Wissenschaft von den „Stimmgeräuschen“ kohärent sein will, dann darf sie auch keine sprachwissenschaftlichen Argumente benutzen. D. h., wenn sie das Kriterium verwirft, ‚die Laute nur darum zu studieren, weil sie in bestimmten Sprachen Phoneme darstellen‘, dann kann sie nicht zugleich das Studium anderer Laute fordern, ‚weil diese *auch* Phoneme in anderen Sprachen darzustellen vermögen.‘ So wird nicht klar, wie eine derartige Phonetik als „Vorstudium“ zur „Phonemik“ fungieren könnte, vor allem auch, wenn man bedenkt, daß die Zahl der „studierbaren“ Laute notwendigerweise unendlich sein müßte.

Immerhin aber ist eine völlig kohärente Phonetik von der Art schon möglich. Und allein sie wäre in jeder Hinsicht von der Phonologie unabhängig, wäre aber auch keine Sprachwissenschaft mehr (denn ihr Gegenstand würde nicht einmal die „physikalische Seite“ der Sprache sein), und ihre Berechtigung wäre eher in der Physik und der Physiologie zu suchen. Ihre Beziehung zur Sprachwissenschaft endlich wäre bloß die einer Nebenwissenschaft mit kaum größerem Belang als etwa dem der Hirn- oder Gehörphysiologie.

---

<sup>213</sup> K. L. Pike, *Phonetics*, Vorwort von Ch. C. Fries, S. V. – Vgl. ferner einige der „15 Lautwissenschaften“, die J. van Ginneken in *Proceedings L.*, S. 2-3, aufzählt.

<sup>214</sup> Vgl. J. Laziczius, *Die Scheidung*, S. 15; *Phonétique et phonologie*, S. 297.

<sup>215</sup> K. L. Pike, *Phonetics*, S. 37.

## V. „FORM“ UND „SUBSTANZ“ IN HJELMSLEVS THEORIE

1. Das Grundproblem bei der Konstituierung der Phonetik als Sprachwissenschaft – die eingängliche Erkennung und Abgrenzung ihrer „substantiellen“ Einheiten, d. h. die Erstellung ihres Gegenstandes – kann, wie gesehen, kohärent nur von einer hjelmslevschen Position aus (vgl. III 4.2, 4) gestellt und gelöst werden. Ebenso setzt das Grundproblem der Phonologie – gleichfalls die Konstituierung ihres Gegenstandes, also die Identifizierung ihrer „formalen“ Einheiten – ein Verhältnis zur hjelmslevschen Zweiteilung „Form“ und „Substanz“ voraus. Mit anderen Worten ist das Problem der Beziehungen von Phonetik und Phonologie gleich dem der Beziehungen von „Substanz“ und „Form“, das so eben Hjelmlev gestellt hat. Daher auch schließt jegliche vorgeschlagene Lösung eine Stellungnahme zu Hjelmlevs Position sowie eine Diskussion seiner Theorien ein.

2. Diese kritische Haltung, die wir hier in bezug auf ein spezifisches Problem einnehmen wollen, bei dem wir vor allem von *Omkring Sprogteoriens Grundlaeggelse*<sup>216</sup> ausgehen und das eine unmittelbare Auseinandersetzung mit den Grundlagen der Glossematik erfordert, entfernt sich ausdrücklich von jenen aus Unverständnis oder Mißtrauen negativen Stellungnahmen, die zuweilen vor allem außerhalb, aber auch innerhalb des Strukturalismus zu Hjelmlev laut werden. Denn wir sind davon überzeugt, daß die Glossematik in der Geschichte der Sprachwissenschaft einen entscheidenden Moment darstellt, der weder übergangen noch als bloße „Abweichung“ vom eigentlichen Weg der Sprachwissenschaft betrachtet werden kann, weil sie nämlich – und das trotz Hjelmlevs eigener Aussage<sup>217</sup> – eine bis auf den Begründer der allgemeinen Sprachwissenschaft, W. von Humboldt, zurückführbare Tradition wiederaufgreift und fortführt. Ebenso sind wir der Ansicht, daß die Glossematik nicht als „philosophische“ bzw. „logische“ Theorie ohne Bezug auf die sog. „Sprachtatbestände“ – wie oft behauptet – gelten darf, sondern so aufgefaßt werden muß, wie sie sich darstellt, als eine *sprachliche Theorie der Sprache*. So scheint uns auch, daß Hjelmlev hier nur mit Humboldt verglichen werden kann, der ja die Kunst entdeckt hatte, „die Sprache als ein Vehicel zu gebrauchen, um das Höchste und Tiefste und die Mannigfältigkeit der ganzen Welt zu durchfahren.“<sup>218</sup> Und

<sup>216</sup> Zitiert nach der engl. Ü. *Prolegomena* (s. Anm. 9).

<sup>217</sup> L. Hjelmlev, *Prolegomena*, S. 3-4.

<sup>218</sup> Vgl. Humboldts berühmten Brief an E. A. Wolf, den H. Nette im Nachwort zu seiner Ausgabe von dessen Werk *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, Darmstadt 1949, auf S. 372 zitiert.

wie Humboldt sieht Hjelmslev die Möglichkeit, alle Probleme der Kultur und des Menschen von der Sprache her zu erfassen, und verwendet auf ein streng sprachliches Gebiet das bei Vico, Husserl und Cassirer ex- oder implizit vorhandene Postulat, nach dem die Theorie der Sprache aller anderen vorausgehe,<sup>219</sup> weil „alle Wissenschaften mit Notwendigkeit einen Sprachinhalt behandeln und sich daher um sie herum organisieren müßten.“<sup>220</sup> Damit wird offenkundig, daß nur Hjelmslevs System der Sprachwissenschaft unter den Wissenschaften vom Menschen jene ihr zustehende zentrale Stellung gewährt und ihr eine Würde zugesteht, die keine andere, die Sprache als auf „etwas anderes“ Rückführbares verstehende Einstellung ihr einräumen könnte, d. h. also auch die Theorie nicht, die sie auf „Kultur“ reduziert, zumal die Sprache nicht bloß ein „Kulturprodukt“, sondern geradezu Bedingung aller Kultur ist.<sup>221</sup>

Schließlich auch sollte man vor terminologischen Schwierigkeiten oder Ausdrücken wie „Sprachalgebra“<sup>222</sup> nicht zurückschrecken, zumal eine solche Anstrengung zur Kohärenz wie die von Hjelmslev – die zugleich auch eine Anstrengung zur Bewältigung aktueller und viel debattierter logischer und psychologischer Theorien ist – eine zumindest gleich große Anstrengung der Interpretation und Bewertung verdient. Daher möchten wir uns hier schon in den Bereich der Glossematik begeben und werden – immer im Hinblick darauf, daß Hjelmslev selbst seine axiomatischen Grundlagen als Hypothese betrachtet<sup>223</sup> – versuchen, – ohne aber eine kohärentere Theorie anzustreben – seine Hypothese in ihrer Stichhaltigkeit beim Problem „Form“ und „Substanz“ zu überprüfen.

3.1 Die Unterscheidung von „Form“ und „Substanz“ in der Sprachwissenschaft stammt weder, wie zuweilen behauptet,<sup>224</sup> von F. de Saussure, noch hat Hjelmslev sie von Saussure übernommen. Saussure ist nur der Gedanke des streng formhaften Charakters der „Sprache“ (vgl. I 1.1) zuzurechnen. Die Unterscheidung als solche aber, und zwar in noch ganz aktuellen Begriffen, steht schon bei Humboldt, der eben *Form* und *Stoff* sondert,<sup>225</sup> und dann bei

---

<sup>219</sup> Vgl. W. M. Urban, *Language and Reality*, London 1939, S. 21.

<sup>220</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 49, 63, 81. Hjelmslevs Position aber zeigt keine Berührungen mit den genannten Philosophen, sondern nur mit dem logischen Positivismus, der die gesamte Philosophie auf die Kritik der wissenschaftlichen Sprache reduziert.

<sup>221</sup> Vgl. J. Dewey, *Logic*, S. 45f.

<sup>222</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 50, 62.

<sup>223</sup> L. Hjelmslev in *AL* 4 (1944), 3, S. Vf.

<sup>224</sup> Vgl. etwa E. Fischer-Jørgensen, *On the Definition*, S. 11.

<sup>225</sup> W. von Humboldt, *Über die Verschiedenheit*, ed. Nette, S. 43-66 (bes. S. 47-49).

H. Steinthal und G. von der Gabelentz, wie Hjeltslev selbst bedeutet.<sup>226</sup>

3.2 Bei Hjeltslev erscheint sie zuerst in seinen *Principes de grammaire générale*, doch das in einer noch anderen Form als der in den *Prolegomena*.<sup>227</sup> Vor allem aber geschieht die Unterscheidung in den *Principes* nicht völlig klar und bestimmt. Denn zuweilen scheint er unter „Substanz“ alles Materielle an der Sprache zu verstehen (und vielleicht auch das Konkrete allgemein, also die „Realisierungstechnik“), sowie unter „Form“ die grammatischen Kategorien.<sup>228</sup> Und in der Tat steht die Grammatik als Theorie der Form der Theorie der Laute gegenüber.<sup>229</sup> An anderen Stellen wieder scheint es, „Form“ stünde „Bedeutung“<sup>230</sup> gegenüber (vgl. Bloomfield, I 1.3) bzw. mit „Form“ sei Humboldts *innere Sprachform* gemeint,<sup>231</sup> weil ihr gerade der „Aspekt“, die grammatischen Verfahren (als äußere Form?), nach einer Differenzierung von A. Sechehaye, gegenübertritt.<sup>232</sup> Jedenfalls aber gilt bei expliziter Behandlung der „Substanz“ nur der lautliche Aspekt (*insgesamt*) als solche, und zwar als nur sprachlich bestimmte Substanz. Denn ein Gegensatz zu Humboldt und anderen Autoren, die als *Stoff* auch die „reinen Begriffe“, also psychische „Substanz“ verste-

---

<sup>226</sup> L. Hjeltslev, *Principes de grammaire générale*, Kopenhagen 1928, 1969<sup>2</sup>, S. 112-13 Anm. 5. Vgl. a. E. Otto, *Stand und Aufgabe*, S. 26f.

<sup>227</sup> Entgegen der offenbaren Meinung von H. Vogt, Rez. zu *OSG* in *AL* 4 (1944), S. 94-98 (S. 95).

<sup>228</sup> „Les catégories grammaticales, voilà la forme: la technique, voilà l'aspect“ (L. Hjeltslev, *Principes*, S. 113). „Mettons en même temps que ce génitif s'exprime dans la langue A par un préfixe x, dans la langue B par un suffixe y. Cela supposé, il serait illégitime de dire que, sur ce point particulier, il y avait différence de la forme entre les deux langues. C'est différence de l'aspect phonique qu'il faut dire. La forme est, au contraire, identique“ (*Principes*, S. 115).

<sup>229</sup> „La grammaire est, en effet, une discipline une, la théorie de la forme tout court. Elle est entièrement différente de la théorie des sons“ (L. Hjeltslev, *Principes*, S. 94).

<sup>230</sup> L. Hjeltslev, *Principes*, S. 91.

<sup>231</sup> W. von Humboldt, *Über die Verschiedenheit*, S. 89-98.

<sup>232</sup> „Deux langues peuvent avoir une même forme, bien que les procédés par lesquels elle s'exprime diffèrent entièrement d'une langue à l'autre“ (L. Hjeltslev, *Principes*, S. 114).



hen,<sup>233</sup> wird durchaus sichtbar. Die „Form“ gehöre *nur zum signifiant* (vgl. Bloomfield) und sei konkret, obgleich sie das „Konventionelle“, das Modifizierbare, nicht umfasse: die Laute.<sup>234</sup> Und die vorgeschlagene linguistische Methode ist die *empirische* und *induktive*.<sup>235</sup>

3.3 Dieser Gegensatz zu Humboldt verschwindet in *Omkring Sprogteoriens Grundlaeggelse* (1943), zwar nicht in einer „Rückkehr“ zu ihm, aber doch in einer Annahme all jener Punkte, an denen Humboldts Thesen in Saussures Lehre wiederkehren. Daher spräche man besser von einer „Rückkehr zu Saussure“, zumal Hjelmslev auch Sechhayes System aufgibt, um sich nur an den *Cours* zu halten.

In *OSG* wird dann der „Empirismus“ als Prinzip noch aufrechterhalten, jedoch in einem sehr speziellen Sinne, zumal die hier vertretene Methode die *deduktive* ist.<sup>236</sup> Das Konzept „Form“ wird hier auch beidseitig über die grammatischen Kategorien ausgedehnt, d. h. auf den „Ausdruck“ und die „Bedeutung“.<sup>237</sup> Das der „Substanz“, welches alles sowohl auf der Ebene des Lautlichen (bzw. des Ausdrucks im allgemeinen) wie auf der des Begrifflichen von der Sprache Ausgebildete umfaßt,<sup>238</sup> stimmt völlig mit dem Begriff

---

<sup>233</sup> „Mais, d'autre part, le „Stoff“ n'est pas identique à l'aspect phonique; ce terme désigne plutôt l'ensemble des matériaux dont dispose le sujet parlant: non seulement les phonèmes, mais aussi les concepts purs... Il y a donc ici une différence qui importe: le „Stoff“ renferme, chez ces auteurs, une partie qui, selon nous, n'est pas d'ordre linguistique, mais d'ordre psychologique“ (L. Hjelmslev, *Principes*, S. 113 Anm. 5).

<sup>234</sup> „On comprendra donc par forme: tout ce qui, dans le signe, est directement tangible à l'exclusion de tout ce qui y est conventionnel“... „La forme fait donc partie du signifiant, et non du signifié“ (L. Hjelmslev, *Principes*, S. 116).

<sup>235</sup> „S'il existe en réalité une science indépendante qui s'occupe des faits du langage, la seule méthode admissible de cette science doit être la méthode empirique. Les catégories qui constituent le système de cette science doivent s'établir selon une méthode inductive“ (L. Hjelmslev, *Principes*, S. 39).

<sup>236</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 6-7.

<sup>237</sup> Bei HUMBOLDT heißt es ausdrücklich, daß „unter Form der Sprache... nicht bloß die sogenannte grammatische Form verstanden wird“ (*Über die Verschiedenheit*, S. 47-48) und daß die „Form“ auch auf der Lautebene da ist: „gleich mit dem Alphabete beginnt die Erforschung der Form einer Sprache“ (*Ibidem*, S. 48-49).

<sup>238</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 31f.

*Stoff* bei Humboldt überein,<sup>239</sup> obwohl es durch ausschließlich saussuresche Termini und Grundlagen dargestellt erscheint.<sup>240</sup> Zugleich wird die saussuresche Unterscheidung von „Gedankenebene“ und „Lautebene“<sup>241</sup> (die genau der von *signifié* und *signifiant* entspricht)<sup>242</sup> in allgemeineren Begriffen neudefiniert: als Unterscheidung von *Inhalts-* und *Ausdrucksebene*.<sup>243</sup> Und hier ergibt sich sowohl gegenüber Humboldt wie Saussure eine bedeutsame Neuerung: statt einer einzigen „Form“ unter zwei „Substanzen“<sup>244</sup> werden jetzt zwei „Formen“ unterschieden, die den zwei „Substanzen“ (und damit den beiden Ebenen) zukommen, die *Form des Inhalts* und die *Form des Ausdrucks*,<sup>245</sup> und im übrigen untrennbar sind. Hinzutritt das saussuresche Axiom: „die Sprache ist eine Form, keine Substanz“,<sup>246</sup> weswegen *beide* „Substanzen“ (die *Substanz des Inhalts* und die *Substanz des Ausdrucks*) als außersprachlich betrachtet werden.<sup>247</sup> D. h., es gibt keine „sprachliche“ und keine „psychische Substanz“ mehr, wie noch in den *Principes*: die Sprache ist einfach Form.<sup>248</sup> Andererseits erfährt Saussures Behauptung, „das an der Sprache Wesentliche ist dem Lautcharakter des sprachlichen Zeichens fremd“,<sup>249</sup> eine solche Entwicklung, daß die Laut„substanz“ nicht allein mehr „sprachlich“ ist, sondern gleichgültig wird. Denn die sprachlichen Formen könnten auch in anderen „Substanzen“ zum Ausdruck kommen,<sup>250</sup> z. B. in der Schrift.<sup>251</sup>

<sup>239</sup> „Der wirkliche Stoff der Sprache ist auf der einen Seite der Laut überhaupt, auf der andren die Gesamtheit der sinnlichen Eindrücke und selbsttätigen Geistesbewegungen, welche der Bildung des Begriffs mit Hilfe der Sprache vorausgehen“ (W. von Humboldt, *Über die Verschiedenheit*, S. 48).

<sup>240</sup> An diesem Punkt, und gewiß nicht rein zufällig, stimmt SAUSSURE mit HUMBOLDT überein. Vgl. CLG, S. 155-57.

<sup>241</sup> Vgl. CLG, S. 156.

<sup>242</sup> Vgl. CLG, S. 97f.

<sup>243</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 37.

<sup>244</sup> Vgl. CLG, S. 157.

<sup>245</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 32-35.

<sup>246</sup> CLG, S. 157 u. 169.

<sup>247</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 48-49 u. 66.

<sup>248</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 49.

<sup>249</sup> CLG, S. 21.

<sup>250</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 62.

<sup>251</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 66. Vgl. H. J. Uldall, *Speech and Writing*, in *AL* 4 (1944), S. 11-16.

*Form* und *Substanz* werden dann als das Konstante bzw. das Variable in einer Äußerung gewertet.<sup>252</sup> Daher muß die Untersuchung der sprachlichen Form, da die Sprache die Substanz willkürlich ausbildet, von der Substanz unabhängig<sup>253</sup> und, da die Substanz variabel ist, auch ohne Bezug auf eine bestimmte Substanz, wie z. B. die lautliche,<sup>254</sup> vor sich gehen.

3.4 Ganz deutlich bleibt in den vorhergehenden Sätzen sehr wenig von Humboldt, von jenem Humboldt, dessen Grundhaltung ganz in seinem berühmten Satz „Sie selbst [die Sprache] ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia)“ zum Ausdruck kommt.<sup>255</sup> Denn Hjelmslevs Sprache ist eine platonische Wesenheit, die sich in bestimmten Substanzen und Vorgängen nur „manifestiert“, also als reine Möglichkeit zu verstehen ist.<sup>256</sup> Dabei ist symptomatisch, daß Hjelmslev trotz seines offenbaren Ausgehens von der *natürlichen Sprache* nicht einmal versucht, eine angemessene Definition von der *langue* zu geben, die auf dieser Sprache aufbaut. Im Gegenteil *nennt er* „Sprache“ schließlich jede Wesenheit, die einer deduktiv über eine geringe Anzahl Postulate erreichten Definition entspricht.<sup>257</sup> „Die“ Sprache ist „eine“ Sprache geworden, und daher ist auch nicht verwunderlich, daß hier Hjelmslevs Theorie und der logische Positivismus zusammentreffen.<sup>258</sup> Und für unsere Zwecke ist der ausdrückliche Hinweis darauf, daß die Stellen eines „Bruches“, eines Überganges von der sprachlichen Sprache zu anderen „Sprachen“ genau dort liegen, wo der Satz „die Sprache ist eine Form, *keine* Substanz“ angenommen und die Substanz für gleichgültig erklärt wird. Diese beiden Postulate sind zudem interdependent, zumal da, wenn die „Form“ das in einer Äußerung konstant Bleibende ist und die „Substanz“ dazu noch bliebe, diese mit Notwendigkeit formalisiert werden müßte.

4.1 Bevor Hjelmslev seine *Grundlaeggelse* verfaßt, verwendet er bereits die seiner Lehre entsprechende Methode dazu, um einige phonologische

---

<sup>252</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 68.

<sup>253</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 49.

<sup>254</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 65f.

<sup>255</sup> W. von Humboldt, *Über die Verschiedenheit*, S. 44.

<sup>256</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 68.

<sup>257</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 67-68.

<sup>258</sup> Vgl. R. Carnap, *The Logical Syntax of Language*, London 1937, S. XV u. 3.

Konzepte in laut-, „substanz“-unabhängigen Begriffen neu zu fassen (vgl. III 4.2). Auf dem Londoner Phonetikerkongreß (1935) stellt er nämlich, wie bereits erwähnt, die Grundzüge einer Phonematik (Kenematik) dar, die Phoneme (Keneme) „mit ausschließlich sprachlichen Kriterien, d. h. aus ihrer Funktion in der Sprache heraus“ definieren soll, und er definiert dabei die Begriffe *Vokal* und *Konsonant* als ‚zentrales Element‘ bzw. als ‚marginale Element‘ in einer Phonemverbindung, wobei die ‚zentralen Elemente‘ immer an sich schon Wörter bilden können.<sup>259</sup> Außerdem unterscheidet er beim Phonem (Kenem): den *Inhalt* (die ‚funktionelle Bestimmung in der Phonem-ökonomie der Sprache‘), die *Form* (die Stellung im Phonemsystem) und den *Ausdruck* (die „Materialisierung“ in den konkreten Sprechakten),<sup>260</sup> und bedeutet dabei, daß nur Inhalt und Form für deren Definition in Frage kommen. Auf dem Genter Kongreß (1938) trägt er dann seine Definition der Silbe (die er in London in bezug auf ein vokalisches Element definierte)<sup>261</sup> als ‚Ausdrucks-kette mit nur einem Akzent‘<sup>262</sup> vor. Der dabei aufrechterhaltene Grundsatz ist der, daß alle „Materialisierung“ in einer bestimmten „Substanz“ von der Sprache her gesehen gleichgültig wird.<sup>263</sup>

4.2 Die hier erwähnten Definitionen, die als Konventionen für die Sprachbeschreibung noch angängig wären (zumal die Beschreibung, wenn sie nicht zugleich Bewertung und Interpretation darstellt, im wesentlichen konventionell, praktisch, lehrhaft und ohne theoretischen Wert ist), haben den Nachteil, daß sie sich zwar auf allgemeine Begriffe beziehen wollen, obwohl sie sich aus ganz bestimmten sprachlichen Situationen ableiten. Daher ist das hier „Definierte“ nicht *der Vokal, der Konsonant* und *die Silbe im allgemeinen*, sondern nur deren Position in bestimmten Systemen. So etwa weist Trubetzkoy<sup>264</sup> darauf hin, daß nach Hjelmslevs Definition

<sup>259</sup> L. Hjelmslev, *On the principles* (s. Anm. 184), S. 49 u. 52. Später (in *Accent, intonation, quantité*, in *Studi Baltici* 6 (1937), S. 27) fügt er der Definition hinzu: ‚bzw. die in einer Silbe dieselben Kombinationen wie diese Keneme zulassen.‘ Vgl. N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 83.

<sup>260</sup> L. Hjelmslev, *On the principles*, S. 50.

<sup>261</sup> L. Hjelmslev, *On the principles*, S. 52.

<sup>262</sup> L. Hjelmslev, *The Syllable*, S. 266.

<sup>263</sup> „Phonematics must consider the phonemes as elements of the language system, without regard to the particular way in which they are symbolized. They may be symbolized by means of sounds, but they may be symbolized quite as well by several other means, e. g. by means of letters, or any other signals adopted by two or more individuals. There is no necessary connexion between sounds and language“ (L. Hjelmslev, *On the principles*, S. 51). „The syllable is not necessarily of phonetic nature. In any linguistic expression, i. e., in any pattern of sounds, of writing, of gestures, of signals, etc., syllables may be present or not, according to the structure of the expression observed“ (L. Hjelmslev, *The Syllable*, S. 266). Interessant wäre zu erfahren, wie Schreibsilben *aufgrund des Akzentes* definiert werden können.

<sup>264</sup> N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 83.

kurzes *a*, *e*, *i*, *u*, *ü* im Deutschen als Konsonanten und Laute wie *š*, *s*, *ts*, *rr* in solchen Sprachen als Vokale gelten müßten, die sie als Wörter (Interjektionen) verwenden.<sup>265</sup> Doch hält Hjelmslev auch an jenem anderen Prinzip fest, daß nicht die Definitionen den Begriffen, sondern umgekehrt die Begriffe den Definitionen anzupassen seien (vgl. 3.4). Wenn also *h*, weil es in einer Sprache immer nur in der Anfangsstellung vorkommt, nicht der Definition des Konsonanten entspricht, dann ist es *kein* Konsonant, sondern eine *Prosodie*.<sup>266</sup> Und wenn eine Sprache wie das Französische [bzw. jede andere mit festgelegtem Akzent wie das Ungarische, das Tschechische, das Slovakische, das Lettische, das Türkische] keinen phonologisch relevanten Akzent hat, dann kenne sie auch keine Silben. Und soweit die Begriffe Vokal und Konsonant von der Definition der Silbe abhängen, werden sie in der Sprache nicht mehr definierbar.<sup>267</sup> Aber eindeutig geht es hier nicht darum, was die „Silbe“ ist, sondern nur um eine Bedeutungsbestimmung, nämlich darum, was man „Silbe“ zu *nennen* übereinkommt.

4.3 Die von Hjelmslev zur Identifizierung und Definition der phonematischen (kenematischen) Einheiten vorgeschlagenen Methoden beruhen auf den Begriffen *Funktion* und *Form* (vgl. 4.1). Die „formale“ Definition besteht in der Bestimmung der Position (*Distribution*) aller Einheiten im System<sup>268</sup> (vgl. Bloomfield), und sie bietet auch keine Schwierigkeiten, zumal sie sich auf eine einfache

---

<sup>265</sup> Doch wird die Sache nicht so ernst und kompliziert, wie es den Anschein hat: es liegt hier ein rein terminologisches Problem vor und eine Verwechslung des phonetischen (artikulatorischen) Gesichtspunktes mit dem phonologischen (der Fähigkeit, in bestimmten Sprachen den Silbenkern zu bilden). Denn bei Verwendung von *Vokal* und „*Engelaut*“ für die phonetischen, sowie *Sonant* und *Konsonant* für die phonologischen Begriffe, löst sich die Verwirrung auf. Normalerweise nämlich sind die *Vokale* auch *Sonanten* und die *Engelaute* ebenso *Konsonanten*; zuweilen aber kann ein *Vokal* auch ein *Konsonant* sein (wie etwa *i* und *u* in den span. Diphthongen), und eine *Konstriktive* kann ein *Sonant* werden, wie *s* in den Interjektionen *st!* und *pst!*, *r* im kroat. *rt!* *krst!* und *l*, *m*, *n* in anderen Sprachen. Vgl. V. Pisani, *Glottologia indeuropea*, Turin 1949<sup>2</sup>, S. 1, wo „Konsonant“ auch für das hier „Konstriktive“ Genannte verwendet wird.

<sup>266</sup> L. Hjelmslev, *On the principles*, S. 53. Vgl. entsprechend H. J. Uldall, *The phonematics of Danish*, in *Proceedings L.*, S. 54-57 (S. 54) über das *h* im Dänischen.

<sup>267</sup> „It follows from the definition that there are languages which have no syllables. A language without accents will be a language without syllables. French is an example of such a language. In most of these languages without syllables the vowel and the consonant cannot be determined either“ (L. Hjelmslev, *The Syllable*, S. 270).

<sup>268</sup> L. Hjelmslev, *On the principles*, S. 52-53.

statistische Operation beschränkt, wenn die sog. *Vorphoneme* erst identifiziert sind.<sup>269</sup> Komplexer ist dagegen die Identifizierung. Denn sie müßte durch die *Kommutationsprobe*<sup>270</sup> geschehen, die in der Ersetzung eines Elementes innerhalb einer Verbindung durch ein anderes und der Feststellung besteht, ob dadurch eine „Inhalts“veränderung eintritt oder nicht (vgl. 3.3). Eine derartige Probe ist möglich durch die *Solidarität* zwischen „Ausdrucksebene“ und „Inhaltsebene“,<sup>271</sup> d. h. die in der Phonologie sog. *distinktive Funktion* der Phoneme. Und zwei Segmente gehören dann zu verschiedenen Einheiten, wenn sich bei der Ersetzung des einen durch das andere eine Bedeutungsveränderung ergibt. In *OSG* fügt Hjelmslev dann in einer Kritik an Jones (der bei der Identifizierung von /h/ und /η/ auf die „Substanz“ zurückgreift, weil hier nicht-kommutierbare Elemente vorlägen)<sup>272</sup> hinzu, daß alle Kommutation nur unter den Gliedern desselben Paradigmas erfolgen dürfe,<sup>273</sup> also z. B. nur unter Anlaut- bzw. Auslautelementen. In jedem Falle aber müsse die Probe ohne Bezug auf die „Substanz“<sup>274</sup> vor sich gehen, in der das Phonem (Kenem) sich „manifestiert“. Und gerade hier ergeben sich die größten Schwierigkeiten.

5.1 Diese Schwierigkeiten ergeben sich zunächst daraus, daß bei Hjelmslev selbst kein homogener und unmißverständlicher Begriff „Substanz“ da ist. Denn einerseits heißt es, die „Substanz“ sei etwas an sich Unerkennbares, das „nur durch seine Eigenschaft als Sub-

<sup>269</sup> Bei ihnen handelt es sich keinesfalls schon um *Phoneme*, weil die Distribution einige darunter als *Prosodien* erweisen könnte.

<sup>270</sup> L. Hjelmslev, *On the principles*, S. 51; *The Syllable*, S. 267; *Prolegomena*, S. 46-47 (hier heißt die Operation *Kommutation*, wenn sie in einem *Paradigma* geschieht, und *Permutation*, wenn sie in einer *Kette* erfolgt).

<sup>271</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 38. Vgl. die 1. und 2. „Regel“ bei N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 42-44.

<sup>272</sup> Vgl. D. Jones, *The Phoneme*, S. 10 u. 14-15. Vgl. die 3. „Regel“ bei N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 44-46.

<sup>273</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 40 u. 46-47.

<sup>274</sup> Zu beachten ist jedoch, wie HJELMSLEV die „Substanz“ nur aus der Sprachwissenschaft im engeren Sinne (Glossematik = *Metasemiotik*) entfernt, deren Untersuchung aber in einer weiteren „Sprachwissenschaft“ wieder einführt: in der *Metasemiotologie* (*Prolegomena*, S. 79). Ebenso werden in Semiotiken höherer Ordnung andere Elemente wieder eingesetzt, die aus der *Objekts-Semiotik* (= *langue*) eliminiert wurden, weil sie nicht zu deren Schema gehörten (*Prolegomena*, S. 81).



stanz einer Form existiere“<sup>275</sup> und andererseits wird die „Substanz“ als „das in einer Äußerung Variable“<sup>276</sup> definiert. Doch sind diese beiden Konzepte keinesfalls deckungsgleich. In ihrem ersten Sinne hat die „Substanz“ keinerlei von der Form unabhängige Existenz;<sup>277</sup> ,ontologisch ist sie ein metaphysischer Begriff“<sup>278</sup>, *ist sie nicht*: sie bleibt die Materie an sich, das plotinische „Nicht-Sein“. In der zweiten Bedeutung aber kann die „Substanz“ als das ‚von einer Form Geformte‘ auch eine „Form“ sein, die eine andere „Form“ höherer Ordnung manifestiert. Und in dieser Bedeutung nun verwendet Hjelmslev seinen Terminus, wenn er von „Substanzformen“<sup>279</sup> spricht, von ‚unmittelbar der Sinneswahrnehmung zugänglicher Substanz‘<sup>280</sup> (= akustisch geformter Substanz, akustischer Form), bzw. wenn er als ‚ein sprachliches Schema darstellende Substanz‘ den *Sprachgebrauch* definiert,<sup>281</sup> der für ihn mit der „langue“ (dem System) der Phonologen übereinstimmt.<sup>282</sup> Hjelmslev bemerkt dann auch selbst, daß alles, was von der „sprachlichen Form“ her „Substanz“ sei, von woandersher „Form“ sein könne.<sup>283</sup>

In einem Seienden nämlich (also etwas, das *ist*) „manifestiert“ sich keine einzige Form, sondern eine ganze Reihe von Formen, die den jeweils nacheinander vorgenommenen Formalisierungen entsprechen. Und in einer Erweiterung und Modifizierung eines Schemas, das E. Dieth<sup>284</sup> zu anderen Zwecken aufstellt, könnten wir für die Einheiten des sprachlichen Ausdrucks die folgende Abstufung erreichen (vgl. die Abb. auf S. 166):

Unter den im Schema erscheinenden Elementen ist nun allein das erste eigentliche „Substanz“; und das letzte, das Kenem, ist reine „Form“ und unabhängig von der „Substanz“, als es sich in einem Phonem, aber auch in anderer geformter Substanz vom selben Grade (z. B. in einem Graphem) darstellen kann. Alle Zwischenelemente

<sup>275</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 32.

<sup>276</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 68.

<sup>277</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 31.

<sup>278</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 51.

<sup>279</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 62.

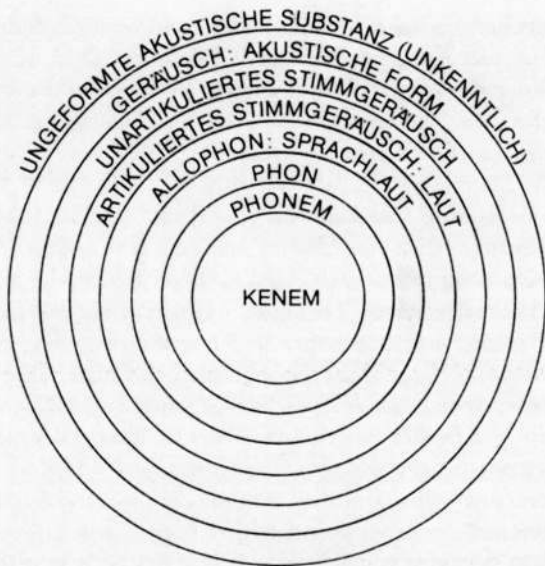
<sup>280</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 61.

<sup>281</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 68.

<sup>282</sup> Vgl. L. Hjelmslev, *On the principles*, S. 51.

<sup>283</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 51.

<sup>284</sup> E. Dieth, *Vademekum*, S. 353.



aber sind „Formen“ und „Substanzen“ zugleich: „Formen“ vom geringerstufigen Element her, in denen sie sich „manifestieren“; „Substanzen“ von der höchststufigen Form her, die sie „manifestieren“. Welche dieser „Substanzen“ aber will Hjelmslev nun in der Sprachwissenschaft vernachlässigt sehen? Zunächst scheint seine Antwort so zu lauten: die „ungeformte Substanz“<sup>285</sup> (also jene Substanz, die alle wegen ihrer Unkenntlichkeit übergehen und die als solche nicht einmal in der Metasemiologie beschreibbar wäre). Aber dann ist seine implizite Antwort: alle Substanzen bis auf das Kenem, die reine Form.<sup>286</sup> Doch kann diese Form anders als in einer „Substanz“ (= einer geringeren Form) verkörpert erkannt werden? Denn Platon und Plotin lehren, daß die höchste, die vollkommen reine Form selbst „ohne Form“ bleibt.

5.2 Nicht viel besser ergeht es uns, wenn wir uns auf die Ebene der „Form“ begeben möchten, zumal Hjelmslev uns gerade nicht mitteilt, wie diese unabhängig von einer Substanz erkennbar wäre.

<sup>285</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 31 f.

<sup>286</sup> Vgl. L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 67-68. In dem Sinne gerade bemerkt A. Martinet, *Structural Linguistics*, S. 583, daß die Glossematik auch die „organisierte Substanz“ [die Form einer Substanz] ignoriere.

Denn seine Beispiele<sup>287</sup> sind Wörter, also „substantiierte Formen“. Zudem löst und verliert sich bei Hjelmslev der Begriff „Form“ in dem der „Funktion“ (als *Beziehung* oder *Abhängigkeit*). Auch ist die „Form“ nicht objektiv, einfach weil die Objekte nicht existieren [und es muß auch gefolgert werden, nicht einmal die formalen Gegenstände]: es gibt nur Funktionen, Abhängigkeits-Schnittpunkte.<sup>288</sup> Und die „Funktive“, zwischen denen die Funktionen (die „Objekte des naiven Realismus“) zustandekommen, sind nicht an sich schon erkennbar. Denn Hjelmslevs Argumentation ist insofern verfänglich, als man gegen den „naiven Realismus“, der die Objekte als existent auffaßt, nicht die Erklärung dafür, wie diese Objekte empirisch existieren, als Argument verwenden kann. Und durch die „Funktionenüberschneidung“ ist nicht zugleich die *Existenz* der Objekte zu begründen und deren *Inexistenz* wieder zu beweisen. Immerhin aber bleibt annehmbar, daß die Objekte nur als Überschneidung der Funktionen existieren (unter denen eine und die bedeutendste der Erkenntnisakt eines Subjekts sein müßte); doch erhöht sich damit noch nicht die Erkennbarkeit der „Formen“ als solcher. Deswegen gerade ist die „Form“ für Hjelmslev nicht einmal „Form“, sondern bloß die Stellung im System (vgl. 4.1). Doch was ist das nun, dessen Position im System bestimmt wird? Oder besser wozu wird es, nachdem ihm die Position erst angewiesen ist? Aber auf diese Frage kann man in Hjelmslevs OSG keine Antwort finden. Denn die Formen als solche sind bloß einsehbar gemeint und könnten nicht einmal angemessen „benannt“ werden. D. h., die Sprachwissenschaft soll nach Hjelmslev „eine Sprachalgebra“ sein „und mit nicht benannten Einheiten operieren, also mit zwar willkürlich benannten, aber ohne natürliche Bezeichnungen ausgestatteten Einheiten, die eine motivierte Bezeichnung erst im Vergleich mit der Substanz erhielten. Dieser Vergleich soll dann nach Hjelmslev durch nicht-linguistische Wissenschaften bewerkstelligt werden, welche die den sprachlichen Formen entsprechende „Substanz“ untersuchen würden.<sup>289</sup> Jedoch gibt es keine nicht-linguistischen Wissen-

<sup>287</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 33-34.

<sup>288</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 13-14; und in *AL* 4 (1944), 3, S. VIII. In der Hinsicht ist der hjelmslevsche „Funktionalismus“ sehr viel anders als der auf dem geläufigen, nicht-mathematischen *Funktionsbegriff* basierende „Funktionalismus“.

<sup>289</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 50.

schaften, die das für Hjelmslev „Substanz“ Darstellende untersuchen, d. h. die der Kenem-Ebene untergeordneten unterschiedlichen sprachlichen Formen. Es sei denn, als „nicht-linguistische“ Wissenschaften gälten Disziplinen wie Phonetik, Phonologie, deskriptive Grammatik und Semantik; doch geraten wir damit auf rein terminologisches Gelände zurück, auf das der Bedeutungskonventionen.

6.1 Diese theoretischen Erschwernisse treten dann als praktische Erschwernisse bei der Kommutationstechnik in Erscheinung (vgl. 4.3). Und auf diese Tatsache, daß die Identifizierung der phonematischen (kenematischen) Einheiten die Hauptschwierigkeit der Glossematik darstellt, haben schon manche Autoren aufmerksam gemacht, darunter vor allem A. Martinet und E. Fischer-Jørgensen (vgl. I 5.3). Andere, wie etwa H. Vogt, bemerken sehr zutreffend, es gehe hier überhaupt um das allgemeine Problem der „sprachlichen Identität“<sup>290</sup> (vgl. 7.2). Ebenso wurde bereits darauf hingewiesen, daß die „Lautsubstanz“ (d. h., das, was man schon „sprachlich geformte akustische Substanz“ nennen kann, vgl. 5.1) in der analytischen Praxis nicht übergangen werden kann und auch nicht übergangen wird.

Die erhobenen Einwände nun beziehen sich zumeist auf die von Trubetzkoy „unvertauschbar“<sup>291</sup> genannten Laute, d. h. Laute, die nicht in derselben phonischen Umgebung erscheinen können. In diesem Falle ist die Kommutation nämlich unmöglich, bzw. könnte jedenfalls, wenn sie künstlich vorgenommen würde, nicht die erwünschten Resultate liefern. Denn „wir können die Folgen nicht beurteilen, wenn etwa Wörter konstruiert würden, die es in einer Sprache nicht gibt und die zudem noch den Distributionsregeln bei deren Varianten widersprächen“, z. B. wenn im Deutschen [ç] statt [x] erschiene.<sup>292</sup> Im weiteren Sinne „unvertauschbar“ sind jedoch auch bestimmte, allgemein als lautlich gleichwertig aufgefaßte Segmente, z. B. die plosive bzw. implosive Form des „gleichen Lauts“ ([p-] und [-p], [k-] und [-k]): „on ne sait pas si un Français continuerait à identifier le mot *banc* si on s'avisait, dans un film

<sup>290</sup> H. Vogt, Rez. *OSG* in *AL* 4, S. 97. Vgl. a. E. Buyssens, *Mise au point de quelques notions fondamentales de la phonologie*, in *CFS* 8 (1949), S. 37-60.

<sup>291</sup> N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 31.

<sup>292</sup> E. Fischer-Jørgensen, *Remarques*, S. 223.

parlant, par exemple de remplacer son *b* par celui de *cab*.“<sup>293</sup> Andererseits erscheinen gewisse Realisierungen durch die Lautumgebung so verändert, daß sie eher anderen als wirklich dem ihnen entsprechenden Phonem gleichen. A. Martinet und E. Fischer-Jørgensen nennen dazu das Verhalten der dänischen Vokale nach *r*.<sup>294</sup> Ebenso könnte man dazu das Phonem /s/ im Rioplatensischen anführen: denn bei einer Ersetzung des [s] in *casa* „Haus“ durch die Realisierung des /s/ in *pasto* ([h]) erhielte man etwas „objektiv“ *caja* [kaxa] „Kasse“ Ähnlicheres als *casa* [kasa]. Die Kommutation käme in diesem Fall also gerade jener „Identifizierung durch die Substanz“ gleich, die doch vermieden werden soll. Zudem wird nicht verständlich, wieso unvertauschbare Elemente wie [k-] und [-k] kommutiert werden, obwohl sie zu verschiedenen „Paradigmen“ gehören, während dasselbe mit [h] und [ɲ] im Englischen nicht geschehen darf (vgl. II 3.6 u. V 4.3).<sup>295</sup> Damit scheint offenkundig, daß die Kommutation nur dort stattfindet, wo deren Elemente bereits als „identisch“ erkannt wurden, und das aufgrund ihrer „Substanz“.

Ebenso wurde bemerkt, daß die Feststellung der positiven Kommutabilität zweier zu zwei Lautgruppen gehöriger Segmente die Identifizierung der nicht kommutierten Segmente erfordert.<sup>296</sup> So z. B. setzt die Kommutation von [p] und [k] in [pol] – [kol] die gleichzeitige Identifizierung zweier Segmente [-ol] voraus. Diese Beobachtung ist zwar sehr wichtig (zumal sie deutlich macht, daß die Feststellung eines *Unterschiedes* zugleich die einer *Identität* bedeutet), mindert aber nicht den Wert der Kommutation als solcher, weil man immerhin entgegen könnte, daß die Identifizierung von [-ol]<sup>1</sup> und [-ol]<sup>2</sup> vorher, und genau durch dieselbe Probe, geschehen ist. Jedoch wird die Tatsache, daß dieses in der Praxis nicht immer und nicht konsequent geschieht, symptomatisch: sie bezeugt, wie die Identifizierung in Wirklichkeit der Kommutation vorausgeht und wie diese nur eine, allerdings nicht immer anwendbare

<sup>293</sup> A. Martinet, *Où en est la phonologie?*, S. 42. Vgl. a. *Au sujet des Fondements*, S. 37.

<sup>294</sup> A. Martinet, *Au sujet des Fondements*, S. 37-38; *Où en est . . .*, S. 42-43; E. Fischer-Jørgensen, *Remarques*, S. 223.

<sup>295</sup> E. Fischer-Jørgensen, *Remarques*, S. 224.

<sup>296</sup> E. Buyssens, *Mise au point*, S. 49f. Vgl. E. Fischer-Jørgensen, *On the Definition*, S. 12.

Verifizierung einer schon vorgenommenen Identifizierung darstellt. Und die Überzeugung, immer rein funktionelle Kriterien einzusetzen, wie etwa die Kommutation, kann, wie C. E. Bazell bemerkt, eine Illusion sein, weil diese Kriterien auch anders verwendet würden, wenn in bestimmten Fällen die *lautlichen Tatbestände* nur anders lägen als jetzt festgestellt.<sup>297</sup> Deswegen auch wird in der Praxis, um annehmbare Beschreibungen zu bekommen, nicht nur ein einziges Kriterium verwandt, sondern mehrere zugleich, von denen eines gerade der „Lautcharakter“ ist.<sup>298</sup> Und bisweilen kann es notwendig werden, auch über die sog. „akustische Substanz“ hinauszugelangen, kann eine phono-optische Wahrnehmung, die *Ansicht* der Artikulation vonnöten sein; z. B. um im engl. *give the caP to me* – *give the caT to me* das [p] von [t] zu unterscheiden.<sup>299</sup>

6.2 Doch eigentlich erstaunlich ist nicht die Nicht-Vernachlässigung der sog. „Substanz“ bei der Identifizierung, zumal dies unvermeidlich erscheint, sondern das Verlangen, den Bezug auf die „Substanz“ aus der eigentlichen Definition der Einheiten zu eliminieren. Und auch ohne Übereinstimmung von Identifizierung und Definition (wie bei Martinet, vgl. I 5.3) ist nicht einsichtig, warum aus letzterer gerade ein Faktor fernzuhalten sei, dessen Berücksichtigung bei Erkennung und Abgrenzung aller Einheiten unumgänglich wird.

Dies wird notwendig, weil die „Distribution im System“ (vgl. 4.3) eigentlich keine sog. „Real“-Definition ist, sondern eher eine bloße „Klassifikation“ (I 1.2).<sup>300</sup> Denn die Distribution – die nicht einmal der Definition der in OSG formulierten Definition entspricht<sup>301</sup> – besagt nicht, was ein Element ist, sondern reiht es nur ein und registriert dessen Position gegenüber anderen Elementen.<sup>302</sup>

---

<sup>297</sup> C. E. Bazell, *Phonemic and Morphemic Analysis*, S. 34.

<sup>298</sup> C. E. Bazell, *Linguistic Form*, Istanbul 1953, S. 40-48.

<sup>299</sup> Vgl. F. Mikuš, *Faits phono-optiques et leur part à l'audition*, in *Journal de Psychologie* 46 (1950), S. 215-18.

<sup>300</sup> Interessant ist, daß H. Vogt, *Phoneme Classes and Phoneme Classification*, in *Word* 10 (1954), S. 28-34, gerade diesen Terminus verwendet und sich damit auf die sog. „Definition“ bezieht.

<sup>301</sup> Vgl. L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 45.

<sup>302</sup> Und bereits dies schafft Schwierigkeiten: denn um z. B. -s- als ein Element zu „definieren“, das sich bei -sp- in einer bestimmten Stellung zu -p- befindet, müßte vorher auch -p- definiert werden, dessen „Definition“



Aber auch so ist deswegen nichts gegen die Untersuchung der „Distribution“ einzuwenden. Im Gegenteil ist sie nützlich und muß notwendigerweise das Phoneminventar und die Feststellung der distinktiven Oppositionen ergänzen. Einzuwenden dagegen ist nur, daß hier wie anderswo eine „formale“ Definition als „reale“ ausgegeben wird. Und die Distribution als „Real“definition darzustellen bedeutet einen *Circulus vitiosus*, weil die so „definierten“ Elemente schon bei Beginn der Operation bekannt sein müssen. So z. B. werden die Konsonanten nicht definiert, sondern es wird deren Distribution angegeben, und darauf sagt man, statt daß die Konsonanten – in der untersuchten Sprache – in dieser oder jener Position erscheinen, daß die in der oder jener Stellung auftretenden Einheiten eben Konsonanten sind.<sup>303</sup> Und auch das wäre nicht schlimm, wenn nicht weiter verallgemeinert würde und man nicht schließlich sagte, gewisse Sprachen „besäßen keine“ Konsonanten bzw. Vokale (bzw. „hätten weder“ Konsonanten noch Vokale),<sup>304</sup> nur weil deren Distribution in den jeweiligen Sprachen nicht derjenigen in der Sprache entspricht, aus der das Definitionskriterium gewonnen wurde, bzw. nicht einem *a priori* bestimmten Grundsatz (vgl. 4.2) entspricht. In solchen Fällen ist aber das *wirklich* Festgestellte nur eine besondere Silbenstruktur, die der getroffenen Konvention widerspricht und ihre Relativität sichtbar macht. Und man kann hier nur der Meinung sein, daß bei Berücksichtigung dieser Fälle auch die Definitionen anders gelautet hätten.

Auch einige allgemeine „Gesetze“, die im Distributionskapitel haben aufgestellt werden sollen, weisen bei einem Vergleich mit den Tatsachen Irrtümer vor. So z. B. das „allgemeine phonematische Gesetz“, nach dem ‚in einem Nexus von mehr als zwei Konsonanten nie Verbindungen vorkommen, die nicht auch schon in Doppelkonsonanzen derselben Sprache zugelassen wären‘, und das Hjelmsslev auf dem Londoner Kongreß (1935) vor-

dann wiederum die Stellung zu -s- umfassen muß. Doch können derartige Schwierigkeiten vielleicht bei Annahme bestimmter Stellungen (Initial-, Final-) als axiomatischer Definitionsgrundlagen ausgeräumt werden: und das wird auch getan.

<sup>303</sup> Das tun z. B. O'Connor & Trim, *Vowel, Consonant, and Syllable* (vgl. Anm. 25), wenn sie im Englischen zwei Distributionsklassen – jeweils Vokale und Konsonanten – beschreiben. Doch stellen sie damit nur etwas vernünftigerweise zu Erwartendes fest: daß Konsonanten und Vokale im Englischen nicht dieselbe Distribution besitzen.

<sup>304</sup> Vgl. E. Fischer-Jørgensen, *On the Definition*, S. 13.

trägt.<sup>305</sup> Dies sog. Gesetz findet jedoch im Kartvelischen keine Anwendung, wo zwar *p/v-* vorkommt, nicht aber *-lv-*,<sup>306</sup> und auch im Russischen nicht, wo zwar *mgl-*, *mgn-* auftreten, nicht jedoch *mg-*.<sup>307</sup> Ebenso kann die Definition des Konsonanten als ‚marginale phonematische Einheit, die ebenso im Anlaut wie im Auslaut [einer Silbe] zu erscheinen vermag‘<sup>308</sup> zwar für das Englische und das Dänische gelten<sup>309</sup> (abgesehen von den Schwierigkeiten bei *h* und *ŋ*), jedoch nicht für das literarische Kastilisch, das Spanische in Südamerika oder das Italienische. Denn danach dürften (im Kast.) *ĉ* (als *cha* geschr.) und *λ*, (im südam. Span.) *ĉ* und *ž*, sowie (im It.) *ĉ*, *dz* (*ts*) und *z*, *š* keine Konsonanten sein. Natürlich könnte man einwenden, sie würden final durch andere Konsonanten neutralisiert, doch hieße dies nur anders zu sagen, daß sie in finaler Stellung nicht vorkommen.

Doch handelt es sich bei all dem nur um empirische Schwierigkeiten, die mit dem Kern der Sache nichts zu tun haben und durch Modifizierung der Definitionen bzw. Darstellung der „Regeln“ als einfacher Normen mit nicht universeller Gültigkeit ausgeräumt werden können. Dagegen ist nicht auszuräumen, daß unterschiedene Einheiten bisweilen gleich definiert werden müßten, weil sie dieselbe Distribution besitzen, wie etwa *p* und *k* im Dänischen und anderen Sprachen (vgl. I 5.3). C. E. Bazell nun behauptet bei Zurückweisung von Martinets Kritik an diesem Punkt,<sup>310</sup> daß hier gar kein Widerspruch vorliege, zumal zwei Einheiten wohl dieselbe formale Definition erhalten und dennoch, wenn auch nur formal, weiterhin zwei Einheiten bleiben könnten. Dazu führt er das Beispiel des Schachs an, wo ja die weißen und die schwarzen Figuren dieselbe formale Definition hätten. Doch ist Bazells Argument nicht stichhaltig. Denn zwei verschiedene Gegenstände können nicht dieselbe Definition haben – weder formal noch anders – und dennoch unterschieden bleiben. Hier liegt nämlich eine Verwechslung zweier Abstraktionsebenen vor: denn wenn eine Definition auf zwei Gegenstände A und B zutrifft, dann definiert sie nicht mehr /A/ oder /B/, sondern /A und B/, d. h. die durch beide Gegenstände gebildete Klasse. Und beim Schach nun gälte die Definition nicht für eine /schwarze Figur/ oder eine /weiße Figur/, sondern gerade

<sup>305</sup> L. Hjelmslev, *On the principles*, S. 53.

<sup>306</sup> Vgl. H. Vogt, *Phoneme Classes*, S. 33.

<sup>307</sup> Vgl. E. Fischer-Jørgensen, *On the Definition*, S. 26.

<sup>308</sup> L. Hjelmslev, *On the principles*, S. 53.

<sup>309</sup> Vgl. H. J. Uldall, *The phonematics of Danish*, S. 54.

<sup>310</sup> C. E. Bazell, *Linguistic Form*, S. 16.

für eine /schwarze oder weiße/ Figur, d. h. eine Figur *ohne Farbe*. Dagegen muß die Definition einer /schwarzen/ oder /weißen/ Figur notwendigerweise das (ebenfalls formale) Element des Farbgegensatzes zur anderen entsprechenden Figur enthalten. Außerdem stimmt auch die Analogie nicht, weil beim Schach die Farben ohne Veränderung im Spiel „inhalt“ vertauscht werden können, während *p* und *k* nicht gleichermaßen austauschbar sind.

Wenn im Schach also die weißen Figuren von den schwarzen wohlunterschieden bleiben, dann gerade wegen ihrer Farbe, die für sie eine substantielle und zugleich formale Eigenheit ist (als „Merkmal“ ihres Gegensatzes zu den schwarzen Figuren, also als Bedingung ihrer Funktionalität). Und wenn in einem Sprachsystem /*k*/ und /*p*/ trotz gleicher Distribution doch unterschieden bleiben, dann eben aufgrund ihrer Laut„substanz“, die sie innerlich charakterisiert und zugleich formal in Gegensatz bringt. Und das geschieht auch, weil wir sie bereits bei der Identifizierung als verschieden erkannt haben. Die Distribution aber – wie auch immer sie aussähe – käme nur für die *Norm* in Frage, und im *System* würden wir die beiden Einheiten trotz ihrer „Substanz“ als gleich betrachten können, wenn zwischen ihnen keine funktionelle Opposition bestünde.

7.1 Doch was wird an der „Substanz“ nicht übergangen? Die gesamte lautliche „Substanz“ einer Realisierung oder nur ein Teil davon? A. Martinet glaubt, – um den zuweilen übertriebenen „Phonetizismus“ bei Trubetzkoy (vgl. III 1.3) zu überwinden und zugleich die durch die Vernachlässigung der Substanz bedingten Inkongruenzen zu vermeiden –, müsse man bei ihr nur das berücksichtigen, was Gegensatz und phonematische Opposition bedeutet.<sup>311</sup> D. h., er geht wie Trubetzkoy und Hjelmslev von der Funktionalität aus. Denn die Funktion der Phoneme sei die Unterscheidung sprachlicher Formen (im geläufigen Sinne des Wortes). Aber um zu unterscheiden, müßten auch sie sich wiederum unterscheiden. Und das Vorgehen der Identifizierung bestünde damit in der Feststellung dessen, worin sie sich unterscheiden. Deswegen bliebe in jedem Falle das Nicht-Unterscheidende auch vernachlässigt, also alles, was keinen funktionellen Wert besäße (zumal ein bloß objektiver, aber unfunktioneller Unterschied nicht in Frage käme). Mit anderen Worten wäre festzustellen, welche relevanten Eigenschaften in einem

---

<sup>311</sup> „C'est essentiellement sur le degré d'utilisation de la substance que divergent les deux points de vue, Hjelmslev l'écartant délibérément tout entière, la phonologie en retenant tout ce qui a valeur distinctive et qui lui paraît indispensable pour identifier l'objet de son étude“ (A. Martinet, *Au sujet des Fondements*, S. 42).

System funktionieren, und die Phoneme wären zu bestimmen als „Bündel relevanter Züge“.<sup>312</sup> Und zu den unterscheidenden Zügen in der objektiven Analyse eines Systems vorzudringen würde für Martinet eine Überwindung Trubetzkoy's<sup>313</sup> bedeuten, der das Phonem noch als „unzerlegbare phonologische Einheit“<sup>314</sup> ansah (und wie es dann auch in der von der vereinheitlichten Prager Terminologie übernommenen Definition erscheint).

Unbezweifelbar kann eine solche Methode in der Praxis streng und fruchtbar werden<sup>315</sup> (soweit sie sich eben an die „Wirklichkeit“ einer Sprache anzupassen vermag). Doch scheint dem nicht so, weil sie sich an die Prämissen hielte, sondern weil sie sich im Gegenteil nicht mit aller Strenge daran hält.

Denn zunächst würde die Analyse nach distinktiven Zügen – als streng objektives wissenschaftliches Vorgehen – bei echter Vernachlässigung der „nicht-unterscheidenden Substanz“ nicht bedeuten, daß man über die Konstituierung der phonematischen Einheiten hinausgeht, sondern noch hinter ihr zurückbleibt. Bei strenger Anwendung der Methode nämlich müssen wir dann zwar zu den unterscheidenden Zügen gelangen, aber die Konstituierung der Phoneme wird problematisch. Denn bei der Gegenüberstellung von [p] und [b] z. B. (also in *Prise* : *Brise*) erhalten wir als unterscheidenden Zug die *Stimmhaftigkeit*; und aus Oppositionen wie [b] : [m], [p] : [k], [p] : [n] bekommen wir weiter die Züge *Nasalität*, *Oralität*, *Bilabialität*, *Velarität*, *Alveolarität* etc., was schon eine Systemanalyse nach Funktionalität bedeutet. Jedoch können wir keine „Bündel distinktiver Züge“ erreichen, d. h. etwa, daß ein hypothetisches /b/ *Stimmhaftigkeit* + *Okklusivität* + *Bilabialität* + *Oralität* sei, weil wir in jedem Fall einfach nur auf das Distinktive geachtet haben und daher auch *nicht wissen dürften*, was /b/ *nun ist*. Denn nichts berechtigt uns dazu, das von *p* als *stimmhaft* und das von *d* als *bilabial* unterschiedene *b* jeweils zu identifizieren, zumal wir im ersten Fall die Bilabialität als nicht-relevant (und sogar als *inexistent*)<sup>316</sup> und im zweiten die Stimmhaftigkeit ebenso haben übergehen müssen und uns also nichts bestätigen kann, daß es sich auch jeweils um dasselbe *b* handle. Zwar vermögen wir in bestimmten Fällen (z. B. bei [p] gegen [õ]) sehr komplexe Bündel auszugrenzen, doch woraus entnehmen wir dann, daß diese mit dem übereinstimmen, was wir in anderen Fällen *unter völliger Vernachlässigung aller nicht-distinktiven Substanz* schlicht als *Bilabialität* bzw. *Okklusivität* feststellten? Bei strenger Anwendung dieser Methode also müßten dieselben

---

<sup>312</sup> A. Martinet, *Où en est . . .*, S. 44. Vgl. N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 35; R. Jakobson, *The phonemic and grammatical aspects*, S. 8.

<sup>313</sup> A. Martinet, *Où en est . . .*, S. 44.

<sup>314</sup> N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 33-34.

<sup>315</sup> Vgl. E. Fischer-Jørgensen, *Remarques*, S. 221.

<sup>316</sup> „Ce n'est pas le phonème, mais le trait pertinent qui est l'unité de base de la phonologie. C'est ce que nous retenons de la substance, c'est la seule unité pour laquelle nous postulions une existence réelle“ (A. Martinet, *Où en est . . .*, S. 46).

Züge bald als „distinktive Substanz“ und bald als „ignorable Substanz“ gelten.

Eigentlich aber wird in der Kommutationsmethode auch die nicht-distinktive „Substanz“ nicht ignoriert, wenn sie *anderweitig* distinktiv ist. D. h., die Konstituierung des Phonems setzt die Erkenntnis voraus, daß hier bei realen Lauten verschiedene distinktive Züge mit wechselnder Funktionalität zusammengeordnet werden. Denn in jedem Fall kommt hier das in Frage, was distinktiv *ist*, und das, was es andernfalls *sein kann*. Jede Analyse eines konkreten Gegensatzes geschieht also bei „Vorkennntnis“ der „langue“ (vgl. IV 2.1). Zudem ergibt sich hier die zwingende Notwendigkeit, den gemeinsamen Teil zu identifizieren, um den sich unterscheidenden auszusondern (vgl. 6.1).

In besonderen Fällen bietet Martinets Methode aber auch praktische Schwierigkeiten. So z. B. könnte man im Rioplatensischen kein Phonem /ž/ erstellen, bei dessen Realisierung die *Stimmhaftigkeit* nie relevant ist, da ihm kein Phonem /š/ gegenübersteht. Daher dürften wir nur eine „alveopalatale Frikativität“ (im Gegensatz z. B. zu *s*) feststellen. Wenn nun aber ein Phonem /ž/ unterschieden wird, dann deswegen, weil dessen distinktive Züge normalerweise zusammen mit der nicht-distinktiven Stimmhaftigkeit realisiert werden und weil wir uns darauf berufen können, daß die Stimmhaftigkeit an anderen entsprechenden Punkten des Systems distinktiv ist. Dagegen scheint dies Kriterium im Italienischen keine Unterscheidung von [s] und [z] bzw. [ts] und [dz] zuzulassen, weil man hier mit dem Kriterium der Funktionalität in Widerspruch geriete (vgl. II 3.6). In diesem Fall nämlich gehört der Unterschied zur *Norm*, nicht zum *System* (vgl. III 3.6).

Schließlich wird die Anwendung des Kriteriums der unterscheidenden Züge in einigen Fällen sogar unmöglich. Denn im Rioplatensischen hat die Realisierung [s] des Phonems /s/ mit der Realisierung [h] keine Züge gemein, die nicht auch anderen Phonemen desselben Systems zukämen (vgl. II 3.6). Ganz im Gegenteil besitzt [h] mehr gemeinsame Züge mit /x/. Doch werden beide Realisierungen immer noch identifiziert, weil z. B. [pahto] immer noch [pasto] gesprochen werden kann, während bei einer Aussprache [paxto] wahrscheinlich eher an ein *parto* mit Zäpfchen-*r* gedacht würde. Ebenso erlaubte uns das martinetsche Kriterium im Spanischen keine gesonderte Unterscheidung eines Zuges „stimmlos“ beim Phonem /f/, weil hier kein Gegensatz zu /v/ da ist. Dagegen ist nun gerade dieser Zug relevant: /f/ könnte nämlich auch noch als Bilabial realisiert werden, d. h. einen Teil seines Gegensatzes zu /b/ (realisiert [β]) aufgeben, doch könnte es nicht mehr stimmhaft werden, weil [v] im Span. nicht als /f/ verstanden würde, sondern als unnormale Realisierung von /b/.

Bestimmte Phoneme also erstellen wir nur, weil gewisse Realisierungen austauschbar sind oder eine funktionelle Kohäsion aufweisen bzw. weil bestimmte Züge tatsächlich als „Bündel“ in der Sprache, in den realen Lauten auftreten. Doch obwohl *frikative*, *stimmlose* und *mediopalatale* Artikulation im Rioplatensischen distinktive Züge darstellen, grenzen wir hier kein Phonem\* /š/ ab, weil diese Einheit nicht als funktionell von /ž/ geschieden reali-

siert wird. Und in dem Sinne ist es lediglich ein *mögliches Phonem*, ein „leeres Fach“, bzw. besser noch eine unbestimmte „Schwankungs“zone des Systems.

Wenn also bei der Identifizierung der distinktiven Züge ein Großteil der „Lautsubstanz“ methodisch vernachlässigt werden kann (aber nicht *wirklich*, zumal zu einer Erkenntnis der Unterschiede zugleich auch die der „Gleichheiten“ notwendig ist), so darf dies bei der Konstituierung der Phoneme, die sich unweigerlich auf die phonetische Wirklichkeit des der untersuchten Sprache zuzuordnenden Sprechens beziehen muß, nicht der Fall sein. Denn die Abgrenzung der Phoneme geschieht gerade dadurch, daß gewisse „Zugbündel“ als geläufige „Realisierungen“ bzw. daß funktionelle Äquivalenzen erkannt werden. D. h., sie erfolgt durch eine *eidetische Intuition*, die trotz ihrer Absicht zu deren Überwindung auf einer Vorkennntnis beruht (vgl. IV 2.1). Diese eidetische Intuition umfaßt dann ebenso die „Form“ (das in einer Manifestierung Konstante) wie die „Funktion“, zumal da, wie seit Aristoteles bekannt, auch die Funktion zum Wesen der Dinge gehört.

Dieser Konzeption nähert sich Martinet, wenn er beobachtet, daß in bestimmten Fällen der bloße „gesunde Menschenverstand“ (oder das „Sprachgefühl“)<sup>317</sup> – die Identifizierung der Phonemeinheiten vornimmt.<sup>318</sup> Seine Zweifel an dieser Identifizierung – vor allem in bezug auf dem Beobachter unbekannt Sprachen (vgl. IV 2.3) – aber verraten nur, daß die „vorwissenschaftliche Kenntnis“ nicht mit der „wissenschaftlichen“ übereinstimmt, widerlegen jedoch nicht die Notwendigkeit, von dieser Vorkennntnis auszugehen (vgl. IV 2.4).

7.2 Martinets Methode erweist sich endlich als strikte Anwendung der Saussureschen Auffassung, nach der „es in der Sprache nur Unterschiede gibt“.<sup>319</sup> Jedoch darf dieser Satz wohl nicht in bezug darauf verstanden werden, was die Sprache ist (vgl. I 1.1), sondern muß darauf bezogen werden, was in ihr *funktionell* ist, also auf die *Voraussetzung* zu ihrer Funktionalität (vgl. oben 6.2).

Im wesentlichen aber geht es hier um das Problem der „sprachlichen Identitäten“, das in einer Polemik zwischen E. Buysens und H. Frei<sup>320</sup> einige Erhellung erfahren hat. Und ganz unabhängig von der „affektiven“ Problemstellung (denn Buysens behauptet, Saussure widerspreche sich, wenn er einerseits sagt, „der sprachliche Mechanismus beruht ganz auf Gleichheiten und Unterschieden, die sich somit ergänzen“,<sup>321</sup> und andererseits, „in der Sprache gibt es nur Unterschiede“; und Frei, diesen Widerspruch gebe es nicht) kommen die beiden Autoren doch zu demselben Schluß: in der Sprache gibt es Gleichheiten und Unterschiede.

---

<sup>317</sup> Vgl. oben *System, Norm und Rede* IV 1.

<sup>318</sup> A. Martinet, *Où en est . . .*, S. 42.

<sup>319</sup> *CLG*, S. 166.

<sup>320</sup> E. Buysens, *Mise au point*, in *CFS* 8 (s. Anm. 290); H. Frei, *Saussure contre Saussure?*, in *CFS* 9 (1950), S. 7-28.

<sup>321</sup> *CLG*, S. 151.



Unserer Meinung nach hängt „Widerspruch“ bzw. „Kohärenz“ saussurescher Lehrsätze hier wie anderswo von der Interpretation ab. Denn Saussure widerspricht sich, wenn er beide Aussagen auf ein und dasselbe bezieht, und tut das nicht, wenn er sie auf Verschiedenes bezieht. Doch denken wir, ein Text müsse immer im Sinne der Kohärenz gedeutet werden.

Die beiden verschiedenen Dinge nun, die auch auseinandergehalten werden müssen (wenngleich sie zugleich erscheinen können und auch erscheinen), sind das *Erkennen* und das *Unterscheiden*. Denn eine Sache erkennt man an all dem, was sie *ist*. Und sie unterscheidet man an dem, was an ihr gegen andere Sachen *anders ist*, wenn auch nur rein negativ: als Fehlen eines Zuges, als *Merkmal null*. Bei der Sprache nun impliziert das Erkennen der Einheiten auch deren *Gleichheit*, weil nur Dinge mit auch gemeinsamen Eigenschaften sich unterscheiden können. Und Erkennung und Unterscheidung der Einheiten (die Bedingung ihres Funktionierens *in einem System*) impliziert alle Unterschiede. Ebenso müssen die *Gleichheit einer Sache* an sich (*Gleichheit 1*) und die *Gleichheit an mehreren Sachen* als ihnen gemeinsame Eigenschaft (*Gleichheit 2*) auseinandergehalten werden. Dazu vgl. man z. B. zwei so verschiedene Zeichen wie + und -. Der Unterschied zwischen ihnen ist durch den senkrechten Strich bei + gegeben (der bei - als „Merkmal null“ da ist); die Gleichheit (*Gleichheit 2*) durch den waagrechten Strich. Doch die Gleichheit bei + (*Gleichheit 1*) umfaßt beide Striche. Und diese Gleichheit ist auch nicht unfunktionell, weil ein Element nur als an sich selbst gleichbleibend funktionieren kann. Das Funktionieren bei *einem Element* hängt also von seiner Gleichheit mit sich selbst (*Gleichheit 1*) ab; das Funktionieren bei *mehr als einem Element* (in einem System) von den Unterschieden.

Die Phoneme nun *unterscheiden* sich durch ihre distinktiven Merkmale, geben sich aber auch zu *erkennen* durch ihre gemeinsamen und ihre konstanten Merkmale, unter die ebenfalls die zwar nicht in einer besonderen Kommutation, aber möglicherweise in anderen Fällen funktionierenden oder ganz allgemein im System funktionellen Merkmale gezählt werden müssen. Bei bloßer Betrachtung der Opposition aber berücksichtigen wir nur die Unterschiede, den Zug, an dem wir die Phoneme im Gegensatz zu anderen erkennen. Doch geht es nicht nur darum, *woran* man eine Sache erkennt (wiedererkennt) – wir erkennen /p/, weil es sich von /b/ unterscheidet –, sondern auch darum, *was* dies Erkannte ist (denn wir erkennen /p/ als /p/). Das nun bedeutet nicht eine „psychologistische“ Definition der Phoneme geben zu wollen. Es muß aber daran erinnert werden, daß die Position des Wissenschaftlers von derjenigen der Sprecher aus eine sekundäre und „zusätzliche“ ist und daß die Phoneme eben diesen bei deren wirklichen Sprechakten etwas leisten. Zu bedenken ist also, daß die Sprecher /p/ als /p/ kennen und auch die Analysen nicht vornehmen, die der Phonologe machen muß, um herauszubringen, woran es kenntlich ist und wodurch es sich von /b/ unterscheidet.

*Das Problem der sprachlichen Gleichheiten fällt nun aber mit dem der sog. „Substanz“ zusammen und ist auch keines der Substanz, sondern der Form, weil die Dinge nicht als Substanzen, sondern als Formen (als organi-*

sierte Substanz) erkannt werden. Die Glossematik will die „Gleichheit“ in den beiden Bedeutungen übergehen und reduziert die „Form“ auf die Verteilung. Martinet möchte vor allem die von uns so benannte *Gleichheit 2* (jedoch ohne sie von der *Gleichheit 1* zu scheiden) ignorieren und reduziert die „Form“ auf die Unterschiede. Doch kommt die Form weder der Verteilung gleich, weil es unterschiedliche Phoneme mit gleicher Verteilung gibt, noch den Unterschieden, weil diese nur die Formen voneinander abheben, nicht aber die Formen selbst sind.

7.3 Der Begriff der „sprachlichen Gleichheit“ scheint nun in jedem Fall vorauszusetzen, daß es eine *sprachliche Wirklichkeit* gibt, die der Wissenschaftler zu entdecken und zu beschreiben hat. Dem ließe sich entnehmen, daß es – im Gegensatz zu häufigeren Aussagen<sup>322</sup> – nur *eine* gültige phonologische Beschreibung für jede Sprache geben dürfte.<sup>323</sup> Dies aber wäre ein Trugschluß, weil eine gewisse Variierung durchaus zulässig ist. Denn die Phoneme werden zwar an den Lauten festgestellt, kommen aber den in ihnen vorkommenden konkreten Formen nicht gleich, sondern sind abstrakte (abstrahierte) Formen der „langue“, die wiederum selbst eine Abstraktion ist. Und das „phonologische System“ kann als gelehrte Abstraktion mit realer Grundlage aus ganz verschiedenen Absichten und Ansätzen entwickelt werden. Wichtig ist dabei nur, daß dieses nicht ohne Bezug auf die Wirklichkeit geschieht, weil sonst eine *Fiktion*, keine *Abstraktion* beschrieben würde. Jedoch auf die Wirklichkeit des Sprechens bezogen müssen alle Beschreibungen wohl wie Variationen in der Aussage Desselben erscheinen. Unterschiedlich sind allein die Kriterien und die getroffenen Konventionen, also etwas auf die Beschreibungen, nicht die Wirklichkeit Bezügliches.

So kommt z. B. die Angabe, ein Laut [p] stelle in einer bestimmten Position ein Phonem /p/ oder auch ein Phonem /b/ dar<sup>324</sup> – weil das aus gewissen Gründen zweckmäßig wird (etwa um die Identität eines Präfixes *ab-* zu erhalten) –, bzw. die Angabe, zwischen /p/ und /b/ trete Neutralisierung ein, (von einem rein objektiven Standpunkt aus) auf dasselbe hinaus wie die Angabe, im Sprechen „realisiere“ (oder „manifestiere“) sich das Phonem oder Archiphonem als [p]. Ebenso ist die Interpretation von [ō] als /o/ + N/ und [-on] als /o + n + ə/ statt jeweils als /ō/ und /on/ (vgl. III 3.6) völlig gleichbedeutend, wenn als „Realisierung“ nur immer [ō] und [on] dazugesetzt wird. Verändert erscheint dann allein die zur Beschreibung gewählte Konvention, nicht die „Wirklichkeit der Sprache“. Und alle Konventionen, die dementsprechend „dasselbe“ besagen, gelten eben, solange sie mit der Wirklichkeit nicht einwerden sollen. In der Hinsicht kann nur Angemessenheit, methodische Zweckmäßigkeit, nicht aber Sachentsprechung oder Treue zum beschriebenen Gegenstand beansprucht werden.

Dasselbe trifft zu auf die Forderung nach „Einfachheit“ bzw. „Eleganz

<sup>322</sup> Vgl. E. Fischer-Jørgensen, *On the Definition*, S. 11; Z. S. Harris, *Methods*, S. 63 Anm. 12.

<sup>323</sup> Vgl. K. L. Pike, *Phonemics*, S. 57-58.

<sup>324</sup> Vgl. Z. S. Harris, *Methods*, S. 63 Anm. 12.

des Systems“. Hierbei handelt es sich immer um Einfachheit und Eleganz des Systems der Beschreibung, nicht der Sprache. Die Forderung nach Einfachheit ist zweifellos berechtigt – obwohl deren Grenzen von der Sprache diktiert werden, weil nämlich nicht einzusehen ist, warum eine komplizierte Struktur unbedingt als einfach zu schildern wäre –, betrifft aber nicht die untersuchte Wirklichkeit. Denn diese wird immer unendlich viel komplexer sein als alle zu deren kohärentem Verständnis und kohärenter Beschreibung erdachten Schemata (vgl. III 3.4).

8.1 Eine nur scheinbare Einschränkung des glossematischen Postulats nach Unabhängigkeit der „Form“ gegenüber der „Substanz“ liegt in dem Satz, nach dem die Form – auch wenn es zwar stimme, daß die Substanz nicht allgemein und überhaupt ignoriert werden dürfe – doch von der jeweils besonderen Substanz unabhängig sei.<sup>325</sup> Denn sie könne sich als *dieselbe Form* auch in immer anderen Substanzen manifestieren,<sup>326</sup> wie etwa der Schrift. In Wirklichkeit aber behauptet man weiter, die „Substanz“ sei auf der Ebene der „langue“ gleichgültig, zumal – trotz aller Schwierigkeiten, die sich bei der rein formalen Betrachtung der von den Glossematikern so genannten „Sprachgebräuche“ ergeben – an dem Grundsatz festgehalten wird, daß die Form als ganze auf eine andere Substanz übertragbar sei.<sup>327</sup>

Diese Interpretation, die z. T. wenigstens schon eine „Korrektur“ der ersten und viel strengeren Glossematikregeln (vgl. 6.5) darstellt, scheint deswegen bedeutsam, weil sie in Hinsicht auf die Lehre etwas Grundsätzliches aussagt: nämlich, daß die Vernachlässigung der

---

<sup>325</sup> „Cette épreuve (sc. die Kommutation) n'est naturellement pas indépendante du fait qu'il y a des différences de substance – ce n'est que par cette épreuve qu'on arrive à distinguer forme et substance – mais elle est indépendante de la substance particulière“ (E. Fischer-Jørgensen, *Remarques*, S. 223).

<sup>326</sup> „A consonant cannot be considered as both initial and final until these two variants have been identified. But when this has been done, it must be possible to define the categories on a purely functional basis, and this whole formal structure may be transferred into another substance without any change in the definitions“ (E. Fischer-Jørgensen, *On the Definition*, S. 12-13).

<sup>327</sup> Vgl. H. J. Uldall, *Speech and Writing*, S. 16: „We can invent new pronunciations, or new orthographies, or new systems of expression manifested in any other way, such as flag-wagging or dancing, and they will be adequate, if they fulfil the single condition of providing a sufficient number of units to express the units of content.“

Substanz nicht auf der Ebene statthaben kann, wo die Sprache gerade „Form und Substanz“ ist, sondern nur auf der Ebene der „Sprache als Idee“, genauer der „Sprache“ als Fähigkeit des Menschen, anderen Bewußtseinsinhalte mitzuteilen und sie dabei in Zeichen verschiedener Art zu materialisieren. Mit anderen Worten wird hier deutlich, daß die Ebene, auf der sich die Glossematik bewegt, nicht die Abstraktionsebene der Sprachwissenschaft darstellt, daß die Glossematik mithin nicht Wissenschaft historischer Realitäten, sondern bloßer Möglichkeiten ist.

Auf dieser Ebene – wohl auch diejenige, auf der Saussures Satz, nach dem „das Wesentliche an der Sprache dem Lautcharakter des sprachlichen Zeichens fremd ist“ (vgl. 3.3), interpretiert werden muß – aber ist der Gedanke weder neu noch der Glossematik eigen. Denn schon andere Autoren, wie z. B. V. Pisani, haben ihn mit sehr ähnlichen Worten ausgedrückt, wenn sie dabei auch hinzusetzen, hier handele es sich um die *Sprache als „Idee“*.<sup>328</sup>

8.2 Jedoch bedeutet die „Übertragbarkeit“ [eines Teils] der Form von einer Substanz auf eine andere auf der Ebene der „sprachlichen Sprache“ nicht schon Unabhängigkeit der einen von der anderen, wie man behaupten möchte, etwa bei der Durchführung der Kommutation in genau *dieser* Sprache. Denn auf dieser Ebene ist weder *die* Substanz im allgemeinen gleichgültig, noch *welches* die Substanz ist, weil einerseits die Substanz *diese oder jene sein muß* und andererseits jene Substanz auch besondere formale Normen umschließt. Denn die „sprachliche Sprache“ zeichnet sich auch durch ihre *Realisierung* aus: wenn z. B. im Portugiesischen statt [bō] etwa [bon] in vollkommener Übereinstimmung mit dem System (vgl. III 3.6) gesagt wird, dann mag das zwar zu verstehen sein, doch wird kein Portugiese meinen, dies sei *auf portugiesisch* gesagt worden.

8.3 Zwar spricht Hjelmslev von „Sprache“, doch versteht er darunter „Sprachvermögen“ und unter „Sprachvermögen“ wiederum jedes System geistiger Kommunikation (vgl. 3.4), jegliches System, in dem die Solidarität Ausdruck-Inhalt erscheint.<sup>329</sup> Doch sind *die* „Sprachen“ nicht der Laut-Sprache gleichwertig, vor allem wegen ihrer Eigenschaft als fester „Codes“ (vgl. 8.5) und der Tatsache,

<sup>328</sup> Vgl. V. Pisani, *Oggetto della glottologia*, in: *Saggi di lingua e filologia*, Rom 1934, S. [25-35] (S. [27-28]).

<sup>329</sup> Vgl. H. J. Uldall, *Speech and Writing*, S. 16.

daß sie meistens nur eine einzige Funktion aufweisen (normalerweise allein die der *Referenz*). Deswegen bewirkt das Ignorieren der Substanz (das Operieren auf der Ebene der „Sprache als Idee“) die gleichzeitige Vernachlässigung der anderen konstitutiven Funktionen der „natürlichen“ Sprache.

Die einzige bis zu einem gewissen Grade der Laut-Sprache ähnliche und gleichlaufende „Sprache“ ist nun die Schrift. Das aber nur bis zu einem gewissen Grade. Doch trotz B. Russells Paradoxon, nach dem die Schrift vor der Sprache hätte dasein können,<sup>330</sup> scheint man Martinet darin zustimmen zu müssen, daß die Lautsubstanz „wesentlich sprachlicher“ sei als die Schriftsubstanz.<sup>331</sup> Denn schon bei der „Referenz“funktion ergeben sich merkliche Schwierigkeiten: in der Schrift nämlich kommen keine den in der gesprochenen Sprache vergleichbaren Synkretismen vor.<sup>332</sup> Zwar bemerkt Hjelmslev, daß solche Einwände nur belegen, wie „verschiedene Ausdruckssysteme demselben Inhaltssystem entsprechen können“,<sup>333</sup> was dann auch zuzugeben ist. Doch widerspricht dies dem Postulat, die Substanz bei der formalen Beschreibung der Ausdrucksebene zu ignorieren, zumal damit auch zugegeben wird, daß die formale Struktur dieser Ebene von ihrer besonderen Substanz abhängt. Denn es handelt sich hier nicht allein um Realisierung, da die Synkretismen als „Archiphoneme“ zum System gehören. Und Hjelmslev selbst nimmt dann bei der Behandlung der Arten des Synkretismus notwendig auch bezug auf die „Substanz“.<sup>334</sup>

Andererseits scheint uns auch, daß man „denselben Inhalt“ nicht völlig unabhängig von der besonderen Ausdruckssubstanz ausdrück-

---

<sup>330</sup> Vgl. L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 67 Anm. 1. Doch bedeutet er selbst, daß ein „diachronisches“ Argument nichts auf der „synchronischen“ Ebene ausrichten könne. Aber hier würde es sich um ein genetisches Argument handeln, das im Bereich des Wesentlichen und bei der objektiven Beschreibung zur Verwendung käme.

<sup>331</sup> A. Martinet, *Au sujet des Fondements*, S. 40.

<sup>332</sup> Wir beziehen uns hierbei nicht auf Lautsynkretismen, die auch in der Graphie ihren Ausdruck finden, sondern auf Buchstabensynkretismen, also rein graphische. Dagegen bildet die Schreibung eines *n* wie *u* keinen Synkretismus, weil dies nicht durch die „graphische Umgebung“ bedingt ist. Ebenso können die „gebundenen“ arabischen Schriftzeichen als kombinatorische Varianten gelten, schaffen aber keine Neutralisierungen.

<sup>333</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 67.

<sup>334</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 56-58.

ken kann. Dies nämlich darf nur im besonderen Fall von Sprache und Schrift gelten, unter Einschränkung des Begriffsumfanges bei „derselbe Inhalt“, weil in der Schrift ein Großteil bzw. die Gesamtheit der Kundgabe- und der Appellfunktion der Rede verlorengelht. Zwar können in der Schrift neue Ausdruckselemente erscheinen (etwa die typischen Merkmale der „Handschrift“ bestimmter Personen), doch sind diese denen der Laut-Sprache weder ähnlich noch gleichlaufend. Denn sie erlauben immer noch nicht, daß dieselbe Form von einer Substanz auf die andere vollkommen übertragen wird. So können wir zwar auch vollkommen parallele Systeme erfinden,<sup>335</sup> doch – auf dem Felde der historischen (nicht-mathematischen) Gegenstände – wäre es ein sinnloses Unterfangen, einen Gegenstand nur darum zu *schaffen*, um eine Wissenschaft zu seiner Untersuchung zu begründen.<sup>336</sup>

In der Erfahrung (und die Sprachwissenschaft, selbst die theoretische, kann nicht mehr sein wollen als *Theorie der Erfahrung*) bleibt dann der Parallelismus zwischen Sprechen und Schreiben auf die *Darstellungsfunktion* beschränkt, und darin wieder auf die *Referenz* (mit Einschränkungen hinsichtlich der Ausdrucksebene), unter Ausschluß aber der *Evokation* (vgl. III 3.3). Denn so kann eine rhythmische Abfolge *l – r* oder auch *b – d – g* im Sprechen etwas evozieren, nicht aber in der Schrift, weil die „Substanz“ hier eine andere ist. Damit läge hier auch nicht einfach ein weiteres „Ausdrucks“system vor, weil auch der „Inhalt“ nicht derselbe bliebe: gewisse Möglichkeiten der Evokation hängen nämlich von der Substanz selbst der gesprochenen Sprache ab. Andererseits weisen die Buchstaben eine viel größere Erkennbarkeit auf als die Laute (eine vielfach totale) und bilden auch nur bis zu einem gewissen Grade ein „graphisches Kontinuum“. Denn in der Schreibung ist das Graphem das Primäre, die ausdrückliche Konvention (das „Code“element, das in ein Kontinuum *eingebunden* wird), während im Spre-

---

<sup>335</sup> Vgl. H. J. Uldall, *Speech and Writing*, S. 16.

<sup>336</sup> Vgl. A. Martinet, *La double articulation linguistique*, in: *TCLC* 5 (1949), S. 30-37: „On comprendra toutefois que la plupart des linguistes hésitent à modifier de fond en comble l'édifice terminologique traditionnel pour le seul avantage théorique de pouvoir inclure dans le domaine de leur science des systèmes purement hypothétiques“ (S. 37). Doch geht es dabei nicht allein um Terminologie.



chen das Lautkontinuum das Primäre ist (die „Mitteilung“, in der die Laute *abzugrenzen* sind, damit der abstrakte „Code“ entsteht). Ebenso bieten die Grapheme unbegrenzte und vollkommen freie Kombinationsmöglichkeiten, die zuweilen eigene Evokationswerte erhalten können (z. B. um einen unartikulierten Ausruf der Furcht oder des Entsetzens zu suggerieren, wie: *chchchtss!!!*! oder *prrktrrmn!*). Und nichts rechtfertigt in der Schrift eine Unterscheidung wie die zwischen „Vokalen“ und „Konsonanten“. Schließlich erscheinen die meisten sog. „suprasegmentalen“ Lautelemente in der Schrift als einfache allen anderen völlig entsprechende Segmente (!?).

8.4 Einer der bedenklichsten Aspekte bei der Reduzierung des Sprachvermögens auf „eine Sprache“ scheint uns nun die Tatsache, daß dabei die sehr bedeutsame, wenn auch oft mißachtete *evokative Funktion*, die der Laut-Sprache vor allem aufgrund ihrer „Substanz“ eignet, von der Ebene der „langue“ ausgeschlossen wird. Denn die Evokation kann nicht als „nicht-sprachlich“ eliminiert werden, weil sie als Möglichkeit zum „Sprachsystem“ gehört, also gerade zum *System der Möglichkeiten*.<sup>337</sup> Dabei sind die evokativen Möglichkeiten des Deutschen mit seinem Phonem /x/ anders als die des Italienischen, das es nicht hat. Und eine Sprache ohne /r/ gestattete nicht dieselben Evokationen wie eine Sprache mit diesem Phonem. Ebenso kann sich die Kenntnis der richtigen Aussprache, der Realisierung in der „Substanz“, als sehr bedeutsam für die Bestimmung des Wirkwertes einer Äußerung erweisen.<sup>338</sup>

Allgemein wird auch der „willkürliche“ Charakter der Zeichen zu streng genommen, und zwar deswegen, weil das Zeichen als reiner geistiger Bezug verstanden und die Evokation übergangen wird, obgleich auch diese „bedeutend“ ist. Doch soll damit nicht bestritten sein, daß ganz offensichtlich der phonematische Aufbau etwa eines *signifiant* wie /tiš/ nichts mit dem Begriff „Tisch“ zu tun hat, zumal er auch durch *signifiants* wie /tavola/, /tabl/, /mesa/ oder /stol/ zum Ausdruck kommen kann. Die Phoneme jedoch sind oft nicht allein nur Diakritika ihrer Zeichen, sondern dazu noch an sich symbolhaft, symbolisieren also unmittelbar die bedeutete

<sup>337</sup> Vgl. oben *System, Norm und Rede* VI 3.3.

<sup>338</sup> Vgl. J. Marouzeau, *La prononciation du latin*, Paris 1943<sup>3</sup>, S. 21-26.

Sache.<sup>339</sup> Denn kein Zweifel besteht daran, daß Wörter wie *piepen* oder *scharren* nicht allein deswegen „bedeuten“, weil sie „sich von anderen unterscheiden“, sondern auch wegen ihrer „Substanz“. Aber noch über diese eindeutigen Fälle hinaus können viele Wörter in einem Kontext unmittelbare Symbolkraft erhalten: diese Kraft besitzen sie dann als „Möglichkeit“.

Die „Evokation durch die Substanz“ stellt sich dar in der sog. „Musikalität des Verses“, in der nachahmerischen Harmonie, im Reim, in der Assonanz und im Wortspiel. So mag etwa der Vers des kroatischen Dichters Nazor:

*i cvrči, cvrči cvrčak, na čvoru crne smrče*<sup>340</sup>

viel mehr als das hier „geistig“ Vermittelte evozieren und suggerieren. Und im Persischen erlaubt die substantielle Übereinstimmung des Wortes *kū* „wo“ mit der Onomatopöe für den Kuckucksruf dem Dichter 'Omar Khayyām eine zuhöchst suggestive Assoziation.<sup>341</sup>

Sind diese Phänomene in der Sprache nun rein „parasitär“? Beobachtungen etwa bei M. Grammont<sup>342</sup> und W. Porzig<sup>343</sup> sowie vor allem V. Bertoldis Studien<sup>344</sup> lassen den Gedanken aufkommen, daß das Problem  $\phi\acute{\upsilon}\sigma\epsilon\iota - \theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$  unter diesem Blickwinkel noch nicht als endgültig gelöst gelten kann. Dabei beziehen wir uns natürlich nicht auf die Genese, die platonische Ebene der Kausalität, auf der das Problem nicht einmal gestellt werden dürfte,<sup>345</sup> und auch nicht auf die der historischen Begründung und Erklärung, sondern eben auf die Ebene des Bedeutungszweckes, des den Zeichen von den Sprechern beigelegten Wertes. Denn die Bedeutung ist etwas viel Komplexeres als die sog. „Verstandesbedeutung“, die wir hier „Referenz“ nennen. „Bedeutung“ nämlich ist all das, was wirklich

<sup>339</sup> Vgl. K. Bühler, *Psychologie der Phoneme*, S. 169.

<sup>340</sup> „Und (es) zirpt (und) zirpt die Zikade auf dem Zweig der schwarzen Pinie.“

<sup>341</sup> Ein Kuckuck ruft auf dem Dache eines früheren Palastes: *kū, kū, kū* – „wo?, wo?, wo? [sind die Könige, die einst hier residierten]?“

<sup>342</sup> M. Grammont, *Traité de phonétique*, Paris 1950<sup>4</sup>, S. 396f.

<sup>343</sup> W. Porzig, *Das Wunder der Sprache*, Bern 1950, 1967<sup>4</sup>, S. 20f.

<sup>344</sup> Vgl. etwa V. Bertoldi, *La parola quale mezzo d'espressione*, Neapel 1946.

<sup>345</sup> Vgl. A. Pagliaro, *Corso di glottologia I*, S. 113.

mitgeteilt, suggeriert bzw. evoziert wird; was der Sprecher mitteilen will und der Hörer als Mitgeteiltes versteht. Denn nicht zu vergessen und zu verkennen ist, daß die Wörter nicht für den Sprachwissenschaftler oder den Lexikographen Bedeutung tragen, sondern für die Sprecher. Und die sprachliche Bedeutung kommt nicht über ausdrückliche Konventionen zustande: sie wird den Wörtern von Sprechern und Hörern beigelegt; und oft in einer Weise, die „wissenschaftlich“ (historisch) rein willkürlich wäre. Denn es entsteht hier der Konflikt zwischen „wissenschaftlicher Kenntnis“ und „ursprünglicher Kenntnis“, zwischen dem, was der Wissenschaftler von der Sprache als System und Tradition *weiß* und dem, was der Sprecher über *seine* Sprache als Ausdrucksmittel *weiß*. So hat für den Linguisten frz. *naître* nichts mit *connaître* zu tun, doch schon für den Sprecher Paul Claudel.<sup>346</sup> Und es wäre in der Tat absurd, dies als „willkürliche Assoziation“ abzutun. Denn in der Sprache ist – außerhalb aller „sprachlichen Korrektheit“, die eigentlich kein Gebiet der Sprachwissenschaft ist – willkürlich nur, was noch nicht festzustellen war. Doch die Assoziation von *naître* „geboren werden“ und *connaître* „kennen (lernen)“ hat bereits eine historische Existenz: ihre Geschichte beginnt mit Claudel. Und die sog. „Volksetymologie“, die in der Wortgeschichte eine weitaus größere Bedeutung besitzt als den alten Handbüchern zu entnehmen ist, beruht nun gerade auf solchen „willkürlichen“ Assoziationen.<sup>347</sup> Ebenso kann der Linguist zwar auf die Bedeutung bei Wörtern mit hellen Vokalen wie *dick* oder russ. *velikij* „groß“ hinweisen, doch wird dies die Überzeugung des spanischen Sprechers vom evokativen Wert eines Wortes wie *chiquitito* (das nicht dasselbe ist wie einfach *muy pequeño* „sehr klein“) nicht beeinträchtigen, noch ihn etwa *mujercita* einfach als *mujer* „Frau“ + *pequeña* oder *mujerona* als *mujer* + *grande* „groß“ verstehen lassen.

Im ganzen also kommt all das, was im Sprechen unmittelbare Lautsymbolik sein oder dazu werden kann, in anderen als Lautsprachen nicht vor. Andererseits wird auch die Schrift besondere Möglichkeiten der „Sichtbarmachung“ bieten, die in der Lautsprache nicht gegeben wären. Daher und aufgrund der Vernachlässigung

<sup>346</sup> Vgl. P. Claudel, *Art poétique*, Paris 1944, S. 48f.

<sup>347</sup> Vgl. V. Pisani, *L'etimologia*, Mailand 1947, S. 140-53.

der Ausdrucks- und Appellfunktion fällt das Ignorieren der „Substanz“ mit der Reduzierung der Bedeutung auf bloße Referenz zusammen und bedingt eine willkürliche Beschränkung der wirklichen sprachlichen „Form“.

8.5 So erlauben mithin schon die der „Substanz“ zu verdankenden Unterschiede keine formale Identifizierung der aufgrund des Sprechens erstellten „Sprache“ mit anderen existierenden bzw. möglichen „Sprachen“ („Spracharten“). Außerdem aber ist die phonische „Sprache“ wesentlich von allen übrigen „Sprachen“ unterschieden. Denn diese „Sprache“ ist nicht so homogen und allgemein wie die „erfundenen“ Konventionssysteme. In der Schrift, bei der Telegraphie, sowie den Flaggsignalen wird nämlich gegenseitiges Verstehen nur dann möglich, wenn dieselben „Systeme“ benutzt werden (höchstens können hier noch „individuelle Varianten“ der Realisierung in Betracht kommen), während „no two people speak exactly alike“,<sup>348</sup> und die dabei festzustellenden Unterschiede sind häufig systematischer Art. Denn im Sprechen zeigt sich eine Koexistenz der Systeme innerhalb derselben Gemeinschaft und sogar bei ein und demselben Individuum (vgl. III 3.4). Jeder Einzelne nämlich realisiert *sein* System, bzw. eines seiner Systeme, und die gegenseitige Verständigung beruht dabei auf der relativen Ähnlichkeit zwischen diesen und anderen Systemen, die wiederum andere verwirklichen.<sup>349</sup> Wenn wir also die „Sprache“ mit dem System im engen Sinne gleichsetzten, so müßten wir auch sagen, daß *der andere* immer eine „Fremdsprache“ spricht.

Andererseits ist wie gesagt (vgl. 8.3) die phonische „Sprache“ keine dauernde Konvention, kein unwandelbarer „Code“. Die Graphemvarianten nämlich beeinträchtigen das graphische System nicht,<sup>350</sup> wie auch die individuellen Varianten einer telegraphischen Mitteilung nicht das Morsealphabet verändern. Dagegen beeinflusst in der Laut-„Sprache“ jede Realisierung in irgendeiner Weise das Gleichgewicht des Systems, und jede Systemneuerung entstammt

---

<sup>348</sup> D. Jones, *The Phoneme*, S. 9.

<sup>349</sup> „For instance, some Frenchmen have two a-phonemes and others only one. But they speak the same „language“ as the term is commonly understood“ (D. Jones, *The Phoneme*, S. 9, Anm.). Vgl. a. V. Pisani, *Forschungsbericht*, S. 38-39; A. Martinet, *About Structural Sketches*, S. 16.

<sup>350</sup> Vgl. A. Martinet, *Au sujet des Fondements*, S. 40-41.

letztlich einer individuellen Realisierungsvariante bzw. einer kombinatorischen Variante. Die „Sprache“ nach dem Sprechakt ist denn nie die gleiche wie die in ihm „realisierte“ Sprache. Und dies ist keine ‚auf der Ebene der Synchronie unzulässige diachronische Sicht‘, weil das Variieren gerade zum Wesen der gesprochenen „Sprache“ gehört, und somit auch zur Synchronie.<sup>351</sup>

Einzuwenden wäre, daß auch in den anderen Systemen die Neuerungen individuell entstehen: so führt z. B. jemand einen neuen Buchstaben ein (etwa *G* im lat. Alphabet) oder übernimmt als Graphem eine Schreibvariante (etwa *J* oder *V* als „kombinatorische Varianten“ zu *I* und *U*). Doch geht hier die Konvention immer der Realisierung voraus. D. h., daß letzten Endes eine Identifizierung der Laut-„Sprache“ mit den anderen „Sprachen“ eine Verwechslung der *Sprache* als *Enérgeia* mit den bloßen *Ergon*-Sprachen bedeutet (vgl. 3.4). Natürlich können wir auch diese „Sprachen“ nennen und sie bei Bedarf auch als „vollkommenere“ (der *Sprache* als *Idee* nähere) Sprachen betrachten, doch müssen wir zugeben, daß es sich bei ihnen um „Sprachen“ anderer Art handelt.

9. Schließlich wäre noch zu bedeuten, daß aus der Sprachbetrachtung die beiden „Substanzen“ nicht mit gleichem Recht eliminiert werden dürfen, d. h. die „Substanz des Inhalts“ (die reinen Begriffe) und die „Substanz des Ausdrucks“, die Materialisierung der Sprache (vgl. 3.3). Letztere ist eine nicht bloß durch die Sprache *organisierte* Substanz, sondern geradezu die Substanz *der* Sprache als zur Welt der Gegenstände gehörigen und außerhalb des Subjekts befindlichen Phänomens („Natur“). Daher halten wir den früheren Hjelmslev der *Principes* (vgl. 3.2) für zutreffender. Denn die Sprache ist zwar „Sache“ *als Sprache*, jedoch kein „reiner Begriff“ als solcher. In der Ausdruckssubstanz manifestiert sich und *ist* die sprachliche Form immanent vorhanden. Der „Ausdruck“ ist damit die Objektivierung der Form, ihre Materialisierung in einer Substanz, während die „Substanz des Inhalts“ eine sprachliche Form weder manifestiert noch materialisiert: sie wird durch diese Form nur begreifbar. Und jene Substanz gehört damit nicht zur Sprache, noch hat sie sprachlichen Charakter.

---

<sup>351</sup> Zur Gefahr einer Verwechslung des „Synchronischen“ mit dem „Statischen“ vgl. die Bemerkungen bei R. Jakobson, in: *Results* (s. Anm. 56), S. 17-18.

Daher auch sind I. Dals Einwände (vgl. I 5.4) eher so zu verstehen, daß die Wissenschaften des „Denkens“ – im weiteren Sinne des Wortes – notwendigerweise von einer sprachlichen Grundlage ausgehen (vgl. 2.) müssen, und nicht so, daß die Linguistik als Wissenschaft von der *Sprache* überhaupt (d. h. einem *Verfahren zur Objektivierung* der Bewußtseinsinhalte) sich auch mit den „reinen Begriffen“ zu befassen hätte. Die Sprachwissenschaft kann natürlich den Erkenntniswert der Sprache hervorheben, doch nur von der Sprache selbst her: bei der Analyse, der Beschreibung und der Deutung der Sprache in ihrer Existenz als Sache und Geist.

## VI. DIE WECHSELSEITIGE ABHÄNGIGKEIT VON MORPHISCHEM UND HYLETISCHEM

1. Aus den bisherigen Bemerkungen geht wohl hervor, daß es *irgendetwas* gibt, das man so ungefähr mit „Wirklichkeit der Sprache“ benennen kann und das bei den Phonemanalysen als Maßstab dient (vgl. V 7.3). Die implizite Existenz dieses Maßstabes nämlich erweist sich immer dann, wenn wir mit einer Analyse oder einer Definition nicht einverstanden sind (vgl. V 4.2) und wenn ein Kriterium als unzureichend gilt und das Bedürfnis nach anderen Kriterien entsteht. Denn bedeutsam wird nicht, daß sich in der deskriptiven Praxis [k-] und [-k] nicht unterscheiden, dagegen aber [h] und [η] (vgl. V 6.1), noch daß trotz gleicher Distribution /p/ und /k/ zwei verschiedene Phoneme bleiben (vgl. V 6.2). Bedeutsam ist vielmehr gerade die Tatsache, daß diese Forderungen auftreten und die strenge Anwendung bestimmter formaler Kriterien einschränken. Bedeutsam ist weiterhin das Bemühen, in den sog. „schwierigen Fällen“ *andere* formale Lösungen zu finden. Denn warum sind bestimmte Fälle schwierig? Warum wird die Identifizierung von /p/ und /k/ nicht ohne weiteres hingenommen? Warum sind verschiedene Kriterien nacheinander zu verwenden, wenn man zu *annehmbaren* Lösungen kommen will? (Vgl. V 6.1) Und was bedeutet eine „annehmbare“ Lösung? Welches ist das Kriterium ihrer Annehmbarkeit? Und warum geht es den meisten phonematischen Analysen



um eine Übereinstimmung mit der „phonetischen Wirklichkeit“ der Sprache?<sup>352</sup> Auf den Wesenskern all dieser Fragen könnte man mit Hjelmslev und sehr zu Recht antworten, daß alle jene Forderungen sich in jedem besonderen Fall einstellen oder auch nicht, weil es eine formale Vor-Kenntnis der „Sprache“ gibt (vgl. III 4.2), eine *eidetische Intuition* der Phonemeinheiten (vgl. V 7.1). Doch auf derselben hjelmslevschen Grundlage wäre nicht zu erklären, wieso diese Forderungen gerade im Konflikt mit den „formalen“ Lösungen auftreten und warum die „annehmbaren“ Lösungen im allgemeinen gerade die „phonetizistischen“ sind, die die „Substanz“ nicht übergehen. Warum diese Übereinstimmung von eidologischer Ahnung und Substanz? Das bleibt unerklärlich für eine Theorie, welche die absolute Unabhängigkeit der „Form“ gegenüber der „Substanz“ fordert. Oder es muß an irgendeinem Punkte dieser Theorie einen Widerspruch geben, der deren Unanwendbarkeit auf eben die Gegenstände erklärt, auf die sie sich verwendet wissen will.

2.1 In Hjelmslevs Theorie ergibt sich dieser Widerspruch aus dem, was man seinen „Platonismus“ nennen könnte. Denn Hjelmslevs Sprachtheorie bewegt sich auf der „platonischen“ Ebene des Seins, der reinen Formen, der *Sprache als Idee mit objektiver Existenz* (vgl. V 8.1). Für Hjelmslev nämlich ist die „Sprache“ ein *Eidos*, von dem die „sprachliche Sprache nur eine der möglichen Ausdrucksformen darstellt.“<sup>353</sup> Die „Sprache“ besteht also außerhalb „der Sprachen“, sowie auch (objektiv) außerhalb des Sprechens, „außerhalb und unabhängig von den Individuen.“<sup>354</sup> Genau dieser Satz aber stammt von Saussure,<sup>355</sup> und es mag seltsam erscheinen, Spuren des „Platonismus“ im saussureschen „soziologischen Positivismus“ zu finden. Doch in der Tat ergibt sich bei Saussure und den von ihm ausgehenden Linguistiken ein ganz eindeutig „platonischer“ Zug (der den idealen Gegenständen eben „Sach“ existenz verleiht, indem er sie *als Sachen* behandelt), wenngleich sich diese Haltung wissenschaftshistorisch – eher als von Platon – einfach von Schleicher und seiner Vorstellung der Sprache als sprecherunabhän-

---

<sup>352</sup> Vgl. E. Fischer-Jørgensen, *On the Definition*, S. 21.

<sup>353</sup> L. Hjelmslev im Leitartikel zu AL 4 (1944), 3, S. IX.

<sup>354</sup> L. Hjelmslev, *On the principles*, S. 49.

<sup>355</sup> Vgl. CLG, S. 31.

gigen „Naturorganismus“ herleiten wird.<sup>356</sup> Und das trotz der von Saussure daran geübten Kritik.<sup>357</sup> Denn wesentlich verändert er Schleichers Konzept nicht: den „Naturorganismus“ ersetzt er zwar durch einen Sozialorganismus (die soziale „Institution“), behält aber sowohl die Gegenständlichkeit der „Sprache“ als auch deren Unabhängigkeit von der konkreten Sprechfähigkeit bei.<sup>358</sup>

Hjelmslevs „Platonismus“ (bzw. „Schleicherismus“) wird dann sogar in bestimmten von ihm verwandten praktischen Kriterien offenbar, wie etwa der Distribution: denn die Angabe des *Ortes* eines Elementes im System setzt gerade die „äußere“ objektive Existenz dieses Systems voraus.<sup>359</sup>

2.2 Auf diese von uns als „platonisch“ bezeichnete Einstellung gründen verschiedene hjelmslevsche Apriorismen zum Wesen der „Sprache“, wie z. B. „die Sprache *ist* eine Form“, „die Sprache *ist* ein Funktionennetz“. Und diese Apriorismen müssen – dem, der sich hier nicht auf die Ebene der verdinglichten Wesenheiten begibt und die „Sprache“ als einen aus der Sprechfähigkeit abstrahierten idealen Gegenstand betrachtet, d. h. der die Möglichkeit nicht zuläßt, gerade davon zu sprechen, was *die Sprache ist*, sondern nur davon, was *das Sprache Genannte nun ist* – als bloße Bedeutungskonventionen erscheinen (vgl. V 3.4).

Nun zweifelt Hjelmslev aber nicht an der Existenz der „Sprache“ und es geht ihm auch nicht um den Nachweis, wie man zu dem Begriff „Sprache“ gelangt, sondern *er geht von ihr aus*. Und gerade nicht von der „sprachlichen Sprache“, wie es den Anschein hat,

---

<sup>356</sup> Vgl. V. Pisani, *Augusto Schleicher e alcuni orientamenti della moderna linguistica*, in: *Paideia* 4 (1949), S. 297-318; und den *Forschungsbericht*, S. 17. Vgl. a. A. ALONSOS Vorwort zur span. Ausgabe des *CLG*, Buenos Aires 1945, S. 27. Die Verbindung zu Platon besteht dagegen ausdrücklich bei V. Brøndal, *Sound and Phoneme*, S. 45. Vgl. a. K. Bühler, *Sprachtheorie*, S. 60.

<sup>357</sup> *CLG*, S. 16f.

<sup>358</sup> Wenngleich nicht mit aller Kohärenz: s. *System, Norm und Rede* III 3.2.3.

<sup>359</sup> Interessant dabei ist die Beobachtung, wie die methodischen Übereinstimmungen mit den nordamerikanischen Strukturalisten daher stammen, daß auch sie der „Sprache“ eine objektive Existenz zubilligen, zwar nicht als Idee, aber doch als Naturgegenstand. Trotz ihrer ganz verschiedenen theoretischen Voraussetzungen (vgl. I 1.3) treffen sich die Strukturalismen also auf einer Ebene der Objektivität der „Sprache“.

sondern der „Sprache“ als *Eidos*. Denn nur scheinbar wendet er auf der Ebene der „Sprachen als Wesenheiten“ zunächst eine induktive Methode an,<sup>360</sup> zumal er nach der dort erfolgten schlichten Feststellung einer Unerkennbarkeit der „Substanz“ als *solcher* flugs eine radikale und unbegründete Reduzierung aller „geformten Substanzen“ bzw. „Substanzformen“ vornimmt, die nicht unerkennbar sind (vgl. V 5.1),<sup>361</sup> und setzt dann, ohne darauf zu achten, daß er bereits die Ebene gewechselt hat, indem er schon über das eigentlich Sprachliche hinausgeht (vgl. V 8.1), einfach die „sprachliche Sprache“ mit jeglichem anderen „formal analogen“ System gleich.<sup>362</sup> Mehr noch: er glaubt sich dazu aufgrund der durch eine nicht in den erklärten Voraussetzungen vorgesehene Formalisierung erreichten Definition „verpflichtet“. Dabei bemerkt er nicht, daß diese Definition ja nur deswegen auch auf andere Klassen von Gegenständen zutrifft, welche gar nicht berücksichtigt wurden, weil nicht mehr nur die anfänglich betrachtete Klasse definiert wird, sondern *eine Klasse von Klassen*,<sup>363</sup> die jene erste wiederum als *Element* einbegreift (vgl. V 6.2). Und er bemerkt dies deshalb nicht, weil er in der Problemstellung bereits die Lösung vorgezeichnet fand. Und die Einschränkungen der (induktiv gesehen willkürlichen) „geformten Substanz“ gestatten ihm dann, genau am Ausgangspunkt anzugelangen, bei Saussures Satz, nach dem ‚die Sprache Form, und nicht Substanz sei‘,<sup>364</sup> d. h. bei einem Apriorismus zum Wesen der „Sprache“. Der Rückgriff auf die Erfahrungsebene diene ihm dabei nur dazu, eine mögliche, wenn auch unzureichende Bestätigung dieses auf die Wesensebene bezüglichen Apriorismus zu suchen.

2.3 Aber Hjelmslev zögert nicht, der Sprachwissenschaft eben diese „platonisch“ postulierte *Idee-Sprache* als Gegenstand zuzuweisen,<sup>365</sup> deren Umfang allerdings das „eigentlich Sprachliche“ übersteigt. Genau hier – und nicht in seinem „Platonismus“ als solchem (vgl. 2.4) – liegt der innere Widerspruch der hjelmslevschen

<sup>360</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 31 f.

<sup>361</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 51.

<sup>362</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 68.

<sup>363</sup> Vgl.: „cette classe de classes qu'est la langue“ (L. Hjelmslev, in *AL* 4, 3, S. IX).

<sup>364</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 31.

<sup>365</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 68.

Theorie, der sich damit als die Nicht-Übereinstimmung von Theorie- und Anwendungsebene (bzw. Methodenebene) erweist. Denn die Theorie entsteht auf der „platonischen“ Ebene der reinen Formen, während die *dementsprechende* Methode auf die „aristotelische“ Ebene der aufgrund der Erfahrungen in der Welt des Seienden gewonnenen Formen anwendbar sein müßte. Die Theorie also bezieht sich auf die reinen Wesenheiten, müßte aber auf die Existenzen Anwendung finden, auf die Gegenstände, die nämlich nicht bloß „Form“, sondern „Form“ + „Substanz“ (als „Materie“) sind. Sprachwissenschaftlich nun besteht der Widerspruch darin, daß einerseits die „Sprache“ zu einer von der Sprechfähigkeit unabhängigen Form erklärt wird und diese andererseits wieder im „Text“ (*parole*) erkannt werden soll<sup>366</sup> bzw. aus lediglich einer Manifestierung abgeleitet wird.<sup>367</sup> Verwechselt ist hier (in der Praxis, nicht der Theorie) die Ebene, auf der man von der „Sprache“ ausgeht, mit der, auf der man von der „Rede“ ausgeht, ohne daß die Möglichkeit deutlich würde, *gleichzeitig* von beiden Polen auszugehen und dabei doch im Bereich der Erfahrung zu bleiben (vgl. 3.2).

Zugleich auch wird die Stufe der Idee-Sprache mit derjenigen der historischen Sprachen verwechselt. Denn Hjelmslev scheint den seinem Postulat innewohnenden Widerspruch nicht zu bemerken. Diesem Postulat zufolge müßte seine „ermessensfreie“, „in sich von jeder Erfahrung unabhängige“ (und als solche, zumal deren Gegenstände *sind* wie darin definiert und auch keines Widerspruches fähig, auf der Ebene der Möglichkeiten vollkommen gedeckte und unangreifbare) Theorie jedoch zu etwas „geeignet“ sein,<sup>368</sup> d. h. sich auf Gegenstände verwenden lassen, die nicht *durch Definition* (vgl. V 4.2) auf einer anderen Ebene zustande kommen, wie „das Dänische“, „das Französische“ bzw. „das Deutsche“. Auf dieser Ebene aber werden Aussagen wie „die Sprache ist Form“, „die Sprache ist Funktionennetz“, „die Form bleibt ohne die Substanz erkennbar“ völlig unanwendbar (doch nicht „falsch“, zumal sie *einer anderen Ebene gelten*), weil man an jenen „Gegenständen“ das Gegenteil feststellt; d. h. sie sind „Formalisierung einer Substanz“, umfassen Unfunktionelles, und deren Einheiten können nicht ohne Bezug

<sup>366</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 10.

<sup>367</sup> Vgl. E. Fischer-Jørgensen, *Remarques*, S. 231.

<sup>368</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 8.

auf die „Substanz“ definiert werden. Zwar hat Hjelmslev vollkommen recht, wenn er seine Theorie als nicht durch die Erfahrung widerlegbar erklärt – wie auch das Nicht-Vorkommen reiner Quadrate oder Kreise in der Natur die Geometrie nicht widerlegt, die ja ihre *Gegenstände postuliert* –, doch muß er zugeben, daß sie deren Anwendbarkeit schon beeinträchtigen kann.<sup>369</sup> Andererseits bemerkt Hjelmslev ausdrücklich – und vollkommen kohärent –, daß die Glossematik eine Art Algebra zu sein hat.<sup>370</sup> Doch schon mit der Anführung von *Beispielen* verläßt er deren Ebene und kann dabei die Schwierigkeiten nicht umgehen, die sich bei seinem Vorhaben ergeben, die Algebra der reinen Formen auf die „Substanzformen“ zu verwenden.

2.4 So gibt es eigentlich keinen Widerspruch zwischen einer *Theorie der Wesenheiten*, welche die Dinge von der Ebene des Seins her betrachtet, und einer *Theorie der Erfahrung*, welche das Sein von der Ebene der Dinge her sieht, sowie auch zwischen „Platonismus“ und „Aristotelismus“ keinerlei Widerspruch besteht. Denn es liegen hier einfach Theorien verschiedener Ebenen vor, ganz so wie „Platonismus“ und „Aristotelismus“ nur unterschiedliche Philosophien sind und einander nicht ausschließen. Widerspruch vermag hier nur bei der Verwechslung beider Ebenen aufzukommen, also bei dem Versuch, etwas a priori vom „Sein“ Abgeleitetes auf die „Welt“ zu verwenden, bzw. umgekehrt.

Deswegen auch wäre Hjelmslevs Theorie von der reinen Erfahrung her unangreifbar, wenn Hjelmslev nur bei seinem (von ihm „Ermessensfreiheit“ genannten) Apriorismus bliebe und ihm nicht noch die „Anwendbarkeit“ hinzusetzte, d. h. wenn die Glossematiker die *Glossematik* (als aprioristische Theorie des Wesens) nicht mit der *Sprachwissenschaft* (als Theorie der Erfahrung) gleichsetzen wollten, bzw. eher noch diese auf erstere zurückführen würden. Denn hier geht es nicht um zwei sich gegenseitig ausschließende Wissenschaften, sondern einfach um zwei auf verschiedenen Ebenen befindliche, unterschiedliche Wissenschaften. Daher ist es logischerweise unmöglich, die Sprachwissenschaft von der Glossematik her zu kritisieren, bzw. weil jene nicht Glossematik ist; und es ist ebenso unmöglich, die Phonologie von der Kenematik her zu kritisieren, bzw. weil sie nicht Kenematik ist. Deswegen nimmt es wunder, daß Hjelmslev dies dennoch tut. Denn ebensowenig wäre eine Kritik an der Glossematik von der Sprachwissenschaft her möglich, wenn diese sich nicht als Sprachwissenschaft (als *die* Sprachwissenschaft) darstellte und nicht statt der höherstufigen Formen *in* den sprachlichen Formen nur diese selbst, aber so als gehörten sie zu einer anderen Ebene, untersuchen wollte; wenn sie endlich nicht auch gewisse

<sup>369</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 8.

<sup>370</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 62 u. 67.

„Möglichkeiten“ auf der Ebene der historischen Realitäten zu studieren und diese dann mit jenen gleichzusetzen die Absicht hätte.

All dies geht aber nur die Unterscheidung zweier Ebenen an, und betrifft nicht schon den eigentlichen wissenschaftlichen Wert der Aussagen von Sprachwissenschaft bzw. Glossematik.

3.1 „Platonisch“ und „Platonismus“ dienen uns bisher dazu, diese Unterscheidung der Ebenen vorzunehmen und nur generisch und annähernd eine Einstellung zur „langue“ zu definieren. Sie dürfen dabei aber nicht im eigentlichen Sinne verstanden werden. Denn auf rein platonischer Grundlage, d. h. ausgehend von dem, was die „Sprache“ als Ausdrucksform des Seins ist, ließe sich allein ein unüberprüfbares „Wissen“, hingegen keine „Wissenschaft“ von der Sprache erreichen. Und das ist nicht Hjelmslevs Position. Denn zu berücksichtigen ist, daß Hjelmslev trotz aller dem Eidos „Sprache“ zugebilligten Eigenexistenz und seiner Äußerungen, nach denen etwa „die sprachliche Sprache nur eine unter den möglichen Manifestierungen „der Sprache“ im weitesten Sinne darstellt“ (vgl. 2.1) in keiner Weise an die ziemlich problematische Möglichkeit einer „Metaphysik der Sprache“ denkt. Ganz im Gegenteil will er die Sprachwissenschaft auf eine „streng wissenschaftliche“, undogmatische und von jeder Metaphysik freie Grundlage stellen.<sup>371</sup> Seine *Idee-Sprache* ist daher allein als geistige Form bzw. „Klasse von Klassen“ zu verstehen: sie ist eine „Fiktion“,<sup>372</sup> eine *a priori* als Hypothese postulierte „Spezies“ (und letztlich auf die Bedeutungs-

---

<sup>371</sup> „Exempte de tout dogmatisme, la linguistique structurale s'abstient donc également de toute spéculation métaphysique et des appréciations subjectives d'une esthétique vague et stérile. La linguistique structurale substituera à la „philosophie du langage“ de jadis une recherche positive et scientifique . . . L'hypothèse initiale ne se prononce pas . . . sur la ‚nature‘ de l'‚objet‘ étudié. Elle se garde bien de se perdre dans une métaphysique ou dans une philosophie du *Ding an sich*“ (L. Hjelmslev, in AL 4, 3, S. VI). Ganz offensichtlich bedeutet „Antidogmatismus“ für Hjelmslev einfach „Objektivismus“. Doch entgeht ihm dabei, daß gerade die objektivistische Einstellung eine eingängliche „Option“ fordert, d. h. eine dogmatische Handlung (vgl. II 3.3). Der einzige Vorteil – wenn überhaupt ein Vorteil – des Objektivismus ist dann die Ersetzung eines dauernden Dogmatismus (Subjektivismus) durch einen nur anfänglichen Dogmatismus (der aber die Gültigkeit des Gesamtgebäudes in Frage stellen kann).

<sup>372</sup> Vgl. V. Pisani, *Forschungsbericht*, S. 11.



bestimmung „Sprache“ = „semiologische Struktur“ zurückführbar).<sup>373</sup>

Es stellt sich also das Problem, ob eine *Wissenschaft von der Sprache*, wenn auch als „Wissenschaft reiner Formen“, auf vollkommen aprioristischen Grundlagen *in bezug auf beide Ebenen der sprachlichen Kommunikation* zustandekommen kann. Denn die Tatsache, daß solches in Hinsicht auf die „Inhaltsebene“ (in der „reinen Grammatik“ bzw. der „rein logischen Grammatik“ sowie mit zum großen Teil fragwürdigen Ergebnissen der sog. „allgemeinen Grammatik“) hat geschehen können,<sup>374</sup> scheint nicht eben zu bedeuten, daß sich dieses auch auf der „Ausdrucksebene“ machen ließe. Zwischen beiden Ebenen nämlich besteht offenbar kein vollkommener Parallelismus, wie das Hjelmslev postuliert.<sup>375</sup> Denn so wie die beiden „Substanzen“ in unterschiedlicher Beziehung zur Sprache stehen (vgl. V 9), stellen sich auch die beiden „Formen“ als verschieden dar. Dabei *organisieren* die „Inhaltsformen“ irgendwie *die gesamte entsprechende Substanz* (d. h., wenn eine Sprache auch keine „Passivform“ bzw. keinen „Plural“ besitzt, so werden „Passivität“ und „Pluralität“ in ihr doch irgendwie zum Ausdruck kommen oder auch in allgemeineren „Formen“ ihren Platz finden), während aber beim Ausdruck *die akustische Substanz einer Auswahl unterliegt und ein Gutteil an ihr einfach ungeformt bleibt*. Denn eine Sprache ohne helle gerundete Vokale (ö, ü) bzw. dunkle ungerundete (rum. î, ă) *hat diese einfach nicht* und organisiert diese auch nicht „in anderen Phonemen“. Von ihr aus wären sie nicht einmal mehr „Allophone“, sondern schon *nicht-sprachliche Laute*.

3.2 Folglich ergibt sich zumindest beim Ausdruck (und ohne das Erfordernis einer anderen Position zum Inhalt) als unabwendbare Notwendigkeit, daß man sich auf die „aristotelische“ Ebene der Formalisierung der konkreten Spracherfahrung begibt und dabei die ganz besonderen „Substanz“anteile berücksichtigt, die jede

<sup>373</sup> L. Hjelmslev, *Leitart*. zu AL 4, 3, S. IX. Diese Konvention impliziert auch die Identifizierung von „Linguistik“ und „Metasemiotik“ (entsprechend etwa SAUSSURES *sémiologie*).

<sup>374</sup> Wir meinen damit natürlich die „allgemeine Grammatik“ als „universelle Grammatik“, nicht als Methode oder Theorie der Grammatik, als welche die „allgemeine“ Grammatik völlig annehmbar wäre.

<sup>375</sup> Vgl. dazu einige der Bemerkungen bei I. Dal, *Phonologie und Sprachwissenschaft*, mit denen man allerdings nicht ganz einverstanden sein kann.

Sprache in sich „organisiert“. Es bleibt also zu beachten, daß die Sprache auf dieser Ebene ein „Naturding“ ist, ein in der Welt vorkommendes Phänomen (vgl. II 3.4; IV 1.1-2; V 9). Gegenstand der Wissenschaft bleiben zwar auch weiterhin die „Wesenheiten“, doch sind sie „Wesenheiten“, die dort nachzuweisen wären, wo sie vorkommen, d. h. in der phänomenischen Wirklichkeit der Sprache, in jener *parole* eben, die Hjeltslev aus seiner (strukturellen) Linguistik ausschließt, weil sie ‚nicht der Definition entspricht‘, die diese von ihrem Gegenstand gibt.<sup>376</sup> Mit anderen Worten sind die „Dinge“ nicht zu übergehen, sondern es ist im Gegenteil „bis zu den Dingen zu gehen“, weil alles Wesen sich nicht „jenseits“ bzw. „hinter“ den Erscheinungen befindet,<sup>377</sup> sondern *in* den Erscheinungen selbst: denn diese manifestieren *all jenes*.<sup>378</sup> Auf dieser Ebene nun *wird das Morphische im Hyletischen greifbar*, die „Form“ durch und in einer „Substanz“ manifestiert, genau wie das Hyletische nur aufgrund des Morphischen zur Kenntlichkeit gelangt. Doch die Feststellung einer Wesenheit in einem Ding bedeutet noch nicht, daß man sich bei dem Einzelding aufhält, zumal, um mit Husserl zu reden, ein Ding nicht allein „ein Ding“ ist: denn „das eidetisch Singulare impliziert also die sämtlichen über ihm liegenden Allgemeinheiten, die ihrerseits stufenweise „ineinander liegen“, das Höhere immer im Niederen.“<sup>379</sup>

Ebenso bedeutet „vom Phänomenischen ausgehen“ nicht vom völlig Heterogenen und Amorphen auszugehen, weil man notwendigerweise bei einer „Vorkenntnis“ des Systems ansetzt (vgl. II 3.5; III 4.2; IV 2.1-2; V 7.1); noch bedeutet es, daß die Begriffe „Struktur“ und „Funktionalität“ ausgeschlossen werden, weil das in einer Struktur Funktionierende zum Wesen der beobachteten „Dinge“ gehört und diese „Dinge“ nur hervortreten, weil man ihnen jenes Wesen zuerkennt (vgl. II 3.5; IV 2.1-2). Mit anderen Worten *geht man zugleich vom „Sprechen“ und von der „Sprache“ aus*, zumal bereits das Erkennen des Sprechens als Sprechen dessen Erkennen als „eine Sprache Sprechen“ voraussetzt sowie die Intuition der

<sup>376</sup> L. Hjeltslev, *Leitart*. in *AL* 4, 3, S. IX.

<sup>377</sup> L. Hjeltslev, *Prolegomena*, S. 61.

<sup>378</sup> E. Husserl, *Ideen I*, S. 12f. – Vgl. auch die Analyse von „Phänomen“ bei M. Heidegger, *Sein und Zeit*, Tübingen 1963<sup>10</sup>, S. 28f.

<sup>379</sup> E. Husserl, *Ideen I*, S. 12 bzw. 32.

„sprachlichen Form“ bei jedem beobachteten Stück Substanz impliziert.

3.3 Die „Formalisierung des Sprechens“ besteht nun gerade in der „Explizierung“ (sowie der Korrektur, Klärung und Überwindung auf der wissenschaftlichen Ebene) einer „vorprädikativen Erfahrung“, die im Wiedererkennen des Sprechens als solchen impliziert ist. In dieser Formalisierung aber geht die „Substanz“ nicht verloren, weil sie beim Erkenntwerden ebenfalls „formalisiert“ wird, zur *Substantialität* als Attribut der „Form“ (des Wesens). Denn eine sprachliche Form ist zwar eine Abstraktion, doch keine „leere Form“ ohne Attribute, sondern sie bewahrt gerade diejenigen Attribute, mit denen sie konkret in der Substanz erscheint. Und eines ist die Verkenntung der unkenntlichen Substanz (des rein Materiellen) und ein anderes wieder die Behauptung, das Phonem etwa sei „reine Form“, *keine* Substanz, weil nämlich in der Form die Substanz als Substantialität erhalten bleibt. So gesehen nun ist der Satz, nach dem „die Sprache Form, keine Substanz ist“ – wenn er einen Sinn haben soll – entweder selbstverständlich oder aber verfehlt oder einfach eine Bedeutungskonvention. Er ist selbstverständlich, insofern er bedeuten will, daß die „Sprache“ nicht das vollkommen Materielle ist und nicht zum Unkenntlichen gehört, bzw. daß die „Sprache“ Formalisierung des Sprechens ist, und nicht das Sprechen selbst (also abstrakt, und nicht konkret). Verfehlt ist er, wenn er bedeuten soll, daß die „Sprache“ leere Form *ist*, ohne die Attributierung der Substantialität. Und er ist eine Bedeutungskonvention, sofern er allein bezweckt, daß „Sprache“ eine Gesamtheit von Formen als solchen *heiße* und keinen Bezug auf die diese Formen selbst ausmachenden Substanzattribute nimmt.

3.4 Aus dem Vorstehenden folgt nun, daß das *Phonem* nur als weitere Formalisierung des „Lauts“ (der ja schon eine „Form“ ist, vgl. V 5.1) begriffen werden kann, als Form im „Sprachlaut“ (der ja nur aufgrund dieser von ihm enthaltenen höheren Form erkennbar und abgrenzbar wird); und ganz genau als Form, die ohne „Substanz“ zu sein als Attributierung die in den konkreten Lauten als „Substanz“ erscheinende Substantialität beibehält. Nichts anderes wird behauptet, wenn es heißt, ‚das Phonem ist dem Laut inhärent‘ als ‚überzeitliche und diskontinuierliche‘ Form des Lautes selbst;<sup>380</sup>

<sup>380</sup> V. Brøndal, *Sound and Phoneme*, S. 42-43. Er schließt aber die Silbe

die Phoneme sind ‚das im Klanggesicht konstant Bleibende‘ und „gehören mit zur Lautsubstanz des Wortklanges“;<sup>381</sup> (wobei jeder dieser Aussagen immer die *Funktionalität* hinzuzusetzen wäre). Demzufolge ist die *Phonologie* eine von der *Phonetik* nicht zu trennende Disziplin, a. weil sie auf der Wissenschaftsebene nur die „Autonomisierung“ dessen darstellt, was beim Erkennen des Gegenstandes Sprache als solcher mit dem konstitutiven Moment der Phonetik zugleich erscheint; b. weil ihre Einheiten (die Phoneme) die „Explizierung“ einer Formalisierung der „Sprachlaute“ ausmachen, die bei deren Erkenntnis als solcher bereits implizit da ist; und c. weil die Phoneme auf ihrer Ebene der Abstraktion mit Notwendigkeit die „Substantialität“ bewahren, die als konkrete Substanz in den „Sprachlauten“ vorkommt. Mit anderen Worten sind *Phonetik* und *Phonologie* als zwei wechselseitig abhängige Disziplinen zu verstehen.

4.1 Die explizite, überlegte oder „wissenschaftliche“ Formalisierung geht (vgl. V 5.1; VI 3.2) stufen- und schrittweise vor, während sich all deren Stufen der Intuition und der impliziten Formalisierung als un-unterschieden und gleichzeitig darstellen. Die Zahl der Stufen ist dabei abgesehen von einigen wesentlichen nur konventionsgebunden und daher auch variabel.

Bei der Formalisierung des Sprechens nun sind die Hauptmomente vier: a. das Erkennen von etwas als etwas (Übergang von der unkenntlichen „Substanz“ zur „geformten Substanz“); b. das Erkennen dieses Etwas als *Sprache*; c. der Übergang vom Konkreten zum Abstrakten (vom „Sprechen“ zur „Sprache“); sowie d. der Übergang vom bloß Konstanten zum Funktionellen (von der *Norm* zum *System*). Doch nach Konvention und verfolgtem Zweck lassen sich noch mehr Stufen unterscheiden (z. B. zwischen „Sprechen“ und „Sprache“ die der sog. „Individualsprache“). Und wir selbst haben (in V 5.1) schon eine andere mögliche Reihe vorgeschlagen:

---

aus der *Phonologie* aus, S. 44, weil sie in der Zeit entstehe. Doch ist der „Silbenschnitt“ oft von phonologischer Relevanz (vgl. span. /los webos/ – /lo swebos/, /las jervas/ – /la sjervas/). Vgl. dazu B. Malmberg, *La coupe syllabique dans le système consonantique du français*, in: *AL* 4 (1944), S. 61–66.

<sup>381</sup> K. Bühler, *Psychologie der Phoneme*, S. 166 u. 168.

<sup>382</sup> W. Borgeaud, W. Bröcker, J. Lohmann, *De la nature du signe*, in: *AL* 3 (1943), S. 24–30 (S. 30).

a. *unkenntliche Substanz*; b. *Geräusch* (akustische Form); c. unartikulierte *Stimmgeräusch*; d. *Laut* (artikulierte Stimmgeräusch); e. *Allophon* (konkreter, der Ebene des *Sprechens* zugeordneter Sprachlaut); f. *Phon* (abstrakter Laut: das in verschiedenen Allophonen Konstante; entspricht der *Norm*); g. *Phonem* (das in einem „Phon“ Funktionelle; entspricht dem *System*). Unter den sechs eigentlich „formalen“ Momenten (ausgeschlossen das der „nicht-geformten Substanz“) kommen die vier ersten konkret vor: sie sind *Formen mit Substanz*. Phon und Phonem dagegen nur abstrakt: sie sind *Formen der Substanz*.

Unter all diesen Momenten scheint uns grundlegend sowie eine Bereicherung der „Form“ dasjenige des *Allophons*, weil es mit der Ebene übereinstimmt, auf der *etwas Physikalisches* als *Ausdruck und Kommunikation des Menschen* erkannt wird. Es ist dies die Stufe, auf der sich die Sprache als „Natur“ und „Geist“ zugleich konstituiert. Die darauf folgenden wissenschaftlich zweckmäßigen und sogar unentbehrlichen Schritte stellen dann mit Notwendigkeit eine Verarmung dar, zumal da bei jeder einzelnen Formalisierung nur gewisse Konstanten erhalten bleiben und daher, obwohl man einerseits an Systematizität, Klarheit und Einfachheit gewinnt (und dadurch eine strengere wissenschaftliche Beschreibung möglich wird), andererseits eben ein Gutteil des unüberschaubaren Reichtums des Sprechens als Erkenntnis- und Schöpfungsvorganges verloren geht.

Das *Phonem* ist dann bei der „sprachlichen Sprache“ der letzte Formalisierungsgrad und auch der (von ihrem Anbeginn an) letzte Grad der impliziten Formalisierung. Denn diese geht nicht darüber hinaus. Dagegen darf die absichtliche Formalisierung weitergehen. Sie kann aus den funktionellen Elementen ganz verschiedener „Sprachen“ (*Phonem, Graphem, usw.*) eine weitere Klasse bilden: das *Kenem* (das damit einer nach Hjelmslev als *Schema* benennbaren Ebene entspricht). Und theoretisch ließe sich sogar unbegrenzt weiterfahren, z. B. mit der Begründung der Klasse der „dinstinktiven Merkmale“ im allgemeinen, sodann der Klasse aller funktionellen Elemente usw., die etwa als „Markem“, „Funktionem“ usw. zu bezeichnen wären: das Suffix *-em* ist dabei reichlich produktiv. Diese letzten Momente (nach dem *Phonem*) stellen aber schon als „rein“ benennbare Formen dar. Denn es sind *Formen ohne Sub-*

stanz, insofern sie zu ihrer Konkretisierung keine bestimmte Substanz verlangen (dagegen wohl eine generelle *Substantialität*).

Das der Sprachwissenschaft und ihren Disziplinen dabei entstehende praktische Problem ist also deren eigene Abgrenzung innerhalb dieser „Formen“ abfolge. Pikes Phonetik (vgl. IV 3) betraf die Ebene des *artikulierten Lautes*, der noch vor der Sprache liegt; die experimentelle Phonetik die des *Allophons*. Die praktische Phonetik erfaßt normalerweise die Ebenen des *Allophons* und des *Phons* (des konkreten sowie abstrakten Sprachlauts) – neigt aber eher zum letzteren – und schließt nach Jones (vgl. I 4) auch die Ebene des *Phonems* mit ein. Zwirners Phonometrie hält sich entschieden an die Ebene des *Phons*. Die Phonologie (bzw. „Phonemik“ und „Phonematik“) als Wissenschaft des „Systems“ liegt zwar auf der Ebene des *Phonems*, muß aber als Wissenschaft der „Sprache“ auch die Ebene des *Phons*, der „Realisierungsnorm“ (vgl. III 3.6) erfassen. Die „traditionelle“ Sprachwissenschaft hielt und hält sich im allgemeinen noch an diese Ebene des *Phons*, des „im Sprechen einer Gemeinschaft Konstanten“ (was aber die Kenntnis des *Phonems*, der Ebene der Funktionalität nicht ausschließt, sondern eben mitbedingt). Die strukturelle und funktionelle Sprachwissenschaft nun vernachlässigt allgemein zumeist das *Sprechen* und die *Norm* und widmet ihre Aufmerksamkeit fast ausschließlich der Ebene des *Phonems* (*Systems*); doch überwindet sie diese nicht, weil sie hier das „eigentlich Sprachliche“ enden sieht. Allein die Glossematik (mit ihrer dementsprechenden „Kenematik“) besetzt die Ebene des *Kenems* („Schemas“), der „*langue* im allgemeinen“, und schließt damit die Betrachtung sowohl der „Formen mit Substanz“ wie auch der „Formen der Substanz“ aus (ohne aber die „Substantialität“ ausschließen zu können). All dem zufolge sind die Divergenzen und die Widersprüche unter den genannten Richtungen und Disziplinen häufig nur scheinbar, weil sie sich einfach auf unterschiedliche Ebenen der Formalisierung beziehen.

4.2 Die Betrachtung der „Substanz“ – die eigentlich nur die „organisierte Substanz“, d. h. die „Form mit (bzw. der) Substanz“ betreffen kann – nimmt sich zwar auf jeder der unterschiedenen Ebenen anders aus, kann aber nicht isoliert, ohne eine Gesamtschau aller Ebenen geschehen.

Bereits auf der Ebene des *Allophons* nämlich – um bei den sprachlichen „Momenten“ zu bleiben – ergibt sich die besondere „Substanz“selektion je nach der dem jeweiligen Sprechen zuzuordnenden „Sprache“ (vgl. 3.1).



So etwa erscheinen in dem der spanischen „Sprache“ zugeordneten Sprechen Laute wie [ö] oder [ü] nicht einmal als Allophone; und andere, wie [š] oder [v], können sich nur als „unnormale“, strikt individuelle und gelegentliche Allophone verstehen. Zur selben Ebene nun gehören auch die „universellen“ kombinatorischen Varianten, die echt von der Lautumgebung bestimmt werden (wie z. B. die Realisierungen des /n/ vor [d] bzw. [g]).

Auf der Ebene der „Norm“ sind dann die für eine Sprache spezifischen kombinatorischen und „Stellungs“-varianten vertreten, ganz wie andere konstante, aber unfunktionelle Oppositionen auch. So ist z. B. im Rioplatensischen das (h) eine kombinatorische Variante zu /s/ (vgl. V 7.1), wengleich eben keine „universelle“ Variante. Und ebenso sind (ɛ) und (e) im Spanischen *Phone* (normale Realisierungen), wenn auch keine funktionellen Elemente.<sup>383</sup>

Auf der Ebene des „Systems“ erscheint dann die jeweils *eigentliche Distribution der Funktionalität* (mit einfach normalen „Realisierungen“ bei Neutralisierungsstellungen). So ist die Opposition stimmlos – stimmhaft etwa im Rumänischen oder im Serbokroatischen bei finaler Stellung auch funktionell, dagegen nicht im Deutschen oder Russischen, wo aber die normale Realisierung der jeweiligen „Archiphoneme“ das stimmlose Phon wird. Ebenso eindeutig ist die Opposition /r/ – /rr/ im Spanischen und Italienischen: beidemale ist sie funktionell nur in intervokalischer Stellung; im Anlaut dagegen, wo diese Opposition neutralisiert wird, ist die normale Realisierung (rr) im Spanischen und (r) im Italienischen. Andererseits kann im Italienischen (rr) in der Anlautstellung mit derselben abgrenzenden Funktion wie stets im Spanischen erscheinen (vgl. *arazzo*, syst. /aratso/, norm. (aratstso), mit *arazzo*, syst. /arratso/, norm. (arradzdzo)). Hier ist auch der *Funktionalitätsgrad* zu betrachten. Denn Unterschiede in der „funktionellen Leistung“ bestehen nicht allein bei den verschiedenen Oppositionen, sondern auch innerhalb einer und derselben bei verschiedenen Wörtern. So konnte festgestellt werden, wie im Italienischen trotz distinktiver Opposition /q/ – /q/ die Aussprache [kɔnte] statt [kɔnte] das Verstehen nicht erschwert und gemeinhin unbemerkt bleibt, während etwa [ɔsso] statt [ɔsso] als *orso* verstanden werden kann. Andererseits entspricht dem Funktionalitätsgrad auch ein Normalitätsgrad: so ist die Realisierung (rr) für /R/ im Spanischen nur im Anlaut sowie nach *s*, *l*, *n* obligatorisch; in anderen neutralisierten Stellungen, etwa im Auslaut, kann sowohl [r] wie [rr] stehen. Schließlich gehört zu dieser Ebene auch die sog. *Distribution der Einheiten im System*. Im Spanischen etwa kann daher ein Wort nicht mit *s* + Konsonant anlauten, und wiederum nur auf einen Vokal bzw. nur auf /d/, /x/, /l/, /n/, /r/, /s/ oder /ʃ/ auslauten.

Daß all dies auch in die Betrachtung einer Sprache hineingehört, läßt sich leicht am Anpassungsvorgang bei den Fremdwörtern ablesen, die an die von der jeweiligen Sprache organisierten „Substanzstücke“ herangeführt und dann umgesetzt werden, damit sie mit deren Norm-, Funktions- und

<sup>383</sup> Vgl. oben *System, Norm und Rede* V 2.

Distributionsregeln zusammenstimmen.<sup>384</sup> Deswegen auch würde das Vorgehen von einer Ebene aus zur Vernachlässigung einer ganzen Reihe Nuancen führen, die, obgleich nicht zum *Funktionierenden* gehörig, doch zur *Funktionsweise eines Systems* zu rechnen sind (vgl. III 3.5). Außerdem vermag nur eine aufmerksame Analyse des Wie der Funktionalität *in einer bestimmten Substanz* auch das hervorzukehren, was in der Synchronie virtuell schon *Wandel* ist, also Entstehungsmoment für das System.

Die Betrachtung der „organisierten Substanz“ wird dann kohärent erst auf der Ebene des für sich und ohne Bezug auf andere Ebenen betrachteten *Kenems* ausgesetzt, weil hier die „Substantialität“ zu nichts weiter wird als zur „Manifestierungsbedingung“. Aber allein darum sind die Formen dieser Ebene nur einsehbar. Denn benennt man sie nur irgendwie, will man mit ihnen *in einer Sprache* „operieren“, dann begibt man sich bereits auf eine Ebene der „Manifestierung“ in einer „bestimmten Substanz“. Zudem noch bedingt alle Arbeit auf dieser (und nur dieser) Ebene zugleich die Betrachtung der „Sprache“ (bzw. ihres „Wesens“) als absolut Beständiges und Unwandelbares.<sup>385</sup> Und gerade darum entsprechen die festen „Codes“, die künstlichen „Sprachen“ und die konventionsgemäßen Semiotiken viel eher als die historischen Sprachen den Postulaten der Glossematik.

Schließlich bleibt darauf hinzuweisen, daß die Identifizierung der „Sprache“ als Ergebnis aus der Formalisierung des Sprechens mit der *Einzelsprache* („deutsche Sprache“, „spanische Sprache“ etc.) drei unterschiedliche Abstraktionen impliziert: a. die Abstraktion selbst, mit der die „Sprache“ als „Norm“ und „System“ zustandekommt (die Formalisierung der Sprechfähigkeit); b. die allein von der Ebene der Gleichzeitigkeit ausgehende Betrachtung alles dessen, was zugleich auf der Ebene des Werdens sich befindet; und c. die Betrachtung der Einzelsprache als etwas Homogenes, d. h. die Reduzierung der *Sprache* auf eine *exemplarische Sprache*.

Denn Begriffe wie *Norm*, *System* und *Schema* stellen nur Strukturen eines Sprechens dar und fallen nicht mit der *Einzelsprache* zusammen, die auf historischen und kulturellen, bzw. auch empirischen Grundlagen von relativem Wert wie dem gegenseitigen Verstehen zustandekommt. In einer *Einzelsprache* nämlich bestehen verschiedene Systeme und Normen (vgl. III 3.4). So wäre im Rioplatischen das „System“ bei denen, die das Phonem /s/ in finaler Stellung erhalten und z. B. die Opposition /la/ – /las/ verwenden

<sup>384</sup> Vgl. N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge*, S. 47-50.

<sup>385</sup> „Elle [l'hypothèse] nie également le droit de considérer un état de langue comme un simple moment passager d'une évolution, transition fuyante et fluctuation incessante“ (L. Hjelmslev, *Leitart*. zu AL 4, 3, S. VII).

nicht mehr dasselbe wie bei denen, die kein finales /s/ kennen und /la/ - /la:/ gebrauchen;<sup>386</sup> ebenso ist auch das „südamerikanische System“ ohne die distinktiven Oppositionen /j/ - /ɲ/ und /s/ - /θ/ nicht mehr dasselbe wie das damit funktionierende System des „literarischen Spanisch in Spanien“.<sup>387</sup> Trotzdem aber gehören all diese „Systeme“ zum „Spanischen“ und nur zu einer seiner Erscheinungsformen. Natürlich steht dem nichts im Wege, daß durch eine weitere Abstraktion über die verschiedenen festgestellten „Systeme“ ein dem „Spanischen“ entsprechendes *Archisystem* erstellt wird. Nur könnte ihm keinerlei Funktionalität mehr eignen (es könnte in keiner „Norm“ und dann auch in keinem „Sprechen“ seine „Verwirklichung“ erfahren), weil es bloß noch die gemeinsamen Züge jener einzelnen „Systeme“ bewahren würde. Um diese Schwierigkeit nun zu umgehen, bezieht sich D. Jones ausdrücklich auf die aus dem Sprechen eines einzelnen Sprechers mit bestimmtem und homogenem (also immer demselben) „Stil“ erschlossene Sprache.<sup>388</sup> Und dieser Konvention entspricht auch der Begriff „Idiolekt“ (*idiolect*), den die nordamerikanischen Sprachwissenschaftler geschaffen haben.<sup>389</sup> Er ist zwar vorteilhaft, bezieht sich aber auf eine hypothetische Wirklichkeit, zumal niemand in einem einzigen „Stil“ und immer demselben spricht. Immerhin aber wird damit deutlich, daß jegliche Beschreibung eines *Systems* nur ein *Sprachbeispiel* abbildet, und nicht *die* Sprache (selbst wenn dies „Beispiel“ mit dem „beispielhaften Deutsch“, dem „beispielhaften Französisch“ usw. übereinstimmen sollte).

4.3 So ist also auch von der Formalisierung der konkreten Sprechfähigkeit her *die Glossematik voll gerechtfertigt, doch dies auf einer höheren Abstraktionsebene als der der eigentlichen Sprachwissenschaft* (der Wissenschaft von der Laut-Sprache). Nennt man diese höhere Ebene dann „eigentliche Ebene *der langue*“ und identifiziert die Glossematik mit *der Sprachwissenschaft*, so sind dies einfache Bedeutungsbestimmungen, die zu keinem Irrtum mehr führen können, sofern sie erst als solche gelten.

<sup>386</sup> Vgl. W. Vásquez, *El fonema /s/ en el español del Uruguay*, S. 6-7 (90-91).

<sup>387</sup> Vgl. Coseriu-Vásquez, *Para la unificación*, S. 11 (191).

<sup>388</sup> D. Jones, *The Phoneme*, S. 9.

<sup>389</sup> Vgl. R. Jakobson, *Results*, S. 15.

Die Position des Glossematikers nun gleicht der eines Wissenschaftlers, der beim Studium der Pflanzen lediglich gewisse allgemeine Lebensformen an ihnen herausstellte (wie Aufkeimen, Wachstum, Befruchtung, Vermehrung) und dabei absichtlich die jeweils spezifische Substanz und das Besondere der Pflanzen selbst überginge. Dieser Naturwissenschaftler aber betriebe damit keine Botanik mehr, sondern schon eine Wissenschaft höherer Ordnung: Biologie. Er würde damit auch solange eine berechnete und zur Botanik nicht im Widerspruch stehende Wissenschaft betreiben, als er nicht die einzige streng wissenschaftliche Botanik ausüben und dabei gerade auf der Ebene der Botanik allein die allgemeinsten Konzepte der Biologie verwenden wollte, indem er etwa zu bedenken gäbe, daß man von Pflanzen mit Chlorophyll nicht sprechen könne, zumal es ja auch lebende Organismen ohne Chlorophyll gebe, wie z. B. die Löwen.

Ebenso gerät eine sich streng an ihre Ebene haltende Glossematik keineswegs in Gegensatz zur Sprachwissenschaft, sondern schließt sie geradezu mit ein, gleich wie die Kenematik auch die Phonologie umfaßt. Und eben deshalb kann der Glossematiker kohärent nicht Phonologie mit Kenematik gleichsetzen wollen, indem er mit „leeren Formen“ auf der Ebene der „Formen der Substanz“ arbeitet (vgl. 2.3-4). Andererseits wieder schöpft die Glossematik das „eigentlich Sprachliche“ weder aus, noch vermag sie es je zu wollen, weil sie mit ihrer Stellung auf der Ebene der „Sprachen im allgemeinen“ an der sprachlichen Sprache nur das untersuchen kann, worin diese mit den anderen „Sprachen“ übereinstimmt, und notwendigerweise alles dieser Sprache Eigene beiseite lassen wird. Jedenfalls aber muß die Glossematik bei einem Hinabstieg auf die Ebene der Laut-Sprache bzw. jeder anderen „Sprache“ unweigerlich auch deren jeweils eigene Substanz berücksichtigen, d. h. jeweils Phonematik, Graphematik usw. werden, muß also dabei als Glossematik zu bestehen aufhören.

5. Ähnlichen Feststellungen scheint sich dann auch Hjelmslev genähert zu haben. Denn in späteren Entwicklungen seiner Lehre ignoriert er die „Substanz“, wie es scheint, nicht mehr. So sagt dazu E. Fischer-Jørgensen wörtlich: „The point of view . . . that commutation and identification must involve substantial considerations if the analysis is to be of any use, is not incompatible with Hjelmslev's

theory in its present form. His „purely formal analysis“ is not meant as a preliminary linguistic operation, but as a final control of the results gained in this way by trial and error.“<sup>390</sup> Die Begründung dieser so bedeutsamen Einstellungswandlung läge nach offenbaren Andeutungen der Autorin in der Forderung nach Einfachheit der Beschreibung.

Doch inwiefern der „Grundsatz der Einfachheit“, ein bloßer methodischer Grundsatz,<sup>391</sup> einen Wandel an einem axiomatischen Punkt der Theorie hat herbeiführen mögen, wird nicht recht klar. Denn ebenso muß man sich fragen, wie weit eine aprioristische Theorie noch erhalten bleibt, wenn ein von der Anwendung, d. h. letzten Endes den Erfahrungsgegenständen bedingter Wandel (vgl. 2.3) hingenommen wird. Mit Kohärenz also läßt sich keine „Korrektur“ der Glossematik vertreten. Denn die Glossematik *als solche* benötigt keine Grundsatzverbesserungen, weil sie auf der ihr eigenen Ebene vollkommene Gültigkeit besitzt (vgl. 2.3-4). Sie braucht dagegen nur eine Unterscheidung zwischen Ebene der Theorie und solcher der Anwendung, auf der sie aber dann *keine Glossematik mehr ist* (vgl. 4.3).

## VII. SCHLUSSFOLGERUNGEN

Auf der Grundlage alles hier Ausgeführten und bei Berücksichtigung als grundlegende Prämissen:

A. daß *alle Sprache zugleich zur „Natur“ und zum „Geist“ gehört* (II 3.4) und

B. daß *„der Mensch durch das Bewußtsein, das er von sich selbst hat, einem jeder Wissenschaft vorausgehenden Wissen unterliegt“* (IV 2.2),

scheint es nun möglich, zu den folgenden Schlußfolgerungen zu gelangen (die hier, insoweit sie „Thesen“, und keine „Feststellungen“ bilden mögen, nur als vorläufige Ergebnisse im Hinblick auf eine ausführlichere Diskussion erscheinen):

---

<sup>390</sup> E. Fischer-Jørgensen, *On the Definition*, S. 12 Anm. 3.

<sup>391</sup> L. Hjelmslev, *Prolegomena*, S. 10-11.

1. Eine scharfe Trennung von „Form“ und „Substanz“ kann auf der phänomenisch-objektiven Seite der Sprache nicht vorgenommen werden, weil alles „Morphische“ im „Hyletischen“ zum Vorschein kommt und andererseits alles „Hyletische“ nur im „Morphischen“ erkennbar ist (II 1.; III 4.3; VI 3.2).

2. Wenn die Form „das in einer Manifestierung konstant Bleibende“ ist, dann muß die als solche (im Konkreten) oder als Attributierung der Form (im Abstrakten) bleibende „Substanz“ als „formalisiert“ betrachtet werden (V 5.1, 5.2; VI 3.3).

3. Die sog. „Substanz“ kann allein als „unerkennbare Substanz“ übergangen werden und wird notwendig auch so übergangen. Nicht ignoriert werden kann sie hingegen als „formierte Substanz“, als notwendiger Träger der sprachlichen Funktionalität, weil dann – zumal das Erkennbare „Form“ ist – auch die „Substanz“ als eine solche in ihrer erkennbaren Seite zu gelten hat. Die sog. „Substanz“ ist hierbei nämlich nur eine „Form“ von niedrigerem Rang als die jeweils angenommene Formalisierungsebene (IV 1.2, 1.4; V 5.1; VI 3.3, 4.2).

4. Daher kann die sprachliche „Form“ weder mit der Distribution im System noch mit den Unterschieden zwischen den konkreten Formen identifiziert werden. Denn außer der Funktionalität umfaßt sie mit Notwendigkeit auch „substantielle“ Attribute (V 7.1, 7.2).

5. Jede Sprache ist ein System der Identitäten und der Unterschiede. Die sprachlichen Einheiten sind nämlich durch ihre „Gleichheit“ erkennbar und durch ihre „Unterschiede“ voneinander abgehoben. Das sog. „Substanzproblem“ stimmt daher mit dem der „sprachlichen Gleichheit“ überein; denn in diesem Begriff kommen „Form“ und „Substanz“ zusammen und werden einander gleich (V 7.2).

6. Der Satz „die Sprache ist eine Form, keine Substanz“ kann ganz verschieden ausgelegt werden. Am vorteilhaftesten wäre es, ihn so zu verstehen, daß die „Sprache“ eine Abstraktion, keine Konkretion ist, die als Formalisierung des Sprechens zustandekommt (VI 3.3).

7. Von diesem Standpunkt (konkret/abstrakt) aus lassen sich (konkrete) „Formen mit Substanz“, (abstrakte) „Substanzformen“ und „Formen ohne Substanz“ als „Klassen“ von „Substanzformen“ unterscheiden (VI 4.1).



8. Die akustische Substanz (Form) ist bei allem Sprachlichen nicht indifferent, zumal weder die Struktur noch der „Inhalt“ der Lautsprache sich vollkommen auf andere „Substanzen“ übertragen läßt (V 8.1-3).

9. Die „Ausdruckssubstanz“ und die „Inhaltssubstanz“ stehen nicht jeweils in demselben Verhältnis zur Sprache, weil erstere die „Substanz“ der Sprache als *Sache*, als objektiven Phänomens ist (V 9). Ebensovienig scheint es einen vollkommenen Parallelismus zwischen „Inhaltsform“ und „Ausdrucksform“ zu geben (VI 3.1).

10. Die Wissenschaft von der Sprache wurzelt notwendigerweise in einem „Vorwissen“, das sich beim Erkennen der Sprache als solcher als „vorprädikative Erfahrung“ herausstellt und mit der vorwissenschaftlichen Kenntnis der Sprache, die der Linguist als Sprecher hat, zusammenfällt (II 3.5-6; IV 2.1-2, 2.4; V 7.3). Alle Bemühungen um eine Übereinstimmung mit der sog. „Sprachwirklichkeit“ gehen auf diese Kenntnis zurück, auf die eidetische Ahnung der „Sprache“ im Sprechen (V 7.1, 7.3; VI 1.). Zugleich bedingt die Erkenntnis der Sprache als solcher auch deren Erkenntnis als Bedeutungszweck. Deswegen ist auch die sog. „Sprache an und für sich“ eine schlichte Abstraktion, und die Sprachwissenschaft kann daher weder Beschreibung „objektiver Tatsachen“ noch Theorie der „reinen Sprache“ sein (II 3.3-4).

11. Die Interdependenz von Morphischem und Hyletischem (1.) und das bei der Erkenntnis der Sprache als solcher erscheinende Vorwissen (10.) bedingen, daß auf der Ausdrucksebene die Phonetik und die Phonologie als einander voraussetzende interdependente Disziplinen zu verstehen sind (III 4.2-3; IV 2.1-2, 2.4; VI 3.4).

12. Die Phonetik als Wissenschaft eines „Sprechens“, d. h. einer mit einer „Sprache“ verbundenen Tätigkeit, darf nicht als Naturwissenschaft gelten. Sie ist zwingend eine linguistische Disziplin (III 1.2, 3.2; IV 1.2, 3.).

13. Die beiden Disziplinen können so, wie sie heute aufgefaßt werden, die Beschreibung des Sprechens und seiner Formalisierungen nicht ausschöpfen, weil sie die *Norm* übergehen, d. h. die unabhängig von einer Funktionalität konstanten Lautelemente übersehen. Das erlaubt uns den Vorschlag zur Unterscheidung dreier eng miteinander verbundener Disziplinen: *Allophonetik*, *Normophonetik* und *Funktionsphonetik* bzw. *Phonologie* (III 3.3-5; VI 4.1-2).

14. Die „sprachlichen Formen“ – Konstantes und Funktionelles – erscheinen im konkreten Sprechen und werden darin über eine mit deren Verstehen als solchem gleichzeitige eidologische Ahnung wahrgenommen. Deshalb muß die Sprachwissenschaft ausgehen von der Sprechfähigkeit und durch absichtliche Formalisierungen die vorprädikative Erfahrung explizieren. Die verschiedenen linguistischen Begriffe – unter ihnen die „langue“ – kommen als Abstraktionen über das konkrete Sprechen zustande. Die „langue“ als Formalisierung des Sprechens ist dann zwar eine Abstraktion, doch keine Fiktion (I 5.6; IV 1.2; VI 3.2, 4.1-2).

15. Das Ausgehen von der Sprechfähigkeit ist kein völlig objektivistischer Ansatz, weil man dabei immer mit dem Vorwissen von der bzw. einer Sprache beginnt (III 4.2; IV 2.5; V 7.1, 7.3; VI 1., 3.2).

16. Begriffe wie *Norm*, *System* und *Schema* sind Formalisierungen des Sprechens und nicht der *Einzelsprache*, die immer historisch und kulturell bedingt ist, gleichzusetzen. In jeder *Einzelsprache* besteht dann eine Koexistenz von „Normen“ und „Systemen“ (III 3.4, 3.6; VI 4.2).

17. Bedeutungskonventionen wie: „die Sprache ist nur Form“, „die Sprache ist ein Funktionennetz“ können nicht für die historischen Einzelsprachen gelten, sondern nur für aprioristische (durch Definition erstellte) Konzepte bzw. für durch Konvention erreichte Formalisierungen des Sprechens (V 3.4; VI 2.2).

18. Die Glossematik liegt auf einer höheren Formalisierungsebene als derjenigen der Sprachwissenschaft. Daher kann es zwischen beiden auch keinen Konflikt geben, solange sie unterschieden bleiben (V 3.4, 8.1; VI 2.4, 4.2-3). Die dennoch verzeichneten Konflikte rühren aus einem inneren Widerspruch der Glossematik her, der sich hier zwischen Theorie- und Anwendungsebene ergibt (VI 2.3-4).

19. Die Abstraktion der Glossematik ist zwar berechtigt, darf aber nicht zur Identifizierung der sprachlichen Sprache (als Formalisierung des Sprechens bzw. als Einzelsprache) mit den künstlichen „Codes“ und „Sprachen“ führen, die sich von der natürlichen Sprache ganz wesentlich unterscheiden (V 8.3-5; VI 4.2).

20. Alle Formalisierungen der Sprechfähigkeit sind legitim, doch bedeutet jeder Übergang auf eine nachgeordnete Ebene eine „Verar-

mung“ in Hinsicht auf die Wirklichkeit des Sprechens (V 8.5; VI 4.2).

21. Die einzige eine „Bereicherung“ bedeutende Formalisierung ist die, bei der eine „akustische Form“ als „sprachliche Form“, d. h. als bedeutungstragend erkannt wird (VI 4.2).

22. Die verschiedenen deskriptiven Richtungen der Sprachwissenschaft sind nicht gegensätzlich, sondern nur unterschiedlichen Formalisierungsebenen zuzuordnen (VI 4.1).

Zu letzterem wäre noch zu sagen, daß eine Synthese zu einer die verschiedenen „eigentlich sprachlichen“ Ebenen (vgl. VI 4.1) und die der Glossematik organisch (und ohne sie zu verwischen) umfassenden Sprachwissenschaft keineswegs unmöglich und sogar wünschenswert ist. Deren Methode müßte auf einer „Hin-und-Her“-Bewegung beruhen, d. h. vom Sprechen (mit der Vorkenntnis der „Sprache“) zum „System“ (und eventuell zum „Schema“), sowie von der wissenschaftlichen Kenntnis der „Sprache“ zur Klärung der konkreten Sprechfähigkeit. Bedeutsam ist dabei vor allem, daß die Sprachwissenschaft nicht vergißt, wie ihr Wesens„moment“ und ihre Rechtfertigung genau dort erscheinen, wo „ein Lautbild mit einem Begriff eine Verbindung eingeht“ (Saussure, *CLG*, S. 31), d. h. wo ein *Ding der Natur* zum Ausdruck des Menschen wird und als Vermittler zwischen der Welt und der Innerlichkeit des Bewußtseins auftritt, sowie als Voraussetzung des Gesellschaftlichen, der Tradition und der Kultur, letztlich als Bedingung alles Menschlichen.

## LOGIZISMUS UND ANTILOGIZISMUS IN DER GRAMMATIK

1.1 Die Aufgabe, alle Grundbegriffe der Grammatik, insbesondere die Rede- und Grammatikkategorien zu definieren, kommt der traditionell „logische“ bzw. „allgemeine Grammatik“ genannten Abteilung der Sprachtheorie zu. Dabei ist auch zuzugeben, daß alles Mißtrauen, mit dem viele die Grammatikbegriffe betrachten, sich großenteils als eine heilsame Reaktion auf die ebenfalls traditionellen Irrtümer jener Disziplin erweist. Diese Irrtümer stammen aus ihrem „Logizismus“ und ihrem Anspruch, eine falsch verstandene Allgemeinheit zu erreichen. Doch ist kein Irrtum bloßer Irrtum. Denn die „logische“ Grammatik hält eine grundsätzliche Errungenschaft verborgen, die der Antilogizismus dann auch immer übersieht und darüber in andere Verirrungen gerät, die fast gleich schwer wiegen wie die des Logizismus.

1.2 Bekanntlich ist die „logische“ Grammatik häufig und zuweilen sehr heftig kritisiert worden.<sup>1</sup> Doch ist dies nicht immer voll kohärent geschehen und vor allem nicht, ohne daß dabei über das Ziel hinausgeschossen wurde. Denn manche haben – bei impliziter Annahme der logizistischen Prämisse, nach der alle Logizität in der abstrakten Sprache bzw. im Wörterbuch liegen müsse – angenommen, der fälschlichen Identifizierung von Sprache und logischem Denken eine gleichermaßen irrümliche Antinomie von Sprache und Logik entgegensetzen und die Sprache sogar als „unlogisch“, „irrational“, „der Logik konträr“ usw. betrachten zu können.<sup>2</sup> Dies ge-

---

<sup>1</sup> Vgl. z. B. Ch. Serrus, *Le parallélisme logico-grammatical*, Paris 1933; *La langue, le sens, la pensée*, Paris 1941; E. Sapir, *Language*, New York 1921, S. 86f.; K. Voßler, *Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie*, München 1923, S. 1f.; L. Hjelmslev, *Principes de grammaire générale*, Kopenhagen 1928, S. 272f.

<sup>2</sup> Zu den Übertreibungen der Antilogizisten vgl. H. Schuchardt-Brevier, Halle 1928<sup>2</sup>, S. 322-25; B. Croce, „*Questa tavola rotonda è quadrata*“, in:

schieht z. B., wenn einer mutmaßlichen Einheit der Logik die Vielfalt des „sprachlichen“ Denkens gegenübergestellt wird;<sup>3</sup> wenn L. Lévy-Bruhls bekannte Bemerkung, nach der gewisse Sprachen eine „vorlogische Mentalität“ aufweisen, als Beleg für die gegenseitige Unabhängigkeit von Sprache und Logik zitiert wird<sup>4</sup> (wo sie genau das Gegenteil besagt, zumal sie voraussetzt, daß die übrigen Sprachen eine „logische Mentalität“ zeigen müßten); oder wenn die realen Kategorien des Sprechens von den „Wortklassen“ der Norm her erörtert werden.

1.3 Ein eindeutiges Beispiel für die letztere Inkongruenz ist das K. Voßlers: „Nur schade, daß die grammatische Logik sich nie und nimmer mit der wahren Logik decken will. Schade, daß die Sprache sich nicht davon abbringen läßt, den Vertreter des Substanzbegriffes, das Nomen, zum Ausdruck modaler, relativer oder gar irrealer Bedeutungen zu mißbrauchen, das Adjektivum zur Substanz zu erheben, die Substanz in den Komparativ zu setzen, die Vielheit zur Qualität zu wandeln . . .“<sup>5</sup> Abgesehen einmal von der Verwirrung um den Begriff der ‚Substanz‘, die sich keineswegs den modalen, relativen und irrealen Bedeutungen entgegenstellt (vgl. 3.4), liegt hier eine zugleich den logizistischen wie den antilogizistischen Irrtum treffende Kritik vor. Denn der logizistische Irrtum besteht in der Verlegung der Redekategorien [= *categoriae verbales*] in die „Sprache“ und deren Zuordnung zu ganz festen Wortklassen. Der antilogizistische Irrtum besteht wiederum in der Annahme, dieses beeinträchtigt irgendwie die Wirklichkeit der Kategorien als Bedeutungsfunktionen des Sprechens. Das ‚zur Substanz erhobene‘ Adjektiv aber ist einfach ein Substantiv bzw., wenn man so will, ein in der Sprachnorm gewöhnlich als Adjektiv, in dem Falle jedoch als Substantiv vorkommendes und dieser Kategorie in der vollen Definition entsprechendes „Wort“. Voßler nun kritisiert die Kategorien über sie selbst und bemerkt dabei nicht, daß der Irrtum der „logischen“ Grammatik allein in der Perspektive liegt.

1.4 Andere wieder verfallen auf einen umgekehrten Logizismus,

---

*Problemi di estetica*, Bari 1949<sup>4</sup>, S. 173-77; sowie oben *Form und Substanz bei den Sprachlauten*, Anm. 157.

<sup>3</sup> Vgl. etwa E. Sapir, *Language*, S. 86; L. Hjelmslev, *Principes*, S. 31.

<sup>4</sup> So etwa bei L. Hjelmslev, *Principes*, S. 22.

<sup>5</sup> K. Voßler, *Sprachphilosophie*, S. 4.

wenn sie im sprachlichen Ausdruck den Grund für alle Inkohärenzen des Denkens erblicken<sup>6</sup> und sogar gleich die Sprache korrigieren wollen, um sie dem anzupassen, was nach ihrer Meinung die Logik sein müßte. Das setzt aber voraus, daß die Sprache wie ein festgelegter „Code“ behandelt wird. Und die Forderungen nach Stabilität sowie Unzweideutigkeit der Wissenschafts-„Sprachen“ sind innerhalb bestimmter Grenzen und zu ebenso bestimmten Zwecken zwar berechtigt, doch können sie alles Ansinnen, diese „konstruierten“ Systeme mit den historischen Sprachen gleichzusetzen, die sich ja ganz anders herausbilden,<sup>7</sup> keinesfalls absichern.

1.5 Notwendig ist also eine Herausarbeitung der Hauptirrtümer des Sprachlogizismus, damit auch klar wird, wie diese ohne die Verwendung der antilogizistischen Verirrungen aufgelöst werden können. Denn ein Irrtum verschwindet nicht durch einen anderen: damit nämlich hat man nur zwei Irrtümer statt einen.

---

<sup>6</sup> Dies ist einer der Gemeinplätze, die C. K. Ogden & I. A. Richards, *The Meaning of Meaning*, London 1949<sup>10</sup>, – mit einer durch die Tragweite ihrer Ideen kaum gerechtfertigten Arroganz sowie Verwechslungen aller Art – vortragen. Ganz zu schweigen von den noch abseitigeren Gedanken bei A. Korzybski, *Science and Sanity*, Lancaster (Pa.) 1933, und seiner „antiaristotelischen“ Schule der Neo-„Semantiker“, denen zufolge die meisten Übel dieser Welt dem uneigentlichen Wortgebrauch anzulasten seien. Über die Selbsttäuschungen und die Verwirrungen, auf die sich diese Einstellungen gründen, vgl. man B. Croce, *Il linguaggio come errore*, in: *Conversazioni critiche* I, Bari 1924<sup>2</sup>, S. 105–107. Im übrigen äußerte bereits Platon, daß Wahrheit und Falschheit nicht in den Namen, sondern im Denken lägen; vgl. A. Pagliaro, *Sommario di linguistica arioeuropea* I, Rom 1930, S. 17, und W. M. Urban, *Language and Reality*, London 1939, S. 24. Zu den Illusionen der Neo-„Semantiker“ lese man die klugen Bemerkungen bei M. Schlauch, *The Gift of Tongues*, London 1949<sup>3</sup>, S. 130f., zum Dogmatismus und der grundlegenden logischen Schwäche der kühnen Konstruktionen bei Korzybski die unwiderlegliche (und dennoch in ihren Folgerungen nicht genügend strenge) Kritik von M. Black, *Language and Philosophy*, Ithaca (N. Y.) 1949, 1966<sup>5</sup>, S. 221–46. Was der Graf Korzybski zur aristotelischen Logik meint, das offenbart allerdings ein vollkommenes Mißverständnis nicht allein des Aristoteles (dem er gar nicht begangene Irrtümer anlastet), sondern auch der Aufgabe und sogar der Grundlagen aller Logik.

<sup>7</sup> Vgl. E. Coseriu, *Form und Substanz* V 8.3, 8.5. Zu der Inkohärenz derjenigen, die nach der Erkenntnis des „unlogischen“ Charakters der Sprache diese ins „Logische“ korrigieren, d. h. sie zu etwas anderem machen möchten, als sie ist, vgl. B. Croce, *Logica come scienza del concetto puro*, Neapel 1908, dt. *Logik als Wissenschaft vom reinen Begriff*, Tübingen 1930, S. 398 u. 401.



2.1 Grundlegender logizistischer Irrtum ist die Betrachtung der Sprache als Gegenstand logischer Art, genauer als Erzeugnis des logischen Denkens. Dieser Irrtum nun wird wie andere nie von ihm begangene gemeinhin Aristoteles zugerechnet. Denn Mauthners unglücklicher Satz, nach dem der Stagirit als Sprecher des Chinesischen oder Dakotaischen „hätte zu einer ganz anderen Logik gelangen müssen, oder doch zu einer ganz anderen Kategorienlehre“,<sup>8</sup> erscheint immer wieder, bald um zu bedeuten, daß Aristoteles seine Logik aus der Sprache bezog, bald daß er die Sprache an die Logik fesselte. Doch Aristoteles tat weder das eine noch das andere, sondern gab ganz eindeutig der Sprache den Vorrang vor dem logischen Denken, wenn er alle Sprache als solche einfach zum *Bedeutungslogos* erklärt, zum bedeutsamen Ausdruck, der weder Wahrheit noch Falschheit birgt, die dann erst in Behauptung und Verneinung vorkommen, im *Aussagelogos*. Zudem noch schließt Aristoteles jegliche Möglichkeit zu Mißverständnissen aus, wenn er wörtlich sagt, daß das Gebet z. B. bedeutender Ausdruck ist, doch weder wahr noch falsch, und daher auch keinen „Satz“ bildet.<sup>9</sup>

Der hier gemeinte logizistische Irrtum besteht also wesentlich in der Gleichsetzung des *Bedeutenden* mit dem *Logischen*, in der Verwechslung des Primären und Undifferenzierten mit dem, was bereits das Ergebnis einer Differenzierung innerhalb des Bedeutenden, besser noch eine festgelegte Richtung und Bestimmung des *Bedeutungslogos* darstellt. Oder aber von der Finalität her, der eigentlichen Ebene der Sprache (als Ausdruck der Freiheit), bestünde der Irrtum in der Verwechslung des zum Wesen des Gegenstandes – zum ohne weitere Determinierungen in sich gesehenen *Sprachgeschehen* – gehörigen Zwecks, d. h. des Bedeutungszwecks, mit dem nur diesem oder jenem Sprechakt eigenen akzidentellen Zweck. Und dieser gehört nicht zum Wesen des Gegenstandes *Spra-*

<sup>8</sup> F. Mauthner, *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*, Bd. III, Berlin 1902, Leipzig 1923<sup>3</sup>, S. 4.

<sup>9</sup> Aristoteles, *Categoriae* 4.2a, *De interpretatione* 16 a–b, 17 a. Zu Ar.s Sprachtheorie s. den grundlegenden Aufsatz von A. Pagliaro, *Il capitolo linguistico della „Poetica“ di Aristotele*, in: *RicL* 3 (1954), S. 1–55. Vgl. a. G. Scarpato, *Il discorso e le sue parti in Aristotele*, Arona–Mailand, 1950. Nur Teilaussagen bringt R. H. Robins, *Ancient and Mediaeval Grammatical Theory in Europe*, London 1951, S. 19–25.

che, sondern ist gleich der *Absicht des sprechenden Subjekts* in einem ganz bestimmten Sprechakt, und der kann logischer, aber ebenso ästhetischer oder praktischer Natur sein. Verwechselt also werden zwei Ebenen: denn die Sprache ist nicht logisch, sondern dem Logischen vorausgehend.<sup>10</sup>

Denn während alles Logische immer und notwendig bedeutsam (sprachlich) ist, wird das Bedeutsame (Sprachliche) nicht immer und im Wesen logisch sein. Denn die Sprache ist die erste spezifische Äußerung des Menschen als solchen<sup>11</sup> – d. h. als zur Welt- und Selbsterkenntnis fähigen Wesens –, sowie auch die erste und einzig absolut allgemeine Form, über die der Mensch verfügt, um über die unmittelbaren Sinneseindrücke und Reaktionen hinaus die Welt- und die Selbsterkenntnis, d. h. den gesamten Bewußtseinsinhalt festzuhalten und zu objektivieren. Das bedeutet nun einerseits, daß die Sprache und ihre inneren Kategorien nicht eigentlich auf die Denkfähigkeit, sondern auf die der Erkenntnis zu beziehen sind;<sup>12</sup>

---

<sup>10</sup> Dieses Vorausgehen darf nicht so verstanden werden, als lägen hier nur aufeinanderfolgende Stadien derselben linearen Entwicklung vor (so wie jemand vom Kind zum Mann erwächst), wie das bei den meisten der Autoren der Fall ist, die das Wesen der Sprache mit deren Instrumentalität gleichsetzen und sie demgemäß auf eine praktische Tätigkeit reduzieren (vgl. etwa F. Bacon, *Novum Organum* I 43, 59-60; J. Locke, *An Essay Concerning the Understanding* (Fassung von 1671) VI 9; G. Berkeley, *Human Knowledge* 18, 20; sowie später R. Carnap, *Foundations of Logic and Mathematics*, Chicago 1947<sup>4</sup>, S. 3, und *Introduction to Semantics*, Cambridge Mass. 1948<sup>3</sup>, S. 3). Vielmehr handelt es sich hier um ein dauerndes Vorausgehen (so wie jemand zunächst einfach Mensch, dann aber Dichter, Philosoph und Wissenschaftler ist). Andererseits ist auch klarzustellen, daß das „Akzidentelle“ nicht das Logische als solches ist (das notwendig schon in der Sprache steckt), sondern die logische Ausrichtung, *die Bestimmung durch das Logische* (vgl. 3.2.1). Der Irrtum besteht hier also nicht im *Erkennen* des Logischen in der Sprache, sondern im *Reduzieren* der Sprache auf die Logizität.

<sup>11</sup> In dem Sinne bemerkt M. Heidegger, *Sein und Zeit*, Tübingen 1963<sup>10</sup>, S. 165, sehr zutreffend, daß der Mensch als „Seiendes, das redet“ hervortrete (vgl. das *animal symbolicum* bei E. Cassirer, *An Essay on Man*, New Haven 1944, S. 26), nicht als „rationales Wesen“, zumal diese letztere Definition nur einen Aspekt des Logos betont, nicht den Logos als solchen und in seiner Vollkommenheit. Vgl. ferner M. Heidegger, *Über den „Humanismus“*, in: *Platons Lehre von der Wahrheit*, Bern 1947, S. 53f.

<sup>12</sup> Vgl. C.P.F. Lecoutère & L. Grootaers, *Inleiding tot de taalkunde en*

und andererseits, daß die Sprache (als intersubjektive Tätigkeit des historischen Menschen) sich nie auf andere Kategorien zurückführen läßt und vielmehr eine autonome Kategorie bildet, als notwendige Äußerungsform des logischen wie des poetischen und praktischen „Denkens“. <sup>13</sup> Dabei stellt sich die historische Sprache – als schlicht bedeutender Logos – im Hinblick auf die Arten des Denkens eben als „neutral“, „unbestimmt“ bzw. genauer als undifferenziert dar. <sup>14</sup> Und im Hinblick auf das logische Denken im besonderen erscheint die Sprache nicht nur weit davon entfernt, ‚keine Begriffe zu besitzen‘, wie zuweilen behauptet (vgl. 3.2.5), sondern sogar als der eigentliche Ort der Begriffe, zumal diese dem Satzlogos notwendigerweise vorausgehen. Denn die Begriffe gehören, so wie sie Aristoteles auffaßte, gerade zum Bedeutungslogos, eben weil sie weder etwas behaupten noch negieren, und sind weder an sich wahr noch falsch, zumal es in ihnen keine ‚Zusammensetzung und keine Trennung‘ gibt. <sup>15</sup> Die Sprache wird damit zum unentbehrlichen ‚Vermittler‘ für die Herausbildung der Begriffe, <sup>16</sup> und die erste Univer-

---

*tot de geschiedenis van het nederlands*, Löwen – Groningen 1948<sup>6</sup>, S. 137, 199f.

<sup>13</sup> Vgl. N. Hartmann, *Das Problem des geistigen Seins*, Berlin 1949<sup>2</sup>, S. 218, sowie vor allem A. Pagliaro, *Logica e grammatica*, in: *RicL* 1 (1950), S. 24 u. 27, und *Il linguaggio come conoscenza*, Rom 1951 (1952) passim.

<sup>14</sup> Vgl. die Aussagen bei W. M. Urban, *Language and Reality*, S. 95, sowie die strenger fundierten Ausführungen bei A. Pagliaro, *Logica e grammatica*, S. 24, 27 u. 31-33; *Il linguaggio*, S. 87-88; *Il segno vivente*, Neapel 1952, S. 267, 268 u. 275. Zu bemerken ist jedoch, daß hier Aussagen zur Sprache vorliegen, die damit ein die jeweilige Einzelsprache realisierendes, nicht die Sprache als die Einzelsprache erzeugendes oder überwindendes Sprechen meinen. Denn, wie noch an anderer Stelle zu klären sein wird, Croces Gleichsetzung von Sprache und Dichtung ist keine bloße, anderen vergleichbare „Reduzierung“ und zumindest auf einer gewissen Ebene schwer zu umgehen. Dabei mag auch der Hinweis darauf nicht unnütz sein, daß ein Philosoph wie Heidegger, der mit Nachdruck zunächst die „Apriorität“ der Sprache (vgl. Anm. 11) vertreten hat, in späteren Werken zu einer der Croceschen sehr ähnlichen Gleichung gelangt und daß sogar Aristoteles die Untersuchung des Bedeutungslogos schon eher der Poetik und der Rhetorik übertragen wollte.

<sup>15</sup> Vgl. Aristoteles, *Categoriae* 4.2a; *De interpretatione* 16a.

<sup>16</sup> E. Cassirer, *Le langage et la construction du monde des objets*, in: *Psychologie du langage*, Paris 1933, S. 18-44, und *Zur Logik der Kulturwissenschaften*, Darmstadt 1961<sup>2</sup>, S. 28-29. Vgl. a. Ch. Serrus, *La langue, le sens, la pensée*, S. 41.

salität wie auch die ersten zum Aufbau des logischen Denkens notwendigen Unterscheidungen liegen eben in der Sprache und in ihren Kategorien.<sup>17</sup> Denn die Sprache ist bezogen auf das logische Denken ein „Vorher“, kein „Danach“. Dies Denken nun bestimmt, verändert und überwindet zwar die von der Sprache gelieferten Begriffe, hängt jedoch zugleich auch von der Sprache ab: erstens, weil es die Primärbegriffe der Sprache entnehmen muß; zweitens, weil es sich durch die Sprache auszudrücken hat.<sup>18</sup> Demnach ist die Perspektive der Logizisten umzukehren. Denn nicht die Sprache ist Produkt logischen Denkens, sondern dieses beruht im Gegenteil mit Notwendigkeit auf der Sprache. Die Wörter und die Begriffe als virtuelle Wortbedeutungen nämlich müssen da sein, damit auch das logische Denken existieren kann, und nicht umgekehrt.

2.2 Der zweite Irrtum der Logizisten nun besteht in der Ansetzung der „Logizität“ (= Semantizität) im „System“, in der abstrakten Sprache, indem z. B. bestimmte kategorielle Bedeutungen bestimmten „Formen“ zugeschrieben werden und weiter behauptet wird, ein und derselben Form entspreche immer dieselbe Bedeutung, bzw. der einfach als der häufigste festgestellte Wert sei auch der konstante Wert der jeweiligen Form. Genau das geschieht, wenn man einer Form wie *rot* adjektivischen Wert zuteilen will, und zwar nicht allein bei dieser oder jener Verwendung, sondern schlechthin „in der deutschen Sprache“, bzw. wenn behauptet wird, daß die

---

<sup>17</sup> Deswegen hat man auch von einem „primären“ oder sprachlichen, sowie einem „sekundären“ oder logischen Universale sprechen können. Vgl. H. Lotze, *Logik*, Leipzig 1880<sup>2</sup>, S. 18, sowie *Mikrokosmos* V 3.4; E. Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen* I, Oxford 1954<sup>2</sup>, S. 22; R. Höningwald, *Philosophie und Sprache*, Basel 1937, S. 331f.; W. M. Urban, *Language and Reality*, S. 106-107; A. Pagliaro, *Il linguaggio*, S. 78; A. Sechehaye, *Essai sur la structure logique de la phrase*, Paris 1926, S. 43 u. 91 f., der die Sprachkategorien – zur Unterscheidung von denen der Logik – als „Vorstellungskategorien“ betrachtet. Auch B. Croce bemerkt häufig, wenn auch unter anderen Gesichtspunkten, wie das logische Denken sich der Sprache bedient und sie zugleich überwindet; vgl. etwa *Logik*, S. 87 u. 389; *Filosofia della pratica*, Neapel 1915, dt. *Fragmente zur Ethik*, Zürich 1923, S. 242-43; *La Poesia*, Bari 1953<sup>5</sup>, S. 18-19, dt. *Die Dichtung*, Tübingen 1970, S. 15-18.

<sup>18</sup> Vgl. F. Schürr, *Sprachwissenschaft und Zeitgeist*, Marburg 1925<sup>2</sup>, S. 92; H. Delacroix, *Les opérations intellectuelles*, in: G. Dumas, *Nouveau traité de psychologie* V, Paris 1936, S. 85-142, bes. S. 110-11.

Tatsache, daß *rot* in einer bestimmten Verwendung ein Substantiv bilde, irgendwie „der Logik zuwiderlaufe“. Schwer nur läßt sich erfahren, auf welche Logik sich derartige Einstellungen gründen, zumal die Wörter (besser: die Begriffe) für die Logiker allein im Satz eine Bedeutung haben und sogar für viele unter ihnen der Haupt„fehler“ der natürlichen Sprache deren „Asystematizität“<sup>19</sup> ist, die sich in erster Linie aus dem unbeständigen Wert der (als reine „Formen“ verstandenen) Wörter ergebe.<sup>20</sup> Dieser zweite Irrtum nun ist unter den Sprachwissenschaftlern viel weiter verbreitet als unter den Logikern. Und typisch ist hier Brøndals Einstellung, nach der das „Logische“ in der „Norm“ erscheine und der „logische Wert“ eines Wortes beständig sei.<sup>21</sup> Dies setzt aber voraus, daß man vergißt, daß die „Sprache“ keine autonome Realität ist, sondern erst über das Sprechen zustandekommt, und die „Norm“ kein festes und unwandelbares System, sondern ein bloßer Durchschnitt, zumal die in ihr enthaltenen Bedeutungen traditionell sind und es „viele Traditionen gibt“. <sup>22</sup> Der „logische“ (= semantische) Wert einer Form vermag zwar durch und innerhalb einer ausdrücklichen Konvention beständig zu *werden*, ist dies aber nicht an sich schon in der Sprache, wie das etwa die Tatsache belegt, daß jedes „Wort“ und sogar ganze Syntagmen substantivischen Wert erhalten können. Und die Sprache vermag weder logisch noch unlogisch zu sein, zumal sie nur potentielle, keine realen Bedeutungen umfaßt. Es gibt keine Logizität des grammatischen Systems, das ein „Schema der Schemata“ ist, ebensowenig wie eine Logizität des Wörterbuchs,<sup>23</sup>

<sup>19</sup> Vgl. z. B. R. Carnap, *Logische Syntax der Sprache*, Wien 1934, engl. *The Logical Syntax of Language*, London 1937, 1964<sup>6</sup>, S. 2 und 294.

<sup>20</sup> Vgl. dazu die seltsamen und größtenteils unstimmigen Grübeleien bei L. Jordan, *Los elementos lingüísticos de la lógica*, Córdoba (Arg.) 1938, und *La logique et la linguistique*, in: *JPsych* 30 (1933), S. 45-56, wie auch bei anderen Anwärtern auf eine „Kunstsprache, die ganz methodisch die Fehler und Irrtümer der natürlichen Sprachen vermeiden müßte.“ Über die Inkohärenzen eines solchen Bestrebens s. die Bemerkungen bei Hegel, *Wissenschaft der Logik* III 1.3.A.d, Anm. – Vgl. außerdem oben die Anm. 6 u. 7.

<sup>21</sup> V. Brøndal, *Ordklasserne. Partes orationis*, Kopenhagen 1928, S. 47, 53f. u. 85.

<sup>22</sup> J. Dewey, *Logic. The Theory of Inquiry*, New York 1938, S. 50.

<sup>23</sup> Vgl. G. Calogero, *Estetica, semantica, istorica*, Turin 1947, S. 219: „Es gibt keine Logik der Grammatik, ebensowenig wie es eine Logik des Wort-

das ein bloßes „Register eines gewesenen Sprechens“ und der darin festgestellten häufigsten Werte ist.<sup>24</sup> Logisch oder unlogisch können aber nur bestimmte Sprechakte sein, und das nicht als Sprache, sondern als Behauptung oder Verneinung, d. h. als Äußerung dieser oder jener Gedanken.

2.3 Der dritte Irrtum der logizistischen Grammatik besteht in der Verwechslung des „Logischen“ (=Semantischen) und des Ontologischen, d. h. der Bedeutungen und der bezeichneten Dinge.<sup>25</sup> Bei den Redekategorien zeigt sich dieser Irrtum im sog. „logisch-objektiven“ Kriterium, dem zufolge die Redeteile als den „Kategorien der Wirklichkeit“ genau entsprechend gelten. D. h., das Substantiv würde „Dinge“ benennen; das Adjektiv „Eigenschaften“; das Verb wirkliche „Vorgänge“. Das scheinbare Zusammentreffen beider „Kategorien“-Reihen – vor allem bei Substantiv und Verb, die gewöhnlich schon auf „Dinge“ bzw. „Vorgänge“ (im wörtlichen Sinne) verwendet werden – rechtfertigt aber die logizistische Verwirrung noch nicht. Denn dazu genügt die Beobachtung, daß dieselben Tatbestände über ganz verschiedenen Kategorien entsprechende Wörter benannt werden können, und zwar in ganz verschiedenen Sprachen wie ein und derselben. Hier zeigt sich wiederum, daß als konstant der häufigste Bezeichnungsmodus für bestimmte Sachverhalte und bei verschiedenen Sprachen als Ausgangsbasis das in der Sprache des Betrachters bzw. in einer anderen, von ihm als Modell der „Logizität“ benutzten Sprache dafür gewöhnlich Festgestellte genommen wird. Doch darf die gedachte Wirklichkeit nicht mit der realen Wirklichkeit<sup>26</sup> verwechselt werden, und vor allem ist nicht zu vergessen, daß nicht die Sprache sich an der Wirklichkeit determiniert, sondern umgekehrt die

---

schatzes gibt . . .“ „es gibt keine den abstrakten morphologischen Strukturen eigene Logizität. Denn diese sind nur Schemen von Schemen, ganz allgemeine Klassen semantischer Einstellungen.“

<sup>24</sup> Vgl. G. Galichet, *Essai de grammaire psychologique du français moderne*, Paris 1950<sup>2</sup>, S. 23.

<sup>25</sup> Vgl. die Ausführungen bei E. Buysens, *La conception fonctionnelle des faits linguistiques*, in: *Grammaire et psychologie*, Paris 1950, S. 44 (er verfällt dabei jedoch auf einen ähnlichen Irrtum; vgl. Anm. 53).

<sup>26</sup> Zu dieser Unterscheidung vgl. E. Husserl, *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie I*, Den Haag 1950, S. 42 u. 48.



Wirklichkeit über die Sprache begriffen wird. Wenn man also in einer bestimmten Sprache nicht *der blaue Himmel* bzw. *puer aegrotus est*, sondern nur *der Himmel blaut* bzw. *puer aegrotat* sagen kann, so bedeutet das noch nicht, daß hier die wirkliche „Eigenschaft“ durch Verben ausgedrückt wird, sondern es bedeutet, daß alles von uns als „Eigenschaft“ Begreifbare in jener Sprache ausschließlich als „Vorgang“ begriffen wird und in ihr die Kategorie Adjektiv einfach nicht da ist.

2.4 Zu diesen drei genannten Verfehlungen gesellt sich häufig noch der irrümliche Anspruch, dieselben Kategorien – dasselbe „logische Denken“ – in allen Sprachen finden zu wollen. Dieser Irrtum zeigt sich theoretisch in dem Postulat einer „logischen Idealsprache“, von der die historischen Sprachen mehr oder weniger unvollkommene Abbilder seien,<sup>27</sup> sowie bisweilen in der Identifizierung jener „Idealsprache“ mit einer bestimmten historischen Sprache, etwa dem Griechischen oder auch dem Lateinischen.<sup>28</sup> Im Praktischen erscheint der Irrtum bei der Anwendung der Kategorien einer Sprache auf andere Sprachen mit unterschiedlichen Kategorien. Das geschieht etwa, wenn in der spanischen Grammatik von „Dativ“ bzw. „Ablativ“ die Rede ist oder wenn das südam. Guaraní nach den Schemata der lateinischen Grammatik beschrieben wird. Doch in Wahrheit gibt es keine anderen Sprachen als die historischen (zumal die Sprachen der Definition nach historische Gegenstände sind), und sie weisen eben verschiedene formale und semantische Schemata auf<sup>29</sup> und sind weder logisch noch unlogisch. Zwar ist der Satz: „les langues représentent l'utilisation pratique des procédés du langage“,<sup>30</sup> bzw. „die Sprachen sind soziale und historische Variationen über das große menschliche Thema des Sprachlichen“<sup>31</sup> annehmbar; doch bedeutet das weder, daß die Verfahrensweisen in

---

<sup>27</sup> Zu diesem Gedanken (der leider auch beim frühen Husserl und bei Marty da ist) vgl. V. Pisani, *Linguistica generale e indeuropea*, Mailand 1947, S. 22f. Aber zu Husserls späterer Einstellung s. M. Merleau-Ponty, *Sur la phénoménologie du langage*, in: *Problèmes actuels de la phénoménologie*, Brüssel 1952, S. 92-93.

<sup>28</sup> Zu dieser Verirrung vgl. B. Croce, *Conversazioni critiche* I<sup>2</sup>, S. 107-109.

<sup>29</sup> Vgl. E. Sapir, *Language*, S. 125.

<sup>30</sup> J. Vendryes, *Le langage*, Paris 1950<sup>3</sup>, S. 275.

<sup>31</sup> H. Delacroix, *Le langage*, in: G. Dumas, *Nouveau traité*, S. 195, 197.

all den verschiedenen Sprachen dieselben sein müssen, noch daß die historischen Sprachen eine „Idee-Sprache“ widerspiegeln müßten. Denn die sprachlichen Kategorien besitzen zwar die begriffliche Universalität, aber keine historische Allgemeinheit.

3.1 Diesen Irrtümern des Logizismus setzt der sprachwissenschaftliche Antilogizismus nur andere entgegen, die oft auch auf denselben Verwechslungen, vor allem auf der von Logischem und Bedeutungshaftem sowie der Verlegung alles Bedeutungshaften in die abstrakte Sprache beruhen. Deswegen gelingt dem Antilogizismus auch die Überwindung der logizistischen Irrtümer nicht, und häufig erscheint er geradezu als eine andere Form eben des Logizismus.

3.2.1 Dem Irrtum der Logizisten, die Sprache als Produkt des logischen Denkens anzusehen, stellt der extreme Antilogizismus, wie erwähnt, den Irrtum entgegen, sie als „unlogisch“, „der Logik konträr“, „dem logischen Denken fremd“ usw. zu betrachten. Jedoch ist die Sprache nicht „unlogisch“, sondern lediglich dem logischen Denken vorausgehend. Denn in ihrer historischen Wirklichkeit ist die Sprache *Bedeutungslogos*, der im Sprechen weitere Bestimmungen aufweist; d. h., er ist immer noch als *Bedeutungslogos* zudem auch *phantastisch* (Dichtung), *apophantisch* (logischer Ausdruck) oder *pragmatisch* (praktischer Ausdruck). Und natürlich ist er dabei keiner der drei Formen „fremd“, zumal er sie alle drei als undifferenziert enthält. Er ist dies nicht, weil er eben nur in phantastisch, logisch oder praktisch ausgerichteten Sprechakten vorkommt und weil jeglicher Ausdruck sich unter jedem dieser drei Aspekte betrachten läßt. Die *Semantizität* ist dabei der beständige und definitorische Zug der Sprache; jedoch kommt die *reine Semantizität* nie konkret vor und wird auch nur nach Erfordernissen der Forschung herausgehoben. Diese Erfordernisse sind dann gerechtfertigt, wenn es um die Erforschung der allgemeinen Aspekte, der beständigen Bedeutungsweisen geht, welche die Sprache in den jeweils anders orientierten Sprechakten darbietet. Das geschieht etwa bei den Redekategorien. Denn der Bedeutungsmodus (nicht die Bedeutung) eines Wortes wie *Sokrates* bleibt in einem Satz wie *Sokrates ist sterblich* beständig und davon unabhängig, ob dieser Satz in einem Syllogismus, einem Gedicht oder bloß dazu ausgesprochen wird, um Xanthippe zu erschrecken. Gerade dieses war

auch die tiefere Einsicht der „logischen“ Grammatik, die dann von der Gleichsetzung des Semantischen mit dem Logischen verdunkelt wurde. Doch übergeht der Antilogizismus, um den logizistischen Irrtum zu vermeiden, auch die Intuition und kommt in seinen verschiedenen Ausprägungen schließlich dazu, die Redekategorien als Konventionen bzw. als bloße formale Schemata anzusehen oder sie von einem mehrdeutigen „Sprechergefühl“ abhängig werden zu lassen.

3.2.2 Die Redekategorien aber sind keine Konventionen, sondern Realitäten des Sprechens. Denn die Errichtung einer Redekategorie ergibt sich nicht aus einer bloßen willkürlichen Entscheidung, wie z. B. die Festsetzung des Datums es wäre, mit dem das Mittelalter „beginnt“. Die Grenzen des Mittelalters gibt es dann nicht vor und unabhängig von unserer Entscheidung, zumal hier ein Begriff vorliegt, der durch Konvention auf der Ebene der Forschung zustandekommt. Dagegen sind die Redekategorien sprachliche Wirklichkeit, die auch ohne unseren Beschluß, sie zu umreißen und zu definieren, besteht.<sup>32</sup> Wären sie konventionell, dann wäre auch dessen Nachweis nicht notwendig. Es genügte eine Angabe darüber, wann und in welchen Begriffen diese Konvention geschah. Zudem könnten sie dann auch keine wirkliche Schwierigkeit bereiten. Denn niemandem fällt es schwer, das Jahr 1493 der Neuzeit zuzuweisen, wenn er 1492 als das Ende des Mittelalters annimmt. Höchstens dürften hier Divergenzen unter verschiedenen Konventionen auftreten. In Wahrheit aber gründet schon jeder Versuch des Nachweises, daß bestimmte Definitionen der Redekategorien konventionell seien und in einigen konkreten Fällen keine Bestätigung fänden, gerade auf der Kenntnis der realen Kategorien. So etwa beweist die Beobachtung, daß eine Form wie /blau/ zuweilen Adjektiv und zuweilen Substantiv ist, keineswegs den konventionellen Charakter der Begriffe ‚Adjektiv‘ und ‚Substantiv‘. Im Gegenteil ist zu dieser Beobachtung das Wissen darum, was nun die wirklichen Adjektive und Substantive sind, Voraussetzung. Demnach gilt auch der Einwand nur für den irrigen Fall, daß ein beständiger Bedeutungsmodus einer abstrakten Form zugeordnet wird, was eben ein logizistischer

---

<sup>32</sup> Vgl. K. G. Ljunggren, *Towards a Definition of the Concept of Preposition*, in: *SL* 5 (1951), S. 7.

Irrtum ist. Und die Abgrenzung der Redekategorien ist auch der Unterscheidung, die etwa zwischen Morphologie und Syntax gemacht wird, nicht analog. Derartige Unterschiede liegen auf einer ganz anderen Ebene: sie beziehen sich auf die Grammatik, nicht auf die Sprache. Denn Morphologie und Syntax bestehen nicht vor der formalen Definition, durch die sie erst zustandekommen. Sie sind keine Realitäten des Sprechens, sondern Schemata *des Sprechens über das Sprechen*, d. h. der Grammatik, also Schemata einer *Metasprache*. Und die sie betreffenden Diskussionen gehören nicht zur Sprachtheorie (als Theorie *des Sprachlichen*), sondern zur *Sprachwissenschaftstheorie*, sind also nur epistemologische Diskussionen. Dazu sind sie oft müßig, zumal eine Metasprache je nach ihren Untersuchungsobjekten ganz verschieden strukturiert und sogar wie vorher vereinbart sein kann, unter der Bedingung freilich, daß sie kohärent bleibt und die von ihr verfolgten Zwecke auch voll erfüllt.<sup>33</sup>

3.2.3 Andererseits dürfen die Kategorien auch nicht mit den formalen Schemata gleichgesetzt werden, in denen sie sich materialisieren. Diese dienen zwar dazu, die kategoriellen Bedeutungen „kenntlich“ zu machen, sind aber keine Bedeutungen. Vielmehr gehören sie zur Physikalität des Zeichens, nicht zu dessen Semantizität. Und die formalen Schemata werden durch die Bedeutung bestimmt, nicht umgekehrt: „Den Bedeutungen wachsen Worte zu [und bestimmte Formen des Ausdrucks]. Nicht aber werden Wörterdinge [,Wörter‘ als die rein physikalischen Zeichen verstanden] mit Bedeutungen versehen.“<sup>34</sup> Denn die Sprache ist wesentlich Bedeutungszweck, und sie kann ohne diesen Zweck nicht *als Sprache* gelten.<sup>35</sup> Das tritt auch schon in der aristotelischen Definition

---

<sup>33</sup> Die Konventionalität und *Aposteriorität* der Unterscheidung zwischen Morphologie und Syntax zeigt richtig V. Pisani, in: *Actes du VI<sup>e</sup> Congrès Intern. de linguistes (Rapports)*, Paris 1948, S. 19. – J. Perrot, *Morphologie, syntaxe, lexique*, in: *CILUP* 11 (1953), S. 63-74, bemerkt ebenfalls, obgleich er meint, es handle sich dabei um „domaines de la langue“, daß „die Bedeutung dieser Unterscheidungen vor allem praktischer Natur“ ist und „die Darstellung der einzelnen Fakten je nach der Sprache variieren wird“.

<sup>34</sup> M. Heidegger, *Sein und Zeit*, Tübingen 1963<sup>10</sup>, S. 161.

<sup>35</sup> Die Betrachtung der Sprache als etwas Physikalischen ist zwar in gewissen Forschungsmomenten notwendig. Doch kommt man dahin nur über einen Abstraktionsvorgang. Und der „objektivistische“ Standpunkt bleibt,

der Sprache als *Bedeutungslogos* hervor: die Sprache ist darin nicht mehr bloßer semantischer, bedeutungshafter Tatbestand, sondern *Logos*, d. h. freier und zweckbewußter Ausdruck des Menschen. Deswegen konnte Aristoteles auch hinzusetzen,<sup>36</sup> daß die tierischen Laute zwar „etwas bedeuteten“, aber keine Symbole seien.<sup>37</sup> Denn zum sprachlichen Zeichen gehört die Bedeutungsintentionalität, gehört, daß jemand etwas als Zeichen vorstellt.<sup>38</sup> Und der physikalische Teil darin gilt nur als Hinleitung des Hörers auf eine intentionelle Bedeutung.<sup>39</sup> Diese Bedeutung kann zwar nicht „beobachtet“

---

weit davon entfernt, objektiv zu sein, einfach vermittelt und konventionsgebunden. Denn „es bedarf schon einer sehr künstlichen und komplizierten Einstellung, um ein „reines Geräusch“ zu „hören“. – Sogar dort, wo das Sprechen undeutlich oder gar die Sprache fremd ist, hören wir zunächst *unverständliche* Worte und nicht eine Mannigfaltigkeit von Tondaten“ (M. Heidegger, *Sein und Zeit*, S. 164).

<sup>36</sup> Aristoteles, *De interpretatione* 16 a.

<sup>37</sup> Vgl. die Unterscheidung bei J. Dewey, *Logic*, S. 50f., zwischen „Zeichen“ und „Symbolen“; sowie die von E. Buyssens, *Les langages et le discours*, Brüssel 1943, S. 11f., zwischen „Indizien“ und „Zeichen“.

<sup>38</sup> Deswegen ist auch die „phatische Gemeinschaft“, von der B. Malinowski in Ogden-Richards, *The Meaning . . .*, S. 330, spricht, keine autonome Funktion der Sprache. Denn sofern die geäußerten Laute etwas bedeuten und sich als absichtliche Zeichen geben, entsprechen sie der Appellfunktion; bedeuten sie aber nicht, bzw. geben sie sich nicht als Zeichen, dann sind sie auch keine Sprache.

<sup>39</sup> Daß die Sprache sich auf der Ebene der Zwecke bewegt, bedingt zugleich die Unmöglichkeit, sie kausalistisch in physikalischem Stimulus und Reaktion („Antwort“) zu interpretieren. Und die kausalistischen und physikalistischen Interpretationen der Bedeutung (wie die bei Ch. W. Morris, *Signs, Language, and Behavior*, New York 1946) haben dann auch nicht mehr die Bedeutung zum Gegenstand, sondern die durch „Zeichen“ verursachte Wechselwirkung. Diese Versuche beziehen sich gewöhnlich zwar auf die Vorlage der Hundexperimente des russischen Physiologen I. Pawlow (vgl. *Die bedingten Reflexe*, München 1972, bes. S. 203-20), doch ist die hier gesehene Analogie völlig unangemessen, weil jene Experimente mit der menschlichen Symbolik nichts zu tun haben. Denn sie zeigen nur, daß „auch die Tiere auf indirekte Stimuli reagieren“, und könnten uns bestenfalls nur etwas über hündische Bedeutungen verraten. Zum anderen ist hier das vom „Bedeutungshaften“ her Wesentliche nicht die Reaktion des Hundes, sondern die Hervorbringung des Zeichens (das Läuten der Glocke) als überlegte Handlung der Freiheit und Intelligenz. D. h. zu studieren wäre immer noch auf der naturwissenschaftlichen Ebene das Verhalten Pawlows, nicht das des Hundes. Doch handelt es sich hier nicht darum, seinen Studien den

werden und hat auch nicht denselben Grad der Gegenständlichkeit wie die Dinge und die physikalischen Vorgänge, doch folgt daraus noch keinesfalls, daß sie ignoriert oder in naturwissenschaftlichen Begriffen interpretiert werden könnte. Im Gegenteil folgt daraus, daß die Bedeutung auf einer anderen Untersuchungsebene liegt, auf der alle Betrachtung von außen vollkommen unangemessen und unzutreffend wird. Denn die Sprache ist Natur und Geist, Außenwelt und Bewußtseinsinhalt zugleich, und das „Beobachtete“ ist nicht *die Sprache*, sondern die *bloße Sprache*, d. h. deren physikalische Seite.<sup>40</sup> Die Grammatik als Beschreibung eines Sprachsystems ist

---

wissenschaftlichen Charakter abzusprechen – den sie sicherlich haben –, noch seine Ergebnisse zu bezweifeln. Bezweifelbar und nicht anzunehmen ist die Problemstellung selbst, insoweit sie sich auf die Bedeutung beziehen will, zumal versucht wird, diese als das zu interpretieren, was sie einfach nicht ist. Und was jene dann über die menschliche Symbolik auszusagen vermögen, das sagen sie *trotz* und nicht *dank* ihrer Problemstellung. Dasselbe in noch entschieden negativerem Sinne – was an der Unsicherheit und den Inkohärenzen der angewandten Methode liegt – muß zu Ogdens und Richards' *Meaning of Meaning* gesagt werden. Denn dessen Autoren gelingt nicht nur nicht die Entdeckung der „Bedeutung der Bedeutung“, sondern das Problem wird von ihnen eigentlich nicht weiter als anscheinend gestellt. Und das einzige, was sie zeigen, ist dann, wie die Bedeutungen gewöhnlich erfahren werden.

Zu Pawlows Experimenten vgl. E. Cassirer, *An Essay on Man*, S. 28 u. 31. Sowie im allgemeinen zum Ungenügen der Versuche, die Bedeutung kausal oder naturwissenschaftlich zu erklären, C. E. M. Joad, *A Critique of Logical Positivism*, London 1950, S. 96-97, und vor allem W. M. Urban, *Language and Reality*, S. 102-104, 120-121, 129-132. Dazu muß betont werden, daß der eventuelle äußere Zweck der Sprache, ihre Instrumentalität, mit dem zu ihrem Wesen gehörigen Bedeutungszweck nicht zu verwechseln ist. Das Zeichen ist zwar Instrument, *órganon* (Platon, *Kratylos* 388a), doch wesentlich eines der Bedeutung.

<sup>40</sup> Vgl. oben *Form und Substanz* II 3.4. Dazu sollte an das von H. J. Pos, *Les fondements de la sémantique*, in den *Actes du IV<sup>e</sup> Congrès Intern. de Linguistes*, Kopenhagen 1938, S. 89, formulierte Prinzip erinnert werden: „La signification qui est attachée au mot ne participe pas avec lui au caractère de fait qui se constate, elle n'est pas objet de la connaissance au même titre que le mot. Quand on essaie d'en faire un objet dans le même sens, on retient le mot et la signification s'évanouit. La différence est que le mot est connu grâce à la constatation, tandis que la signification est connue par le fait qu'on la pense.“ Aus demselben Grunde unannehmbar ist auch die Empfehlung von A. Martinet, *Le problème de l'opposition verbo-nominale*, in: *Grammaire et Psychologie*, S. 97-106, sich an die „Formen“ zu halten,



wohl eine formalistische Disziplin, denn sie beschreibt mit Notwendigkeit formale Schemata. Jedoch fällt die Beschreibung der Schemata nicht mit der Definition der Bedeutungskategorien zusammen, welche die Schemata selbst nur physikalisch darstellen. Außerdem ist die Beschreibung nur dann auch sinnvoll, wenn sie um der Bedeutung willen geschieht. Und deswegen war Schuchardt nicht schlecht beraten, wenn er meinte: „es gibt nur eine Grammatik, und die heißt Bedeutungslehre oder wohl richtiger Bezeichnungslehre –.“<sup>41</sup>

3.2.4 Das „Sprecher-Gefühl“ (das nicht dasselbe ist wie das Sprecherwissen) hat dabei gewiß auch seine Daseinsberechtigung, kann aber die Grundlage nicht für Definitionen, sondern nur für Beschreibungen sein. Die „psychologische“ Grammatik kann somit nichts definieren, sondern nur Aussagen und Einstellungen zu den Dingen der Sprache festhalten.

3.2.5 Einer der verwunderlichsten Folgesätze, die der Antilogizismus aus der vermeintlichen Alogizität der Sprache ableitet, liegt in dem Gedanken, daß bei der Un-„Logik“ der Sprache auch die Sprachwissenschaft nicht logisch sein dürfe. Und auch hier muß Voßler ausführlich zitiert werden: „Nur die Logik kennt hierarchisch geordnete Begriffssphären, und kann demgemäß bald eine Verengerung, bald eine Erweiterung der Begriffe konstatieren. Die Sprache aber ist nun einmal nicht logisch, und darf der logischen Betrachtung nicht unterworfen werden. Die Sprache gibt keine Begriffe, sondern nur Anschauungen, von welchen eine jede ihre eigene, individuelle und augenblickliche Geltung hat und für sich beurteilt sein will. Nachträglich mag man seine Beobachtungen und Ergebnisse der Übersichtlichkeit zuliebe anordnen und das Gemeinsame oder Ähnliche herausstellen, wie sich's gerade am besten schickt, aber eine wissenschaftliche Disposition wird man nie und nimmer finden können. Man sollte darum auch nicht länger danach suchen wollen.“<sup>42</sup> Voßler verwechselt hier die Ebene der Sprache mit derjenigen der Sprachwissenschaft und schafft einen

---

als einzigen „dates observables de la réalité linguistique“. Die sprachliche Wirklichkeit aber ist weder ganz Form noch ganz zu beobachten.

<sup>41</sup> Schuchardt-Brevier, S. 127.

<sup>42</sup> K. Voßler, *Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft*, Heidelberg 1904, S. 46.

unhaltbaren Gegensatz zwischen Sprache einerseits und Logik und Wissenschaft andererseits, so als lägen sie gerade auf derselben Ebene. Denn die „wissenschaftliche Disposition“ ist nicht in der Sprache zu suchen, sondern in der Sprachwissenschaft. Und jede Wissenschaft ist logisch als *Wissenschaft*, nicht erst als Wissenschaft eines *logischen Gegenstandes*.<sup>43</sup> Dasselbe wäre von den Definitionen zu sagen: „Pferde“ z. B. sind gewiß keine logischen Gegenstände, doch eine Definition von ‚Pferd‘ ist und muß so logisch sein wie irgendeine andere. Selbst die Untersuchung eines „irrationalen“ Gegenstandes ist – als Untersuchung und nicht bloße Betrachtung – mit Notwendigkeit rational. Und wenn man auch annimmt, die Sprache habe keine „Begriffe“ (dag. 2.1), so bedeutet das noch nicht, daß die Sprachwissenschaft sie nicht haben dürfte.

3.3.1 Auf den Irrtum der Logizisten, die „Logizität“ in der abstrakten Sprache anzusetzen und jeder „Form“ eine feste Bedeutung zuzuordnen, reagiert der extreme Antilogizismus gewöhnlich mit der irrigen Annahme, es dürfe vernünftigerweise nicht die Frage nach dem Wesen dieses oder jenes Bedeutungsmodus (Verb, Substantiv usw.) gestellt werden, zumal diese Werte gerade nicht ständig denselben Formen zuerkannt werden können; d. h. als Grundmuster aller Diskussion wird hingenommen, was nur eine Forderung der Logizisten war. Denn eines bedeutet die Feststellung, daß die Kategorien nicht mit den Formenklassen übereinstimmen (zumal eine Form mehr als nur einer Kategorie entsprechen kann), und ein anderes ist die Ableitung daraus, daß die Kategorien nicht so unterschieden und definiert werden können, als sollten sie mit jenen Klassen zusammenfallen. Hier handelt es sich aber eindeutig um einen Trugschluß; denn im Untersatz wird dem Terminus *Kategorie* gerade jene Bedeutung zugestanden (‚Formenklasse‘), die ihm im Obersatz abgeht. Und es bleibt unbemerkt, wie zur ersten Feststellung die Kategorien als an sich identifizierbar und zugleich als anders als die Klassen zu denken sind. Denn der einzig richtige Schluß ist hier, daß die Kategorien nicht als „Formenklassen“ definiert werden dürfen (weil sie Bedeutungsmodi, semantische Funktionen,

---

<sup>43</sup> Dazu ist der Hinweis angebracht, daß B. Croce gerade in Hinsicht auf die Sprachwissenschaft auf der Notwendigkeit eines philosophischen und besonders logischen Vorstudiums bestand. Vgl. *Sulla natura e l'ufficio della linguistica*, jetzt in: *Lecture di poeti*, Bari 1950, S. 253.

und keine Gruppen abstrakter Wörter sind). Und die Tatsache, daß „dasselbe Wort“ (d. h. dieselbe abstrakte Form) z. B. Substantiv oder Adjektiv, bzw. Eigenname und Gattungsname sein kann, ist einfach eine Tatsache, die zu berücksichtigen wäre, und der Hinweis darauf gilt schon als Einwand gegen den Irrtum, man könne die Redekategorien auf einer Ebene „abgrenzen“, die ihnen gar nicht zusteht, aber nicht als Einwand gegen deren mögliche Definition. Die Fakten nämlich können allein eine Definition, die keine Rücksicht auf sie nimmt, jedoch nicht jede Definition widerlegen. Zudem geschieht die Definition nicht auf der Ebene der „Gegenstände“; es geht nicht um die Entscheidung, ob diese oder jene konkreten oder abstrakten Wörter Substantive bzw. Adjektive sind oder nicht, sondern um die Begründung dieser Entscheidung, indem klargestellt wird, was ein Substantiv bzw. Adjektiv ausmacht, d. h. indem Begriffe abgegrenzt werden.

3.3.2 Aus demselben Grunde sind auch die Versuche nicht annehmbar, nach denen die Definition der Kategorien auf die Beschreibung und die Geschichte der Wörter reduziert werden soll. Beschreibung und Geschichte aber befassen sich nicht mit *Begriffen*, sondern mit *Gegenständen*; und diese werden gezeigt, beschrieben, dargestellt und klassifiziert; bei historischen Gegenständen kann man dabei zwar zu deren Geschichte gelangen, doch nicht zu deren Definition. Deswegen vermag weder die deskriptive Grammatik noch die Wortgeschichte Definitionen zu liefern. Daher sind die sog. „historischen“ und „deskriptiven“ Definitionen eigentlich nur Bestandsaufnahmen und „Objekts“-beschreibungen. Denn sie sagen uns nicht, *was* eine Wortkategorie *ist*, sondern nur, *wie* die ihr entsprechenden Wörter (bzw. Formen) *sind* und *was mit ihnen* in dieser oder jener Sprache *geschieht*.<sup>44</sup>

3.3.3 Doch ist dieser zweite antilogizistische Irrtum kein gemeiner Irrtum, zumal er die Wahrheit bloßlegt, daß die natürliche Sprache keine konventionelle Sprache, kein bloßer Code ist, wie die Kunstsprachen, die durch und für die Logik geschaffenen „Sprachen“ und die festen mathematischen Symbolsysteme. Denn diese

---

<sup>44</sup> Vgl. die Unterscheidung von „begrifflicher“ sowie „beschreibender Definition“, die A. W. de Groot, *Structurele Syntaxis*, Den Haag 1949, 1965<sup>2</sup>, S. 13, implizit beim Satz vornimmt.

sind zeit- und geschichtslose Systeme,<sup>45</sup> während die sprachliche Sprache ihrem Wesen nach historisch ist.<sup>46</sup> Die „natürliche“ Sprache nämlich – das Fundament der Historizität des Menschen<sup>47</sup> – besteht aus beweglichen Zeichen, die sich im Sprechakt verändern und dabei wieder das von ihnen getragene System modifizieren und jedesmal etwas Neues, „etwas vorher nie Gesagtes“ ausdrücken.<sup>48</sup>

3.3.4 Doch enthielt auch der logizistische Irrtum eine bedeutsame Einsicht: die der „Objektivität“ (besser noch „Intersubjektivität“) der Bedeutung. Denn ein und derselben Form können zwar verschiedene Bedeutungsinhalte entsprechen, und jedes Wort stellt in jedem neuen Sprechakt zweifellos eine neue Bedeutung dar.<sup>49</sup> Aber ebenso ist die Sprache nicht bloß Sprechenkönnen, sondern ‚Sprechen-und -Hören-Können‘, zumal ‚ihr Wesen im Gespräch liegt‘.<sup>50</sup> Damit ist die Sprache die Grundlage aller Intersubjektivität,<sup>51</sup> weil eben im Sprechen etwas *mitgeteilt*, d. h. ‚zu Gemeinsamem wird‘, so daß ‚der Wortbezug sich objektiviert‘.<sup>52</sup> Diese „Objektivität“ der Bedeutung ist dann die Rechtfertigung für die Konstituierung abstrakter Wörter (Formen, denen eine mehr oder weniger konstante Bedeutung zugeordnet wird) und erklärt bis zu einem gewissen Grade auch die Verwechslung der Bedeutungsweisen (Kategorien) und der Wortklassen.

#### 3.4 Der Verwechslung des Logizismus zwischen Bedeutung und

---

<sup>45</sup> Vgl. A. Pagliaro, *Corso di glottologia* I, Rom 1950, S. 195; *Il linguaggio*, S. 78 u. 87. L. Bloomfield, *Linguistic Aspects of Science*, Chicago 1947<sup>4</sup>, S. 3, bemerkt: „The use of language in science presupposes complete stability in the habits of speech“, und meint dann (S. 44), daß für die logisch-symbolischen Systeme nicht einmal der Ausdruck „Sprache“ (*language*) angemessen sei.

<sup>46</sup> Vgl. A. Pagliaro, *Corso* I, S. 60f. Siehe oben *Form und Substanz* V 8.5 sowie VI 4.2.

<sup>47</sup> M. Heidegger, *Hölderlin und das Wesen der Dichtung*, in: M. H., *Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung*, Frankfurt a. M. 1971<sup>4</sup>, S. 39-40.

<sup>48</sup> Vgl. A. Pagliaro, *Il linguaggio*, S. 66; M. Merleau-Ponty, *Sur la phénoménologie*, S. 100.

<sup>49</sup> Vgl. B. Croce, *Logik*, S. 120-21; G. Gentile, *Teoria generale dello spirito come atto puro*, Florenz 1944<sup>6</sup>, S. 102.

<sup>50</sup> M. Heidegger, *Hölderlin*, S. 38-39.

<sup>51</sup> Vgl. M. Merleau-Ponty, *Sur la phénoménologie du langage*, S. 108; G. Calogero, *Estetica*, S. 240.

<sup>52</sup> J. Dewey, *Logic*, S. 46.

Wirklichkeit setzt nun der Antilogizismus den irrigen Glauben entgegen, die zwischen beiden Ebenen festgestellte Nicht-Übereinstimmung würde die Bedeutungsdefinitionen der Kategorien entwerten. Damit verfällt auch er auf den Irrtum des Logizismus, zumal er wiederum Bedeutungshafte und Wirkliches gleichsetzt, wenn er beide Kriterien geschlossen zurückweist. Doch ist eine Bedeutungsdefinition noch keine ontologische bzw. von der „natürlichen Wirklichkeit“ ausgehende Definition. Daher nimmt es uns wunder, wenn in Kritik und Theorie der Redekategorien immer wieder Verirrungen auftreten wie die, daß „unabhängig von der Form solche Wörter wie *Hunger, Schlaf, Flucht, Gespräch* als Verben gelten müßten, weil sie Vorgänge bezeichnen“; oder daß Wörter wie *Schnelligkeit, Schönheit, Größe* „Eigenschaften bezeichnen, ohne selbst Adjektive zu sein“; daß man in *lumière du soleil* und *lumière solaire* mit dem Substantiv *soleil* und dem Adjektiv *solaire* jeweils „dasselbe“ ausdrücke; daß das Substantiv sowohl „Eigenschaft“ (etwa *Schönheit*) als auch „Vorgang“ (etwa *Ankunft*) bezeichnen könne; daß *verdure* und *verdoyer* sowie *marche* und *marcher* „denselben Begriff“ ausdrückten usw.<sup>53</sup> In all diesen Aussagen, die Einwände gegen die semantische Natur der Redekategorien sein möchten, wird aber einmal das „Bedeutend“ mit dem bloßen „Bezeichnen“ und zum anderen die *lexikalische* mit der *kategoriellen Bedeutung* verwechselt: das *Was* mit dem *Wie* der Bedeutung. Und jene Aussagen sind deswegen nicht fundiert, weil die Redekategorien nicht unterschieden im *Was*, sondern nur im *Wie* entsprechen, d. h.

---

<sup>53</sup> So etwa L. Hjelmslev, *Principes*, S. 30, und *Le verbe et la phrase nominale*, in: *Mélanges Marouzeau*, Paris 1948, S. 258; E. Buyssens, *La conception fonctionnelle*, S. 39-40; H. Frei, *La grammaire des fautes*, Paris-Genf-Leipzig 1929, S. 133; J. Larochette, *Les deux oppositions verbo-nominales*, in: *Grammaire et psychologie*, S. 108; usw. Vor ähnlichen Ungereimtheiten scheint auch der große H. Paul nicht ganz sicher gewesen zu sein, wenn etwa in dem Sinne sein Ausdruck „substantivische Bezeichnungen der Eigenschaft und des Geschehens“ (*Prinzipien der Sprachgeschichte*, Halle 1920<sup>5</sup>, S. 352) aufgefaßt werden soll.

Dagegen verfielen auf diesen Irrtum nicht, und das wäre zu bemerken, die Meister des grammatischen Logizismus A. Arnauld und C. Lancelot, die sehr scharfsinnig und auch heute noch annehmbar zwischen verbaler und substantivischer Funktion unterscheiden (vgl. *Grammaire générale et raisonnée* II 13).

Unterschieden „in der Weise der Erfassung“.<sup>54</sup> Wäre dem nicht so, müßte man sich ernsthaft fragen, ob die Wörter *Handlung* und *Verb* (die ja wirklich ‚Handlung‘ und ‚Verb‘ bedeuten) nicht als Verben zu betrachten sind und warum die Wörter *Eigenschaft* und *Adjektiv* (die wohl eher als alle anderen ‚Eigenschaft‘ und ‚Adjektiv‘ bedeuten) keine Adjektive sind.

Die meisten der Einwände von der oben zitierten Art – die zwar gegen das sog. „logisch-objektive“ Kriterium gelten (d. h. gegen die Gleichsetzung der Wortkategorien mit den angenommenen „Kategorien des Wirklichen“) – wollen sich aber auch gegen die Verwendung des aristotelischen Begriffs der ‚Substanz‘ in der Sprache verstanden wissen. Jedoch verwechseln sie selbst – wenn sie schon die ‚Substanz‘ nicht der ‚Materie‘ gleichsetzen – die *ontologische Substanz* (die Gleichheit eines Gegenstandes mit sich selbst) mit der *Kategorie Substanz*; das *Seiende* mit dem *als Seienden Begriffenen*; das, was Gegenstand in der natürlichen Wirklichkeit ist, mit dem, was autonomer Gegenstand des Denkens ist (oder nach Spinoza „quod in se et per se concipitur“). Nun ist es zwar nicht die Aufgabe der Sprachtheorie, die Kritiken am Gedanken der ontologischen Substanz auf deren Geltung hin zu überprüfen.<sup>55</sup> Hingegen muß unterstrichen werden, daß eines die eventuellen „Substanzen“ der Realität sind und ein anderes die Kategorie Substanz als Vorlage der Intuition und der Sprache ist, ein Unterschied, den auch Aristoteles als großer „Substantivator“ ganzer Ausdrücke (auch τὸ τί ἦν εἶναι ist ein „Substantiv“) gewiß nicht vernachlässigte. Denn durch die Kategorie Substanz kann auch die wirkliche oder begriffliche Identität bei *laufe* – *lief* – *gelaufen* – *lief*e usw. (das *Laufen*) objektiviert werden und können ebenso „un *sauve-qui-peut*“ und „*das Hier*“ zu autonomen geistigen Gegenständen geraten, obwohl sie gar keine „Gegenstände“ der natürlichen Wirklichkeit sind.<sup>56</sup>

---

<sup>54</sup> Vgl. E. Husserl, *Erfahrung und Urteil. Untersuchungen zur Genealogie der Logik*, ed. L. Landgrebe, Hamburg 1948, S. 249.

<sup>55</sup> Ein Muster dafür wäre H. Bergson, *La pensée et le mouvant*, Paris 1934<sup>5</sup>, S. 85 u. 185.

<sup>56</sup> Vgl. die im wesentlichen genaue Interpretation bei A. Sechehaye, *Structure logique*, S. 202f., und G. Galichet, *Grammaire psychologique*, S. 23-24.



3.5 Schließlich setzt der Antilogizismus der irrigen Forderung nach der historischen Allgemeinheit der Kategorien die entsprechend irrije Ansicht entgegen, die Kategorien könnten als nicht allgemein auch nicht „universell“ definiert werden, sondern nur in bezug auf eine bestimmte Sprache. Jedoch bedeutet eine begrifflich „universelle“ Definition noch nicht die Bestätigung für die historische Allgemeinheit des Definierten: die Bedeutungsdefinition zu ‚Adjektiv‘ setzt nicht die Annahme von Adjektiven bei allen Sprachen voraus. Ebenso kann mit Bezug auf eine bestimmte Sprache nicht gesagt werden, was eine Kategorie ist, sondern nur, ob sie dort vorkommt oder nicht und wenn ja, dann nur, welches das formale Schema ist, durch das sie zum Ausdruck kommt. Wir können also nicht „das-Adjektiv-im-Englischen“, „das-Substantiv-im-Deutschen“ usw. definieren.

Dazu wurde auch bemerkt, daß eine Definition des Nomens wie „a noun is a word used as the name of a living being or a lifeless thing“ nutzlos sei, zumal ‚sie uns nichts über die Struktur des Englischen sagt und uns auch kein Erkennen eines Nomens bei seinem Vorkommen erlaubt‘.<sup>57</sup> In der Tat ist die erwähnte Definition unhaltbar, doch nicht aus den angegebenen Gründen, sondern weil sie eine logizistische und verfehlte Definition darstellt. Denn die Definition einer Redekategorie ist von theoretischem Interesse, für die Kenntnis der Sprache im allgemeinen, nicht von instrumentellem Belang, etwa für die äußere Beschreibung einer bestimmten Sprache. Andererseits kann uns jene Definition über die materielle Struktur einer Sprache nichts sagen und uns auch ein „Nomen“ als etwas Physikalisches nicht erkennen lassen, doch nicht weil sie unangemessen wäre, sondern weil sie etwas anderes, völlig verschiedenes meint: einen Bedeutungsmodus nämlich, eine nur dem Bewußtseinsinneren zugehörige und als Physikalisches nicht feststellbare geistige Form. Denn das in einer Bedeutungsdefinition Definierte kann nur im Geistigen „vorkommen“. Und die Aufgabe, die physikalischen Strukturen als Erscheinungsformen bestimmter Bedeutungsweisen erkennbar zu machen, liegt gerade bei den Beschreibungen. Denn die Redekategorien sind nicht *entweder* Bedeutungsmodi *oder* formale Schemata, sondern universelle Bedeutungsmodi,

<sup>57</sup> B. Bloch-G. L. Trager, *Outline of Linguistic Analysis*, Baltimore 1942, S. 69.

die in bestimmten Sprachen durch gewisse formale Schemata ausgedrückt (manifestiert bzw. materialisiert) werden. Die sog. „Kategorien“ der Grammatik sind auch notwendigerweise formal; aber nicht, weil die Bedeutungskategorien undefinierbar wären oder weil deren Definition „nutzlos“ wäre, sondern weil die Grammatik, als *Beschreibung* eines Systems verstanden, nicht definieren, sondern nur feststellen und beschreiben kann.

4.1 Natürlich sind der „Logizismus“ und der „Antilogizismus“ keine organisierten Lehren oder auch diesem oder jenem Gelehrten eigene Positionen, noch ist vorstellbar, daß irgendeiner vollkommener „Logizist“ oder „Antilogizist“ wäre, und zwar in dem hier verwendeten Sinne. Vielmehr geht es dabei um allgemeine Positionen, um geläufige, den sprachlichen und grammatischen Studien anhaftende Irrtümer, die bis in sehr wertvolle Arbeiten reichen. Und eben deswegen sollten sie gekennzeichnet und ausgeschieden werden.

4.2 Das wird zudem auch notwendig, weil der Antilogizismus sich oft auf dieselben Verwirrungen gründet wie der Logizismus und statt den Wahrheitsgehalt der „logischen“ Grammatik zu bewahren und zu erklären ihn auch noch ignoriert bzw. von sich tut. Andererseits vermag der Antilogizismus in seinen verschiedenen gegenwärtigen Ausprägungen – Historismus, Formalismus, Psychologismus – auch die „logische“ Grammatik nicht zu ersetzen. Denn keine der genannten Richtungen erfüllt deren unentbehrlichen Raum: sie bieten zwar Feststellungen und Beschreibungen, doch keine Definitionen. Damit wird allerdings nicht ihr Wert bestritten, sondern nur ihr Ausschließlichkeitsanspruch. In der Tat nämlich geht es hier nicht um gegensätzliche Einstellungen zur „logischen“ Grammatik, sondern nur um andere Arten der Untersuchung, die ebenso gültig sind, sich mit *anderen Seiten* der Sprache befassen und sich auch *andere Probleme* stellen. Demgegenüber bleiben die Probleme der „logischen“ Grammatik aber bestehen, zumal weder die historische noch die deskriptive Grammatik noch die Psychologie an die Stelle der Theorie von den sprachlichen Kategorien treten können. Deshalb darf die „logische“ Grammatik auch nicht aufgegeben werden, sondern ist in einem neuen Sinne zu definieren und zu formulieren.<sup>58</sup> Und noch besser wäre es, sie dabei weder als

---

<sup>58</sup> Vgl. E. Cassirer, *An Essay on Man*, S. 127.

„Grammatik“ noch als „logisch“ zu definieren, wenn unter „Grammatik“ die Beschreibung eines Systems verstanden und der Begriff „logisch“ irgendwie als auf den Gegenstand, und nicht die Disziplin bezogen aufgefaßt wird (die Disziplin aber könnte als Theorie auf die Logik nicht verzichten).

## DER PLURAL BEI DEN EIGENNAMEN

1.1 Sowohl *Donats* bekannte Unterscheidung von Eigenname und Appellativum (*nomen unius hominis/appellatio multorum*) als auch die traditionelle Definition des Eigennamens als „nur *einem* Gegenstand zukommende Benennung“ bieten mancherlei Schwierigkeiten und erweisen sich ohne präzisierende und erläuternde Zusätze ganz offensichtlich als unzureichend. Doch können sie, soweit es sich bei ihnen nicht um einfache Konventionen, sondern um Aussagen handelt, die sich auf das „natürliche Wissen“ um die Sprache gründen, nicht ohne weiteres als „irrig“ abgetan werden. Eine Theorie des Eigennamens, die sich als Theorie der Spracherfahrung versteht, muß sie daher auch rechtfertigen; d. h., sie muß bestimmen, in welchem Sinne und auf welcher Ebene sie Gültigkeit besitzen. Der hier angenommene Gesichtspunkt ist dann auch der, daß die Einmaligkeit des durch den Eigennamen Bezeichneten vom „ursprünglichen Wissen“ wohl bestätigt wird, daß aber andererseits auch objektive Gegebenheiten bestehen, die ihr zu widersprechen scheinen.<sup>1</sup>

1.2 Angebracht ist dabei der Hinweis, daß die angesprochenen Schwierigkeiten sich nicht im gleichen Maße für die Antike ergaben, die ja die Wörter außerhalb des Sprechens nicht als etwas bedeutend auffaßte und auch das moderne Konzept der „langue“ nicht kannte.<sup>2</sup> Ebensovienig existieren sie für die Logiker, die ja als bedeutsam ausschließlich die Sätze<sup>3</sup> betrachten und für die der „Eigenname“

---

<sup>1</sup> Zum „ursprünglichen Wissen“ als Grundlage der Wissenschaft von der Sprache vgl. man H. J. Pos, *Phénoménologie et linguistique*, in: *Revue int. de philosophie* 1 (1939), S. 354-65, und dens., *The Foundation of Word-Meanings. Different Approaches*, in: *Lingua* 1 (1948), S. 281-92. Außerdem s. man hier noch *Form und Substanz bei den Sprachlauten* II 3.5.

<sup>2</sup> Dazu vgl. J. Lohmann, *Das Verhältnis des abendländischen Menschen zur Sprache*, in: *Lexis* 3 (1952), S. 5-49 (insbes. S. 11f.).

<sup>3</sup> Vgl. z. B. L. Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus*, London 1951<sup>5</sup>, S. 50: „Nur der Satz hat Sinn; nur im Zusammenhange des Satzes

ja keine *Redekategorie*, sondern nur eine *Satzfunktion* ist, die jedes beliebige Wort oder jeder Ausdruck wahrnehmen kann, der in einem bestimmten Satz einen Gegenstand bezeichnet. Die Schwierigkeiten bestehen also nur für den Sprachwissenschaftler, der die einzelnen Wörter ja als Elemente vieler – wirklicher und möglicher – Äußerungen und dazu im konkreten *Sprechen* wie in der *Sprache* betrachtet.

1.3 Die Hauptschwierigkeit – und sie allein soll hier diskutiert werden – besteht dabei in der Tatsache, daß die Eigennamen (oder besser gesagt, die auch als Eigennamen vorkommenden Wörter) im Plural erscheinen können. So nennt O. Jespersen, obwohl der Meinung, „in the strictest sense no proper name can have a plural“, immerhin fünf Fälle, die dem zu widersprechen scheinen: a) Namen, welche eine Gesamtheit von Gegenständen bezeichnen: *the Pyrenees, the United States*; b) Namen, die sich auf eine Vielzahl jeweils gleich benannter Gegenstände beziehen: *Johns, Marys, Romes*; c) Namen, die auf eine Vielzahl von Mitgliedern derselben Familie verwendet werden: *Tymperleys, Stuarts*; d) Namen, die in der Bedeutung „Wesen wie . . .“ gebraucht werden: *Edisons, Marconis, Switzerlands*; e) Metonymien: *two Rembrandts* (zwei Werke von Rembrandt).<sup>4</sup> Und die Aufzählung ist noch nicht einmal vollständig: zwar können Namen wie lat. *Athenae*; span. *Los Álamos, Las Vegas*; rum. *Bucureşti, Iaşi* beiseite gelassen werden, zumal sie trotz ihrer Pluralform eindeutig nur „singuläre“ Gegenstände bezeichnen;<sup>5</sup> doch müssen bei c noch die Stammes- und Völkernamen aufgeführt werden, die entweder nur im Plural verwendet werden, wie lat. *Veneti, Helvetii* oder auch einen Singular haben, wie gr. *Μῆδοι, Πέρσαι*.<sup>6</sup>

---

hat ein Name Bedeutung.“ Ferner: H. Reichenbach, *Elements of Symbolic Logic*, New York 1948<sup>2</sup>, S. 6.

<sup>4</sup> O. Jespersen, *The Philosophy of Grammar*, London 1948<sup>4</sup>, S. 64 u. 69.

<sup>5</sup> Vgl. A. H. Gardiner, *The Theory of Proper Names*, London 1940, S. 27.

<sup>6</sup> A. H. Gardiner, *ibidem*. Vgl. auch dessen *Theory of Speech and Language*, Oxford 1951<sup>2</sup>, S. 338. Hier wurde über Gardiners Beispiele nicht hinausgegangen. Bei den romanischen Sprachen aber gelten ebenso alle Völkernamen wie: *los españoles* (das spanische Volk), *les Français* (das französische Volk) usw. Diese vermeidet Gardiner, weil sie auch als Adjektive zu interpretieren seien. Doch ist das kein hinreichender Grund, zumal ein

2.1 Von den hier genannten Fällen können wir d) und e) ohne weiteres ausschließen, zumal die darunter begriffenen Formen eigentlich nur Nomina communia sind. Und das Problem der „Einmaligkeit“ des bezeichneten Gegenstands kann in diesen Fällen auch gar nicht einmal gestellt werden: hier handelt es sich ganz eindeutig um Benennungen von „Klassen“ bzw. „Typen“, d. h. um Appellativa.<sup>7</sup> Zuweilen sieht man sie auch als „im Sinne von Nomina communia verwendete Eigennamen“ zitiert, was aber nur bedeutet, daß sie in solchen Verwendungen communia *sind* und daß dieselben Semanteme *in anderen Verwendungen* durchweg Eigennamen sind; das ist dann so, als wollte man sagen, engl. *to shop* sei ein „als Verb verwendetes Substantiv“ (*the shop*).

2.2.1 Eine größere Schwierigkeit scheint aber b) zu enthalten: der Eigenname wäre hier nicht individuell, da ja „derselbe Name“ auf viele Individuen verwendet würde. Und auf diese Schwierigkeit

---

„Wort“ ein Adjektiv ist, wenn es als solches auch verwandt wird, und nicht anders. Denn die Redekategorien sind gerade nur „Kategorien“, kategorielle Bedeutungen, *partes orationis*, d. h. Seinsmodalitäten der Wörter in der Rede, aber keine festen lexikalischen Klassen; sie gehören zur Grammatik, nicht zum Wörterbuch (sofern es als Verzeichnis „bloßer Wörter“ bzw. von Semantemen gilt und von deren „kategorieller Bedeutung“ absieht).

<sup>7</sup> Vgl. F. Brunot, *La pensée et la langue*<sup>3</sup>, Ndr. Paris 1953, S. 75, 96 u. 105; B. Migliorini, *Dal nome proprio al nome comune*, Genf 1927, S. 3-4 u. 331; sowie auch B. Bosanquet, *Logic or the Morphology of Knowledge*,<sup>2</sup> Ndr. London 1931, S. 49; J. N. Keynes, *Studies and Exercises in Formal Logic*, London 1906<sup>4</sup>, S. 45. Zum Unterschied zwischen „Klasse“ und „Typ“ vgl. W. E. Collinson, *Indication*, Baltimore 1937, S. 39-40. Schon J. W. Meiner, *Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftslehre* oder *Philosophische und allgemeine Sprachlehre* (1781), bemerkte, daß es sich bei *die Cicerones, Marii, der Ulysses unserer Zeit* um Nomina communia handele (vgl. den Auszug in H. Junker, *Sprachphilosophisches Lesebuch*, Heidelberg 1948, S. 96). Ebenso weist K. Brugmann, *Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen*, Straßburg 1904, Ndr. Berlin 1970, S. 414, bei Fällen wie Ἡρακλῆες, *Catōnēs*, „Männer wie H., Männer wie C.“ auf deren „appellativische Bedeutung“ hin; und damit stimmen die meisten Autoren überein. Eine bemerkenswerte Ausnahme bildet hier nur V. Brøndal, *Ordklasserne*, Kopenhagen 1928, S. 84-85, der unter die Eigennamen auch Ausdrücke wie *ein Platon, ein Napoleon* stellt. Doch gründet sich Brøndal auf ein sehr fragliches Kriterium, demzufolge auch *mate* („Matetee“) für Dänen usw. ein Eigenname sei, jedoch nicht für die Paraguayaner, die ja das durch dieses Wort Bezeichnete kennen (vgl. *Morfologi og Syntax*, Kopenhagen 1932, S. 37).



gründet sich auch eine Reihe widersprüchlicher Einstellungen zum Problem des Eigennamens.

2.2.2 Einige Gelehrte, unter ihnen F. Brunot und A. Dauzat, betrachten diese Schwierigkeit dann auch als hinreichend dafür, der Unterscheidung von Eigennamen und Gattungsnamen jeden theoretischen Wert abzuspochen; denn theoretisch müßte der Eigenname *eines* Gegenstandes Name sein, doch gibt es mehrere Städte, die sich jeweils *Paris, Amsterdam, Villefranche, Villeneuve* etc. nennen, und unzählige Individuen, die *Lefebvre* oder *Ferry* heißen. Deswegen sei eine Unterscheidung von Eigennamen und Appellativa ungesichert und konventionell (Brunot)<sup>8</sup> bzw. „künstlich“ und „logisch unmöglich“ (Dauzat).<sup>9</sup>

2.2.3 Andere Autoren scheinen der Meinung zu sein, es gebe „eigentlichere“ bzw. „echte“ Eigennamen (die sich auf einmalige Gegenstände beziehen), sowie „weniger echte“ Eigennamen (die sich auf verschiedene Gegenstände beziehen). F. Brunot teilt auch diesen Standpunkt, wenn er unter „strikten Eigennamen“ diejenigen versteht, die nur einem Gegenstand „zugehören“.<sup>10</sup> Dasselbe scheint zuweilen auch K. Bühler<sup>11</sup> zu vertreten. Und A. Gardiner nimmt an, daß Dionysius Thrax wegen der Verwendung des Adverbs ἰδίως „individuell, persönlich“ bei seiner Definition des Eigennamens an die eindeutigen Eigennamen gedacht haben müsse, die durch ihre einmalige und feste Anwendung „faits de langue“ seien.<sup>12</sup> Zu dieser Kategorie gehörten dann nach Gardiner Namen

---

<sup>8</sup> F. Brunot, *La pensée . . .*, S. 39. Vgl. a. S. 96: „il y a eu douze Césars, il y a un nombre énorme de *Boulangers* ou de *Lefèvre*.“

<sup>9</sup> A. Dauzat, *Les noms de personnes. Origine et évolution*, Paris 1925, S. 1f. Vgl. aber dens., *Grammaire raisonnée de la langue française*, Lyon 1947, S. 57-59, wo er einen ganz anderen Standpunkt einnimmt.

<sup>10</sup> „ . . . sauf bien entendu quand ils sont strictement propres, c'est-à-dire quand le nom n'appartient réellement qu'à un seul, par exemple la *Meurthe* ou le *Mont Cervin*“ (F. Brunot, *La pensée . . .*, S. 95).

<sup>11</sup> K. Bühler, *Sprachtheorie*, Jena 1934, S. 235.

<sup>12</sup> Es berührt seltsam, daß Gardiner seine eigene Theorie von der „Sprache“ als einem „Wissen und Können“ so interpretiert (vgl. *The Theory of Speech and Language*, S. 68-93 u. 106f.). Die „Sprache“ ist wohl ein Wissen und Können, eine *Technik* (vgl. A. Pagliaro, *Il linguaggio come conoscenza*, Rom 1951 [1952], insbes. S. 56f. u. S. 63), doch ein Wissen um sprachliche Modelle und Schemen, und nicht um Gegenstände. Über die Objekte unterrichten uns die Erfahrung und die nichtlinguistischen Wissen-

wie *Jugurtha*, *Vercingetorix*, *Popocatepetl*, die er auch „embodied proper names“ nennt; die übrigen, wie etwa *John*, *Mary* etc. seien dagegen „disembodied“ und würden sich nur als Namen bestimmter Personen wieder ‚inkorporieren‘.<sup>13</sup>

2.2.4 Analog unterscheidet C. Bally zwischen (an sich schon aktualisierten) „noms propres de la langue“, die einen einzigen und immer denselben Gegenstand bezeichnen (wie *Hannibal*, *die Pyrenäen*, *die Sonne*, *der Mond*, *Don Quixote*), und (nur okkasionell aktualisierten) „noms propres de la parole“, die einen einzigen Gegenstand nur in einer bestimmten Situation bezeichnen. Eine dritte, dazwischenliegende Kategorie sei dann die der „noms propres passe-partout“, wie *Paul*, *Pierre*, *Louis*, die zwar „dazu bestimmt sind, Eigennamen der *langue* zu sein“, dies aber nur aufgrund einer „situation donnée permanente“ auch würden.<sup>14</sup> Demnach müßten als „Eigennamen“ (außer den „natürlichen“ Singularen, wie *Sonne* und *Mond*) eine ganze Reihe Wörter und Ausdrücke gelten, die das ursprüngliche Wissen gar nicht als solche anerkennt: die personifizierten Namen (*la Beauté*, *la Justice*)<sup>15</sup>, die

---

schaften; daß es einen Vulkan namens *Popocatepetl* gibt, und zwar nur einen, und daß jemand auch wirklich *Hans* heißt, ist denn jeweils ein geographisches bzw. standesamtliches Faktum, und kein sprachliches.

<sup>13</sup> A. Gardiner, *Proper Names*, S. 11-15. Auch andere Autoren denken bei den Namen „einziger“ Objekte an einen besonderen Namenstyp. So J. Holt, *Rational Semantik (Pleremik)*, Kopenhagen 1946, S. 66, und E. Alarcos Llorach, *Gramática estructural*, Madrid 1951, S. 90, die beide solche Beispiele geben wie *Dänemark*, *Afrika*, *Tajo*, *Galicien*. Diese seien dann „in bezug auf Artikel, Numerus und Genus unbeweglich“. Doch ist die Einzigkeit in dem Falle einfach ontologisch oder historisch, aber nicht begrifflich. Denn man kann wohl von *Dänemarken*, *Afrikas*, *Tajos* usw. sprechen, wobei der Wert dieser Namen zwar ein anderer wird; doch kann das nicht mit formalistischen Kriterien erfaßt werden, die nur zur Charakterisierung und Beschreibung, nicht zur Definition da sind. Anderer Natur sind dagegen die bei Namen wie *Balearen* oder *Anden* entstehenden Probleme (s. 3.5).

<sup>14</sup> Ch. Bally, *Linguistique générale et linguistique française*, Bern 1950<sup>3</sup>, S. 80-82; vgl. ferner S. 97, 291 u. 296. Entsprechend unterscheidet J. Zarágüeta, *El lenguaje y la filosofía*, Madrid 1945, S. 310-11, „formale Eigennamen“ (wie *Rom*, *Caesar*, *Augustus*) von „funktionellen Eigennamen“ (die solches erst im Zusammenhang durch die Bezeichnung eines einzelnen Objektes sind).

<sup>15</sup> So auch A. Dauzat, *Grammaire raisonnée*, S. 57-59.

Stoffnamen und Abstrakta (*das Gold, die Luft; die Tugend, das Leben*),<sup>16</sup> und in der Rede auch die Deiktika wie *ich, hier, das* (vgl. die „logischen Eigennamen“).

2.2.5 Endlich sind auch einige Autoren der Ansicht, der Unterschied zwischen Eigennamen und Gattungsname habe nichts mit der „Zahl“ der bezeichneten Gegenstände zu tun und sei in anderen Merkmalen zu suchen. So denkt V. Brøndal, für den die Idee der „Einheit“ nur ‚eine populäre und logisch unstimmige Auffassung‘ wäre, zumal ‚seit der frühchristlichen Epoche solche Namen wie *Peter* und *Hans* tausenden Individuen gegeben wurden‘ und ‚*Washington* mehr als zweihundert Ortschaften in den USA heißen‘.<sup>17</sup> Ganz entsprechend vertritt S. Ullmann die Auffassung, daß der Unterschied zwischen Eigennamen und Gattungsnamen „nicht im Numerus liege, wie es die traditionelle Grammatik lehrte“, zumal es in England mehr *Joneses* gebe als Marschälle<sup>18</sup> und in Frankreich „... des milliers de *Jean-s*, mais . . . un seul *Président de la République*“.<sup>19</sup>

2.3 Natürlich liegt die Schwierigkeit nicht einfach im „Numerus“, doch gehört der Gedanke selbst, daß sie hier liegen müßte, schon zur Interpretation der Einmaligkeit des durch den Eigennamen Bezeichneten, und nicht zu dem „ursprünglichen Wissen“ darum. Aber auch diese Schwierigkeit ist noch ziemlich vordergründig und ergibt sich nur aus einer ungerechtfertigten Forderung nach „Mehr-Eindeutigkeit“ und einer merkwürdigen Verwechslung in bezug auf den Begriff „Wort“.

Die Forderung nach „Mehr-Eindeutigkeit“ entbehrt jeder Grundlage, zumal die Erscheinung, daß es viele Individuen mit dem Namen *Hans* gibt, einfach eine Tatsache ist und kein zu lösendes Problem.<sup>20</sup> Die Theorie wie die Definition des Eigennamens müssen

---

<sup>16</sup> Dazu vgl. B. Bosanquet, *Logic*, S. 46, und K. Bühler, *Sprachtheorie*, S. 310.

<sup>17</sup> V. Brøndal, *Ordklasserne*, S. 43 u. 46.

<sup>18</sup> S. Ullmann, *Words and their Use*, London 1951, S. 34.

<sup>19</sup> S. Ullmann, *Précis de sémantique française*, Bern 1952, S. 24-26.

<sup>20</sup> Zum Teil wenigstens resultiert diese Forderung aus einer Deutung des Zusatzes „Eigen-“ als ‚einzig dem . . . zugehörig‘. Doch ist die Grundbedeutung von ὄνομα ἰδίον, lat. *nomen proprium*, nicht diese, sondern ‚authentischer Name‘, ‚eigentlicher Name‘. Vgl. B. Delbrück, *Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen*, Leipzig 1919<sup>6</sup>, S. 6; V. Brøndal,

dann von dieser Tatsache ausgehen, statt sie zu umgehen und bei einem Begriff des „idealen Eigennamens“ Zuflucht zu suchen, der dann nur eine reine Konvention wäre. Denn in der Sprachwissenschaft (außerhalb der normativen Grammatik, die nur eine ihrer Nebendisziplinen bildet) ist ein „muß“ nicht am Platze. So kann man denn, obwohl es eindeutige Eigennamen gibt, dies nicht als definitorenischen und notwendigen Zug nehmen, weil es viele andere Eigennamen gibt, die das nicht sind. Doch darf man dabei die *vieldeutigen* Namen nicht mit den *vielwertigen* oder *universellen* verwechseln.<sup>21</sup> Denn Namen wie *Hans*, *Rom*, *London* werden nicht in demselben Sinne für verschiedene Gegenstände verwendet wie die Gattungsnamen.<sup>22</sup> Die Seienden, auf die jene verwendet werden, bilden nämlich nicht *eine* Extension, der auch *eine* Intension entspricht, sondern „jedes von ihnen bildet an sich allein schon eine getrennte Extension, die auch einer wohlunterschiedenen Intension entspricht“.<sup>23</sup> Und das Bedeutsame dabei ist nicht, daß *Hans* und *Rom* die Namen verschiedener Gegenstände sind, sondern „die Art und Weise, wie die Namen durch die Sprecher Verwendung finden und von den Hörern verstanden werden“<sup>24</sup>: sie können zwar „materiell identisch“ sein, aber „zu verschiedenen sprachlichen Momenten gehören“.<sup>25</sup> Mit anderen Worten können die Namen wohl *vieldeutig* sein, sind aber immer *monovalent* und keine „Klassen“-Bezeichnungen.<sup>26</sup>

---

*Ordklasserne*, S. 41-42; A. Gardiner, *Proper Names*, S. 10; A. Pagliaro, *Il linguaggio*, S. 75.

<sup>21</sup> Dazu vgl. E. Husserl, *Logische Untersuchungen* II 1, Halle 1913<sup>2</sup>, S. 48. Vgl. ferner die Unterscheidung *eindeutiger* und *vieldeutiger* Namen bei J. S. Mill, *A System of Logic*, London 1843, dt. *System der deductiven und inductiven Logik* I, Leipzig 1884, S. 46, sowie J. N. Keynes, *Studies and Exercises*, S. 13.

<sup>22</sup> W. S. Jevons, *Elementary Lessons in Logic*, London 1886, S. 18.

<sup>23</sup> B. Bosanquet, *Logic*, S. 49.

<sup>24</sup> O. Jespersen, *The Philosophy of Grammar*, S. 64f.

<sup>25</sup> B. Migliorini, *Dal nome proprio . . .*, S. 3. Auch A. Gardiner, *Proper Names*, S. 21, bemerkt, daß ein auf mehrere Individuen verwandter Name (*John*) jeweils als „Homonym“ zu betrachten sei. Besser wäre allerdings „homophon“. Denn wie Aristoteles, *Categoriae* I 1a, lehrt, sind „homonym“ gerade solche *Dinge*, die trotz ihrer Verschiedenheit den gleichen Namen tragen.

<sup>26</sup> Vgl. B. Russell, *An Inquiry into Meaning and Truth*, London 1940,

Doch – und hier liegt die schon erwähnte Verwechslung begründet – die Namen sind vieldeutig nicht als Wörter (*signifiant + signifié*), sondern erst als „reine Wörter“, als bloße Signifikanten. Denn bei zweimal auf verschiedene Personen verwendetem *Hans* ist jeweils nur der physikalische Teil gleich, nicht aber der bedeutungsmäßige: eigentlich liegt hier nicht nur ein Wort vor. Um eine glückliche Unterscheidung von L. Wittgenstein zu benutzen, handelt es sich hier zwar um ein einziges Zeichen, doch um verschiedene *Symbole*.<sup>27</sup> So wird man also, wenn man sagt, daß auch *Hans* „vieler Name“ sei und sich insofern nicht von den Appellativen wie etwa *Hund* unterscheide, nicht von gleichartigen „Wörtern“ reden, zumal *Hund* als echtes Wort (symbolisches Zeichen) und *Hans* als „bloßes Wort“, als reines „Zeichen“ anzusehen ist.<sup>28</sup>

Das eben Gesagte erlaubt auch eine Interpretation solcher Plurale wie *Johns, Marys, Romes*. Denn wie schon J. W. Meiner zu Beispielen wie „*die Heinriche in der Kaisergeschichte*“ oder „*le Henri*

---

1951<sup>4</sup>, S. 41: „when we say ‚here’s John‘, we do not mean ‚here is some member of the class of people called ‚John‘; we regard the name as belonging to only one person.“

<sup>27</sup> Vgl. L. Wittgenstein, *Tractatus*, S. 52-54.

<sup>28</sup> Die Unterscheidung von „bedeutungsvollem Wort“ und „bloßem Wort“ (reinem *signifiant* und Namen seiner selbst) ist alt und wurde bereits von den altgriechischen Philosophen getroffen, die dem Begriff *ἄτος, φωνή* den des *ὄνομα σύμβολον* entgegensetzten (vgl. A. Pagliaro, *Éracito e il logos*, in: *Saggi di critica semantica*, Messina-Florenz 1952, S. 131-57, insbes. S. 140). In aller Klarheit erscheint sie bei Platon im 7. Brief (342a-c); dann bei Aristoteles, *De interpretatione* (16a-b) u. *Poetik* (1457a); sowie schließlich bei den Scholastikern mit der bekannten Lehre von der *suppositio materialis* zusammen und bei Leibniz, *Nouveaux essais sur l’entendement humain* III 2.4. In jüngerer Zeit haben eine ganze Reihe Gelehrter sie von verschiedenen Standpunkten aus und mit unterschiedlicher Absicht erneuert (vgl. z. B. J. Dewey, *Logic. The Theory of Inquiry*, New York 1938, S. 48; W. M. Urban, *Language and Reality*, London 1939, S. 66, 108 u. 190; A. W. de Groot, *Structurele syntaxis*, Den Haag 1949, S. 31; C. F. P. Stutterheim, *Inleiding tot de taal-philosophie*, Antwerpen 1949, S. 129-30, etc.), und vor allem haben die Vertreter der symbolischen Logik diese Unterscheidung bei der Abgrenzung der „Sprache“ von der „Metasprache“ hervorgehoben (vgl. R. Carnap, *Logische Syntax der Sprache*, Wien 1934, engl. *The Logical Syntax of Language*, London 1937, 1964<sup>6</sup>, S. 153; H. Reichenbach, *Elements of Symbolic Logic*, S. 9). Die Theorie des Eigennamens und die der Redekategorien im allgemeinen sind aber offenbar die letzte Zuflucht aller Verwirrung um diesen Punkt.

*dont je vous ai parlé*<sup>29</sup> bemerkte, handelt es sich auch in unserem Falle einfach um Appellative, um echte „Klassen“-Bezeichnungen: die Wörter „John“, „Mary“, „Rome“ werden hier zur Bezeichnung ganzer Klassen von Gegenständen verwendet, denen allen nur die jeweils individuelle Benennung mit den vieldeutigen Eigennamen *John*, *Mary* und *Rome* gemeinsam ist. Und wieder fallen „John“ und *John* nur als bloße Wörter zusammen, aber nicht als signifikante Wörter, zumal „John“ eben nur ein Individuum, ‚John‘ als durch *John* benanntes Individuum meint und nicht als einen bestimmten ‚John‘. Doch der Eigennahme *John* ist auch hier keine „Klassen“-Bezeichnung und wird auch auf keine in der Wirklichkeit schon existierende Klasse verwendet, wie der Gattungsname *Hund*; im Gegenteil: der Eigenname ist ein *Vorher*, kein *Nachher* in Hinsicht auf die Klasse: er ist Bedingung für die Konstituierung der Klasse als solcher.<sup>30</sup> Derartige Klassen könnte man nämlich strenggenommen auch aufgrund von Gattungsnamen konstituieren (z. B. „Kronen“, „das Symbol und die skandinavische Währungseinheit“). Aber wenn dies bei den Eigennamen sehr viel öfter vorkommt, so aufgrund der von A. Marty und O. Funke angesprochenen Tatsache, daß zur Vorstellung eines durch einen Eigennamen bezeichneten Gegenstandes auch das „so und so Genanntsein“ gehört.<sup>31</sup>

<sup>29</sup> Vgl. H. Junker, *Sprachphilosophisches Lesebuch*, S. 96.

<sup>30</sup> L. Bloomfield, *Language*, New York 1933, S. 205, spricht bei diesen Fällen von sog. „class-cleavage“. A. Gardiner, *Proper Names*, S. 17-18, betrachtet sie als „facts of speech“ (genauer handele es sich um „als Gattungsnamen verwendete Eigennamen“). In der Tat aber liegen hier auch „Fakten der Sprache“ vor, zumal die formalen Schemata des *Systems* darauf anwendbar sind und die *Norm* solches zuläßt (zu den beiden Begriffen vgl. hier *System*, *Norm und Rede*, insbes. V f.). Wenn man zudem annimmt, daß „Hans“ und *Hans* jeweils „nicht dasselbe Wort“ sind, dann trifft auch zu, daß „Hans“ nicht nur als Gattungsname verwendet wird, sondern auch *Gattungsname ist*, d. h. Klassenbezeichnung. Kein Zweifel aber, daß derartige Klassen, wie die in 2.1, sich von den durch Nomina wie *Hund*, *Pferd* usw. benannten eindeutig unterscheiden. Nicht davon unterschieden sind jene aber durch die „kategoriale Bedeutung“ der Nomina, sondern vielmehr durch ihren Vorstellungsmodus (sie werden als provisorisch, nicht als dauernd gedacht).

<sup>31</sup> Vgl. O. Funke, *Zur Definition des Begriffes „Eigenname“*, in: *Festschrift Hoops*, Heidelberg 1925, S. 72-79. Vgl. ferner: A. Alonso & P. Henríquez Ureña, *Gramática castellana (2º curso)*, Buenos Aires 1950<sup>9</sup>, S. 38. Auf dieselbe, im Grunde richtige Intuition gründet sich z. T. auch die frag-



3.1 Subtiler schon ist die Schwierigkeit, die bei den Eigennamen für Gesamtheiten von Gegenständen und, vor allem, bei den Familien- und Völkernamen entsteht. Dennoch handelt es sich hier um eine Schwierigkeit, die oft unbemerkt bleibt. Denn nur wenige Autoren weisen ausdrücklich darauf hin, daß die Eigennamen auch eine „Kollektivität“ bezeichnen können bzw. daß Eigennamen auch die Völkernamen sind.<sup>32</sup> Und allein F. Brunot benutzt diesen Tatbestand als Argument für seine Behauptung, die Unterscheidung von Eigennamen und Appellativen sei rein „konventionell“.<sup>33</sup>

3.2 Wer diese Schwierigkeit klar erkannt hat, ist A. Gardiner.<sup>34</sup> Denn nach Gardiner gibt es auch Eigennamen, die eigentlich keine „Singulare“ sind, sondern eine Vielheit von Individuen bezeichnen, wie engl. *Plantagenets* und lat. *Veneti, Helvetii* (wie auch *Quirites, Luceres, Ramnes*); sowie andere, die sowohl im Singular als auch im Plural, genau wie die Gattungsnamen, zu verwenden seien, ohne daß sie darum ihren Status als Eigennamen verlören, so gr. *Μῆδος, Μῆδοι*. Die klarsten Fälle seien hier – wobei wir einige Beispiele Gardiners durch deutsche Beispiele wiedergeben – diejenigen der Familiennamen (*Hans Meier – die Meiers*), der römischen Gentilnamen (*Claudius – Claudii*) und der Völkernamen (*ein Grieche – die Griechen*). Doch würden sie schon die Konstituierung einer besonderen Kategorie der „common proper names“ rechtfertigen, in die auch verschiedene andere Namen aufzunehmen seien, wie die von Inselgruppen (*Balearen, Azoren, Malediven*), Gebirgszügen (*die Pyrenäen, die Alpen*) und gewissen Sternbildern (*die Plejaden*); so-

---

würdige Theorie bei J. S. Mill von den „nicht-konnotativen“ Eigennamen (die auch Brøndal, Gardiner, Alonso, Ullmann u. v. a. übernehmen). Dazu s. vor allem E. Husserl, *Log. Untersuchungen* II 1, S. 57f., und J. Dewey, *Logic*, S. 355-59 u. 365f.

<sup>32</sup> So J. Marouzeau, *Lexique de la terminologie linguistique*, Paris 1951<sup>3</sup>, S. 156; G. Devoto, *Introduzione alla grammatica*, Florenz 1946<sup>3</sup>, S. 48; A. Dauzat, *Grammaire raisonnée*, S. 57-59.

<sup>33</sup> F. Brunot, *La pensée et la langue*, S. 39. Das macht auch A. Dauzat in *Les noms de personnes*, jedoch nicht in der *Grammaire raisonnée*.

<sup>34</sup> A. H. Gardiner, *Proper Names*, S. 21-22 u. 25-28. In *The Theory of Speech and Language*<sup>1</sup> (1932) definierte er den Eigennamen noch als „a word which refers only to one individual thing“, und so lautet auch der Text der 2. Aufl. (S. 41), doch in einer nachträglichen Fußnote (S. 338) wird dann das Kriterium der Singularität als „verfehlt“ ausgeschlossen.

wie vielleicht auch die „Kollektiva“, wie *Dodekanes* und *Heptarchie*, über die Gardiner jedoch nichts Explizites vermerkt.

3.3 Der Vorschlag des großen englischen Ägyptologen mag für die praktische Grammatik bestimmt interessant sein (die vielleicht eine Mischkategorie der „Gattungseigennamen“ bräuchte), ist jedoch theoretisch angreifbar. Unhaltbar scheinen dazu die meisten seiner Argumente. So bemerkt Gardiner, daß das Fehlen des orthographischen Pluralzeichens *-s* in frz. *les Petitjean*, *les Hamel* eine Geltung des Familiennamens als Name jedes Familienmitgliedes, und nicht der Familie als solcher anzuzeigen scheint. Dem brauchte man noch nicht einmal hinzufügen, daß dies auch gegenteilig aufgefaßt werden könnte (d. h. der Name bezeichnet global die ganze Familie, und nicht die Vielheit ihrer Mitglieder), noch daß andere Sprachen – wie das Russische, das Serbokroatische, das Rumänische und das Englische selbst – einen *phonisch und nicht allein orthographisch* genau umgekehrten Zustand aufweisen (*Golovlëvy*; *Glembajevi*; *Popeşti*; *the Browns*), einfach weil dies Argument nicht taugt: es handelt sich hier um eine bloße konventionelle orthographische Norm, die im übrigen auch nicht sehr beachtet wird und Ausnahmen zuläßt.<sup>35</sup> Ebensowenig können uns die „Kollektiva“ recht weiterhelfen. Denn vor allem ist höchst zweifelhaft, ob Namen wie *Dodekanes* und *Heptarchie* überhaupt „Kollektiva“ sind, außer für die Griechen (und selbst für sie wären diese es nur auf der Ebene der Gattungsnamen, nicht aber als Eigennamen). Und wenn jemand *France* als „Kollektivnamen“ ansehen wollte, so wäre das nichts weiter als ein bloßer Irrtum und nicht als ein Indiz für die eventuelle Nicht-Singularität der Eigennamen geeignet.<sup>36</sup> Jedenfalls aber sind die sog. „Kollektiva“ Singulare: wie auch Gardiner selbst sagt, ‚bezeichnen sie eine als Einheit gedachte Vielheit‘.<sup>37</sup> Daher liegt auch

---

<sup>35</sup> Vgl. F. Brunot, *La pensée . . .*, S. 105; B. Migliorini, *Dal nome proprio . . .*, S. 332.

<sup>36</sup> In der Tat aber spricht der Autor, auf den sich Gardiner bezieht, J. Marouzeau, *Lexique*, nicht von „kollektiv“, sondern von *Kollektivität*, was etwas ziemlich anderes ist. So wenigstens in *Lexique* 1943<sup>2</sup> u. 1951<sup>3</sup>. Die von Gardiner zitierte 1. Auflage von 1933 lag uns nicht vor.

<sup>37</sup> Das gilt auch für die Logiker, vgl. J. S. Mill, *System der Logik*, S. 30. Kein „Kollektivum“ ist dagegen russ. *duma*, das Gardiner in seine Beispiele aufnimmt, – weil es eine Institution bezeichnet und nicht einfach „viele russische Abgeordnete“ bedeutet; ebensowenig sind *Mafia* und *Camorra*

nichts Problematisches in der Tatsache, „that Europe comprises a number of countries of which Germany is one, that Prussia is a province of Germany, that Berlin is in Prussia, and that that same capital houses several million persons“: hier handelt es sich eben nur um einander untergeordnete Klassen, von denen jede einzelne zwar „Klasse“ in Hinsicht auf ihre Glieder ist, doch „Individuum“ (und mit einem Individualnamen benennbar, wie das denn auch eintritt) in Hinsicht auf andere entsprechende Klassen.

3.4 Jedoch bleibt bei alle dem die von Gardiner erwähnte – keinesfalls vordergründige – Schwierigkeit weiter bestehen, wenn auch nicht für sämtliche genannten Beispiele. So etwa scheint sie nicht zu bestehen bei den Namen ohne einen Singular, wie *Anden*, *Pyrenäen*, *Azoren*, *Balearen*; *Helvetii*, *Veneti*. Hier liegt nämlich keine *Vielfalt*, sondern eher nur *Allheit* vor, und die *Allheit* ist, wie Kant sagt, „nichts anders als die Vielheit als Einheit betrachtet.“<sup>38</sup> Die Inseln in einem Archipel können zahlreich sein, doch bezeichnet der Plural hier nicht *diese* und *die andere* und *jene* Insel als einzelne, sondern nur das Archipel insgesamt. Eine Insel der *Azoren* genannten Gruppe ist daher auch keine „Azore“, sondern nur *eine der Azoren*, und ebenso sind zwei davon nicht „zwei Azoren“.<sup>39</sup> Und Gardiner selbst bemerkt, daß man – wenigstens vorläufig – nicht *a Seychelle* und nicht *a Pyrenee* sagt. Doch meint er, bei Namen wie *Helvetii*, *Veneti* gebe es Anzeichen dafür, daß sie nicht, oder nicht immer, global aufgefaßt wurden; denn im Lateinischen kämen

---

Kollektive. Darunter zu rechnen sind aber, wenn man so will, Wörter wie *Baumallee*, *Eichenhain*, *Mannschaft*; keine Kollektive dagegen sind weder formal noch semantisch Wörter wie *Wald*, *Heer* usw., trotz mancher Schulgrammatiken und F. Lázaro Carreter, *Diccionario de términos filológicos*, Madrid 1953, S. 78. Danach müßten Kollektive auch die Wörter *Haus* – denn das Objekt ‚Haus‘ enthält viele Einzelteile oder auch Steine – und *Mensch* sein – denn er besteht aus vielen Zellen – (dieser Auffassung war denn auch F. Mauthner, *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* III, Stuttgart-Berlin 1902, S. 279-80).

<sup>38</sup> I. Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Anal. I 1,3. Vgl. auch die Unterscheidung von *Einheit* und *Mehrheit* sowie von *Einzelheit* und *Menge* bei Th. Lipps, *Grundzüge der Logik*, Leipzig 1923<sup>3</sup>, S. 97-98. Außerdem: E. Sapir, *Totality*, Baltimore 1930, und den scharfsinnigen Aufsatz von V. Brøndal, *Omnis et totus*, jetzt in: *Essais de linguistique générale*, Kopenhagen 1943, S. 24-32.

<sup>39</sup> Vgl. O. Jespersen, *The Philosophy of Grammar*, S. 64.

solche Sätze vor wie: *Venetorum alii fugerunt, alii occisi sunt*. Das stimmt zwar, doch daß ein Wort die Vielheit global als Einheit erfassen kann, bedeutet noch nicht, daß man die *Vielfalt der bezeichneten Sache* außer acht lassen könnte. Andererseits besteht volle Klarheit darüber, daß diese Namen etwas global bezeichneten, weil sie auch auf die von den jeweiligen Volksstämmen bewohnten Gebiete anwendbar waren: *in Venetis*, ‚im Gebiet der Veneter‘.<sup>40</sup> So bezeichnen diese Namen also zwar „Gesamtheiten“ von Gegenständen, sind aber trotzdem immer noch „Singulare“: sie sind keine Klassen- bzw. „Gattungs“-Namen, weil sie nicht zugleich auch die Glieder einer Gesamtheit benennen können, sondern diese nur in ihrer Allheit bezeichnen.

3.5 Erheblicher schon ist die Schwierigkeit bei den Familien- und Gentilnamen. Denn diese scheinen feste Namen sowohl der Familie bzw. der *gens* als auch jedes einzelnen ihrer Mitglieder zu sein. Doch wenn dem so wäre und es sich hier wirklich um Gattungsnamen handelte, dann müßten die Mitglieder der Familie oder *gens* auch „ein Meier“ bzw. „ein Claudius“ heißen können, was aber nicht eintritt, ohne daß diese Wörter keine Eigennamen mehr wären (vgl. 2.3). Denn die Wörter *Meier* und *Claudii* sind an sich nur *individuelle* Namen einer Familie und einer *gens*, obgleich sie auch *Teile* der ebenso individuellen Namen jedes ihrer Mitglieder sein können. Niemand heißt nämlich einfach *Meier* bzw. *Claudius*, sondern z. B. *Hans Meier* bzw. *Appius Claudius Caecus*, und in diesen (einmaligen und unteilbaren) Namen bilden die Elemente „*Meier*“ und „*Claudius*“ eben nur *einen Bestandteil*; dabei bewahren sie auch nicht mehr den Status selbständiger Namen, den sie auf die Familie oder *gens* verwendet besitzen.<sup>41</sup> Doch nichts hindert, daß diese „Bestandteile“ auch für sich schon diese oder jene bestimmte Person in gewissen Situationen benennen können, genau wie *Bombe*

<sup>40</sup> Vgl. die pluralen Landesnamen in einigen slawischen Sprachen – wie dem Polnischen: *Włochy* „Italien“, *Niemcy* „Deutschland“, *Węgry* „Ungarn“; oder dem Tschechischen: *Čechy* „Böhmen“, *Uhry* „Ungarn“ und das schon veraltete *Vlachy* „Italien“ –, die z. T. einfach den entsprechenden Völkernamen gleich sind, obgleich anders flektierend.

<sup>41</sup> L. Wittgenstein, *Tractatus*, S. 102, bemerkt dazu ganz zutreffend: „Im Namen Julius Cäsar ist „Julius“ ein Index. Der Index ist immer ein Teil einer Beschreibung des Gegenstandes, dessen Namen wir ihm anhängen. Z. B. Der Cäsar aus dem Geschlechte der Julier.“

für *Atombombe* stehen kann. Im Einzelfall wird jemand *Hans Meier*, *Hans Meier*, bzw. *Hans Meier-Neumann* oder auch *Hans Heinrich Meier-Neumann* heißen, je nach der Umgebung und den Erfordernissen der Unterscheidung und Identifizierung,<sup>42</sup> und jeder dieser Namen wird auf diesen Jemand als auf ein bestimmtes und von anderen verschiedenes Individuum, und nicht als auf ein Glied einer Klasse bezogen werden. Andererseits sind *Claudii* („gens Claudia“) und *die Meier* („die Familie Meier“) zwar Plurale, aber nicht *die Plurale* von *Claudius* (ein *Claudius* + ein *Claudius* + ein *Claudius* . . .) oder von *Meier*.<sup>43</sup> Denn die Wörter „*Claudius*“ und „*Meier*“ („Name von Hans Meier“) können wohl einen formal mit dem Individualnamen der Familie übereinstimmenden Plural besitzen, jedoch nicht als Eigennamen, sondern nur als Gattungs-, Klassen- oder Typennamen („*die Meier*“: die „*Meier*“ heißenden Individuen, Meiers Werke, die Männer wie Meier; Meiers Seinsweisen: *der Meier von heute ist nicht mehr der Meier von früher*). In keinem Fall aber können die Eigennamen *als solche* schon indeterminiert sein: denn mit der Annahme eines Indeterminanten werden sie automatisch zu Gattungsnamen und, was noch wichtiger ist, zu *anderen Wörtern*.<sup>44</sup>

3.6 Bei Namen wie *Μῆδος – Μῆδοι, Πέρσης – Πέρσαι* und den Völkernamen im allgemeinen stellt sich ein großenteils gleichartiges Problem. Denn sind *Μῆδοι* und *Πέρσαι* die Plurale von *Μῆδος* und *Πέρσης* (also ein *Meder* + ein *Meder* + ein *Meder* . . .), oder sind sie Namen, die *individuell* auf die beiden *Völker* in ihrer Gesamtheit verwendet werden? Vom historischen Gesichtspunkt besteht offenbar kein Zweifel: die Gruppennamen im Plural (Völ-

<sup>42</sup> Vgl. H. Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte*, Halle 1920<sup>5</sup>, S. 81; O. Jespersen, *The Philosophy of Grammar*, S. 64; B. Migliorini, *Dal nome proprio* . . ., S. 3; V. Pisani, in: *Paideia* 9 (1954), S. 76.

<sup>43</sup> Vgl. A. Meillet & J. Vendryes, *Traité de grammaire comparée des langues classiques*, Paris 1948<sup>2</sup>, S. 530; „ . . . le pluriel ne représente pas toujours un singulier répété plusieurs fois . . . Le pluriel des noms propres s'applique aux membres d'une même famille ou à des personnes ayant en commun certaines qualités.“ Vgl. ferner K. Brugmann, *Kurze vergleichende Grammatik*, S. 414.

<sup>44</sup> Zur „Indeterminierung“ der Eigennamen vgl. F. Brunot, *La pensée* . . ., S. 139-40; B. Migliorini, *Dal nome proprio* . . ., S. 3-4, 87-88 u. 331 f.; W. M. Urban, *Language and Reality*, S. 142.

ker- und Stammesnamen) sind im Griechischen *älter* als die entsprechenden Singulare.<sup>45</sup> Singulare wie Μῆδος und Πέροης haben sich aus den primär bestehenden Pluralen entwickelt, und nicht umgekehrt. So sind denn die Namen Μῆδοι und Πέροαι als *Eigennamen* gewisser Völker nicht die Plurale von Μῆδος und Πέροης. Diese wiederum sind nicht Eigen-, sondern Gattungsnamen (bezeichnen also ‚ein Individuum, das zu einem in seiner Gesamtheit sich . . . nennenden Volk gehört‘), und als *Gattungsnamen* können sie ihrerseits einen Plural entwickeln (drei, vier, fünf *Meder*), der zwar formal mit dem primären übereinstimmt, ihm jedoch nicht gleichwertig ist:<sup>46</sup> denn hier handelt es sich nicht um einen Plural der *Allheit*, einen (nach Hjeltslevs Terminologie) „kontinuierlichen“ Plural, sondern um einen Plural der *Vielheit*, einen „diskontinuierlichen“ oder „diskreten“ Plural.<sup>47</sup> Dieser Unterschied entspricht dem zwischen „Ansammlung“ und „Klasse“: der Plural der Vielheit gibt eine „Ansammlung“ wieder, derjenige der Allheit eine „Klasse“.<sup>48</sup> Dabei kann ein Gattungsname sowohl auf die „Ansammlung“ wie auf die „Klasse“ und auf beider einzelne Glieder verwendet werden, während der Eigenname im Plural allein auf die als *Einheit* bzw. *Individuum* betrachtete „Klasse“ beschränkt bleibt. Daher können in vielen Sprachen auch die Völkernamen durch einen Singular vertreten werden, vgl. lat. *Poenus* („Poeni“), *Gallus*; dt. *der Franzose*, *beim Russen*; it. *il Turco*.<sup>49</sup> Im Dänischen gibt es für diesen Fall

<sup>45</sup> Vgl. E. Schwyzer, *Griechische Grammatik* II, München 1950, S. 45.

<sup>46</sup> Zum Singular, der sich aus einem Plural entwickelt und seinerseits einen *anderen Plural* entstehen läßt, vgl. G. Guillaume, *La langue est-elle ou n'est-elle pas un système?*, Québec 1952, S. 10f.

<sup>47</sup> Vgl. H. Sten, *Le nombre grammatical*, in: *TCLC* 4 (1969), S. 47-59, sowie W. Belardi, *La questione del numero nominale*, in: *RicL* 1 (1950), S. 204-33. Die Unterscheidung dieser zwei Plurale wird vielleicht im Vergleich mit den sog. „Materialbezeichnungen“ deutlicher, die wiederum zwei Singulare aufweisen (vgl. *Glas* und *ein Glas*, *Gläser*; *Papier* und *ein Papier*, *Papiere*).

<sup>48</sup> Zum Unterschied zwischen „Sammlung“ und „Klasse“ vgl. z. B. A. Pap, *Elements of Analytic Philosophy*, New York 1949, S. 70-71. (Ein Glied in einer „Sammlung“ kann auch ein solches in einer größeren Sammlung sein, während ein Glied einer „Klasse“ dieses nicht in einer höheren Klasse sein kann: denn hier wird die Klasse ihrerseits zu einem „Glied“.)

<sup>49</sup> Vgl. die Bemerkungen dazu bei G. Frege, *Über Begriff und Gegenstand*, in: *Vierteljahresschrift für wissenschaftl. Philosophie* 16 (1892), S. 192-



sogar zwei verschiedene Singularformen, eine zur Vertretung der kompakten Plurale und eine andere zur Bezeichnung eines einzelnen Angehörigen eines bestimmten Volkes: *Tysken*, *Svensken* sowie *Tyskeren*, *Svenskeren*.<sup>50</sup>

Man kann also daraus schließen, daß die Gentil- und Familien-, sowie die Völkernamen sich nicht wesentlich von anderen Individualnamen für Gesamtheiten von Gegenständen (wie *die Azoren*, *die Pyrenäen*) unterscheiden: sie betreffen global die Gesamtheit, und nicht zugleich auch ihre einzelnen Glieder. Sie scheinen sich allein darum zu unterscheiden, weil sie auch die Individualnamen der Glieder einer Gesamtheit (wie im Falle der Gentil- und Familiennamen) integrieren oder diese Glieder auch mit einem Gattungsnamen benannt werden können, der dem Eigennamen im Plural materiell völlig gleich ist (wie im Falle der Völkernamen).

4.1 Die Einwände gegen die Opposition *einer-viele* wurden von uns bis jetzt in der Form dargestellt, wie sie allgemein lauten. Doch gehören sie zu verschiedenen, bisweilen miteinander verwechselten Typen: a) ein Teil der Einwände richtet sich gegen die *Einzigkeit* des bezeichneten Gegenstandes („*Hans*“ ist Name vieler); b) ein anderer gegen die *Einheit* des Gegenstandes („die Azoren“ sind viele); c) ein weiterer gegen die *Eindimensionalität* der Bezeichnung selbst (einige Eigennamen betreffen danach *sowohl* bestimmte Gesamtheiten *wie auch* deren einzelne Glieder). Die Einwände vom ersten Typ – die auch gegen Beispiele unter b) und c) erhoben werden können, vgl. die *Alpen* verschiedener Regionen; die *Iberer* des Kaukasus und die *Iberer* Hispaniens – erübrigen sich mit dem Hinweis, daß der Eigenname zwar *vieldeutig* sein kann, aber immer *monovalent* ist. Die unter b) – die auch bei den unter c) erfaßten Beispielen gemacht werden können, wie: ‚die Meier‘ sind viele, wie auch ‚die Azoren‘ – erledigen sich mit dem Hinweis, daß der Eigenname immer individuell ist: er kann nur *einen* Gegenstand oder auch eine Gesamtheit wirklicher Gegenstände betreffen, dies aber immer individualisierend (betrifft also den Gegenstand bzw. die Gesamtheit als *Individuen*). Und die Einwände des dritten Typs werden hinfällig, wenn man bemerkt, daß der Eigenname immer

---

205 (S. 196), u. *Funktion, Begriff, Bedeutung*, Göttingen 1969<sup>3</sup>, S. 66-80 (S. 70).

<sup>50</sup> Vgl. H. Sten, *Le nombre grammatical*, S. 51.

*eindimensional* ist: er betrifft *entweder* einen Gegenstand *oder* eine Gesamtheit, jedoch nicht *sowohl* eine Gesamtheit *als auch* die darunter begriffenen Gegenstände. Das Appellativum hingegen ist *polyvalenter, generischer* und *zweidimensionaler* Name.

4.2 Weiterhin kann der Eigenname ein formal mit ihm identisches Appellativum „entwickeln“: als Name *eines Gegenstandes* zur Bezeichnung der „Klasse“ derjenigen Gegenstände, die einzeln mit „demselben“ Namen benannt werden („*die Marien*“), als Name einer Gesamtheit aber zur individuellen Bezeichnung jedes ihrer Glieder (*ein Türke*). Demnach umfaßt die Kategorie des Eigennamens nicht einfach diese oder jene „reinen“ Wörter oder Semanteme, sondern allein *Signifikanten* mit konkreter Verwendung (zumal die entsprechenden bloßen Wörter auch Gattungsnamen sein können). Der formale Zug, der hier die Kategorie als Wortkategorie der Grammatik unterscheiden läßt (und die grammatischen Kategorien sind notwendig formal), ist damit ein negativer: ein Eigenname kann Indeterminatoren nie ohne Statusveränderung erhalten, d. h. ohne dabei ein *anderes Wort* zu werden.<sup>51</sup> Dieser Zug aber kann die Kategorie nicht *definieren*, sondern nur *beschreiben* und *kennzeichnen*: er gestattet, sie objektiv zu *erkennen* und zu *zeigen*. Denn *in der Tat* ist ein Wort noch kein Eigenname, weil es nicht indeterminiert werden kann, sondern es kann nicht determiniert sein, weil es ein Eigenname ist: die „kategoriale Bedeutung“ nämlich erkennt man – wie jegliche andere Art der Bedeutung – nicht „von außen“, weil man sie *feststellt*, sondern „von innen“, weil man sie *denkt*. Daher also kann man behaupten, *der Eigenname sei formal durch*

---

<sup>51</sup> L. Bloomfield, *Language*, S. 205, und B. Bloch & G. Trager, *Outline of Linguistic Analysis*, Baltimore 1942, S. 78, weisen darauf hin, daß der Eigenname normalerweise keine Determinanten zu sich nimmt; doch könnten einige Eigennamen bestimmte Arten von Determinanten erhalten; zudem bedeutet das „normalerweise“ eine Betrachtung der Wörter als reiner Wörter, was eine richtige Abgrenzung der Kategorie hindert (zumal „*ein Sokrates*“ als Appellativum so „normal“ ist wie *Sokrates* als Eigenname). L. Hjelmslev, *Principes de grammaire générale*, Kopenhagen 1928, 1969<sup>2</sup>, S. 335, vertritt die Ansicht, die Eigennamen gehörten oft zur Kategorie der Pronomina, weil sie in Hinsicht auf die Kategorie der Artikel unbeweglich seien (den Morphemen der Konkretisierung). Doch ist dies aus ganz entgegengesetzten Gründen so, – bei den Pronomen, weil sie immer abstrakt sind; bei den Eigennamen hingegen, weil sie immer konkret sind.

das „negative Morphem“ der Indetermination gekennzeichnet, d. h., er ist immer Name eines „Singulars“ (dieses A), niemals aber eines „Besonderen“ (ein A).<sup>52</sup>

4.3 Schließlich muß man mit Gardiner zugeben, daß der Eigenname in der Tat auch für eine „Vielheit von Gegenständen“ verwendet werden kann. Doch gegen ihn müssen wir unterstreichen, daß diese „Vielheit“ nur von den Objekten her besteht, nicht von der Bezeichnung: bei der Benennung durch einen Eigennamen nämlich wird diese „Vielheit“ zum „Individuum“, d. h. zu einem einzigen und unteilbaren Gegenstand, für den die alte und immer noch unangreifbare scholastische Definition der Einheit uneingeschränkt gilt: *unum est quod est indivisum in se et divisum ab omni alio*. Nur findet man diese Einheit, wie auch die Einzigkeit des durch den Eigennamen bezeichneten Objekts, nicht auf der Ebene der natürlichen Gegenstände vor: es handelt sich hier um „historische“ Einheit und Einmaligkeit.<sup>53</sup> Dies bedeutet zugleich, daß der Eigenname nicht auf der gleichen Ebene benennt wie die Gattungsnamen, die die Wirklichkeit „klassifizieren“, sondern daß er ihnen gegenüber eine individualisierende und vereinende *sekundäre Benennung* darstellt, die auch nicht vor, sondern nach der Benennung durch „Universalien“ erfolgt.<sup>54</sup> Und in der Tat ist der mit einem Eigennamen bezeichnete Gegenstand notwendig ein bereits durch einen Gattungsnamen bezeichneteter Gegenstand (die *Azoren* sind *Inseln*, der *Tiber* ist ein *Fluß*, *Spanien* ist ein *Land*). In diesem Sinne auch finden sich James Harris' bekannte Ausführungen bestätigt: „Words are the Symbols of Ideas both general and particular; yet of the general *primarily*, essentially, and immediately; of the particular, only *secondarily*, accidentally, and mediately.“<sup>55</sup>

<sup>52</sup> Zu dieser Unterscheidung („eine Rose ist gelb“ – „diese Rose ist gelb“) vgl. E. Husserl, *Erfahrung und Urteil*, ed. L. Landgrebe, Hamburg 1948, S. 446-47.

<sup>53</sup> Vgl. dazu die scharfen Beobachtungen bei R. Hönlwald, *Philosophie und Sprache*, Basel 1937, 1970<sup>2</sup>, S. 96f.

<sup>54</sup> Vgl. die entsprechenden Äußerungen bei Leibniz, *Nouveaux essais* III 1,3; H. Lotze, *Logik*, Leipzig 1880<sup>2</sup>, S. 44; sowie späterhin bei A. Pagliaro, *Corso di glottologia*, Rom 1950, I, S. 32-33; *Il linguaggio come conoscenza*, S. 74-75; *Il segno vivente*, Neapel 1952, S. 254-55 u. 309.

<sup>55</sup> J. Harris, *Hermes or a Philosophical Inquiry Concerning Universal Grammar* (1751), S. 348. Über Harris vgl. P. A. Verburg, *Taal en functionaliteit*, Wageningen 1952, S. 339f.

5. Am Ende also ist die Opposition *einer-viele* gewiß zu einfach und auch unzureichend, vor allem, weil sie eine Unterscheidung der *Einmaligkeit* von der *Einheit* und der *Eindimensionalität* nicht zuläßt (s. 4.1). Doch ist dies weder „populär“ noch „willkürlich“, wenn man nur davon ausgeht, daß a) die Einheit und die Einmaligkeit des durch den Eigennamen Bezeichneten nicht die der natürlichen Gegenstände sind; b) die Eigennamen *Wörter*, und nicht *bloße Wörter* sind; c) der Eigenname in Hinsicht auf das *Appellativum* ein *Name anderer Ordnung* ist.

## DETERMINIERUNG UND UMFELD

### Zwei Probleme einer Linguistik des Sprechens

1.1.1 Hin und wieder, doch nicht sehr oft, bemerkt jemand die engen Grenzen, die der Sprachwissenschaft gezogen sind, wenn man sie mit Saussure als Wissenschaft von der „Sprache“ versteht. So war V. Skalička wohl nicht der erste, der die Notwendigkeit einer Linguistik der *parole*<sup>1</sup> bedeutete. Etwas widersprüchlich jedoch beobachtete er dabei, daß eine gewisse Linguistik der *parole* bereits da sei (er meinte damit die Stilstudien der idealistischen Schule), und es gelang ihm weiterhin nicht klar anzugeben, welches nun die Probleme dieser Sprachwissenschaft zu sein hätten. In der Tat aber ist es schwierig, eine Wissenschaft auf den Rest des von der „Sprache“ isolierten Sprechens zu gründen, weil hier nur Vereinzelt und Heterogenes bliebe. Und noch schwieriger wird die Begründung der Linguistik der *parole*, wenn man Saussures Unterscheidung<sup>2</sup> als eine „reale“ begreift. Die Sprache aber schließt die Rede mit ein; und die Unterscheidung von *langue* und *parole* ist abgesehen davon, daß sie verschiedene Deutungen zuläßt, nicht „real“, sondern „formal“ und methodologisch.<sup>3</sup>

Einige Jahre später schlägt A. Pagliaro in einer vorteilhaften – wenn auch sicher nicht „orthodoxen“ – Interpretation der saussure-

---

<sup>1</sup> V. Skalička, *The need for a linguistics of la parole*, in: *Recueil linguistique de Bratislava I*, Preßburg 1948, S. 21-38.

<sup>2</sup> Dabei beziehen wir uns natürlich auf den *Wert* und den *Sinn*, den F. de Saussure seiner Unterscheidung geben wollte. Die Unterscheidung *langue* – *parole* (*Sprache* – *Rede*) selbst ist jedoch älter als Saussure. Sie kommt bereits bei Hegel, G. von der Gabelentz, F. N. Finck und A. Marty vor. Und sogar bei H. Paul stehen die z. T. entsprechenden Unterscheidungen von *Gemeinsprache* und *Sprache* (= eher *langage*), sowie von „Usuellem“ und „Okkasionellem“.

<sup>3</sup> Vgl. dazu oben *System, Norm und Rede*, bes. III u. VI 4.2.

schen Dichotomie wiederum eine Linguistik der *parole* vor,<sup>4</sup> die er versteht „als das subjektive Moment der Sprache, die besondere Ausrichtung der Funktionalität des Systems bei deren Realisierung als Rede“.<sup>5</sup> Dann zeigt Pagliaro in vier Aufsätzen, wie ein Faktum der „Rede“ zu „Sprache“ wird, indem es sich in die Tradition einfügt, und wie umgekehrt die Möglichkeiten der „Sprache“ von drei großen Dichtern zu bestimmten Ausdruckswerten genutzt wurden.

Symptomatisch aber ist hier, daß beide Autoren zwar einerseits die Forderung nach einer richtigen Linguistik der *parole* erheben, andererseits jedoch meinen, sie sei keine volle und eigentliche „Linguistik“. Denn Skalička nennt gewisse Dinge (das Sprechen, das Antworten usw.) als nicht zur „Sprache“ gehörig und möchte deren Untersuchung eher der Sprachtheorie als der Sprachwissenschaft zuweisen.<sup>6</sup> Und Pagliaro beobachtet, daß „den Sprachwissenschaftler das subjektive Moment nicht in bezug auf den zu äußern gewünschten Bewußtseinsinhalt ineressiert, sondern in bezug auf die Sprache, die historische Unterlage, den Gegenstand seiner Studien.“<sup>7</sup>

1.1.2 Die von beiden Autoren aufgestellte Forderung und deren Umgrenzung erlauben nun einige Richtigstellungen. Zunächst ist es eine Tatsache, daß die saussuresche Unterscheidung nicht allein die von Saussure selbst angestrebten Auswirkungen gehabt hat. Denn er hatte sie vorgenommen, um damit als einzigen Gegenstand der Sprachwissenschaft die *langue* „an und für sich“ auszuweisen, und danach richtete sich der gesamte Saussure-Strukturalismus. Doch hat die Unterscheidung eben auch den entgegengesetzten Effekt gehabt: die Betonung der Wichtigkeit aller mit der *parole* verbundenen Probleme und die – wenn auch negative – Begründung einer für sie zuständigen Linguistik.<sup>8</sup> Zweitens ist offenkundig, daß

---

<sup>4</sup> A. Pagliaro, *Glottologia*, Rom 1955 (*Parte speciale. Linguistica della „parole“*). Es handelt sich hier um eine Universitätsvorlesung aus dem Studienjahr 1954-55.

<sup>5</sup> A. Pagliaro, *Glottologia*, S. 5.

<sup>6</sup> V. Skalička, *The need*, S. 23.

<sup>7</sup> A. Pagliaro, *Glottologia*, S. 4-5.

<sup>8</sup> Bekanntlich hat sich die den saussureschen Grundsätzen am treuesten glaubende Genfer Schule (mit Bally, Sechehaye und Frei) gerade diesen Studien gewidmet und wollte damit Saussures Vorlagen „vervollkommen“ (und zuweilen auch korrigieren).



man trotz der Negativität der saussureschen Thesen zur *parole* nicht an deren grundsätzlicher Genauigkeit zweifelt. Denn man gibt vorbehaltlos zu, eine Linguistik der Rede müsse ihre Begründung im und durch das saussuresche Schema erhalten. Und drittens scheint es, daß man als ausgemacht hinnimmt, der eigentliche und echte Gegenstand der Sprachwissenschaft sei die „Sprache“. Die *parole* könne dann allein in bezug auf sie, als ‚Realisierung des Systems‘ begriffen werden. Diese Überzeugung sieht zwar nach Saussure aus und ist wohl von ihm auch bekräftigt worden. Doch sind ihre Wurzeln noch älter, und ihr Inhalt weist nicht notwendig auf Saussure. Denn mit dieser Konzentrierung allen Interesses der Linguistik auf die „Sprache“ widersetzte sich Saussure keineswegs der traditionellen Sprachwissenschaft, sondern stand mit ihr in vollem Einklang.<sup>9</sup> Dieser Umstand erklärt z. T. auch, warum der Widerstand gegen Saussures Thesen an diesem Punkt so schwach ist. Die Linguistik der „Sprache“ (und der Sprachen) war und ist trotz verschiedener Auffassungen davon immer noch das Hauptstück der Sprachwissenschaft. Und während die Historizität der Sprache sich sogar im Strukturalismus durchsetzt und ein „diachronischer Strukturalismus“ da ist, obwohl Saussure *langue* mit *Synchronie* und *parole* mit *Diachronie* gleichwertig sein läßt, erscheint eine Reaktion auf die übergangene Linguistik der *parole* nur sporadisch und besteht auch über deren Aussehen keine Einigkeit.

1.1.3 Jedenfalls scheint außer Zweifel, daß die Notwendigkeit einer gewissen Sprachwissenschaft der *parole* anzuerkennen ist. Nur wird dabei der vielleicht zweideutige Begriff *parole* „Rede“ durch *Sprechen* (Sprechtätigkeit) zu ersetzen sein. Doch nach Anerkennung besagter Notwendigkeit wäre zu sehen, ob auch deren Einschränkungen annehmbar sind. Es muß gefragt werden, ob eine *Sprachwissenschaft des Sprechens* wirklich von der „Sprache“ her und innerhalb von Saussures Schema zu begründen ist. Man beachte

---

<sup>9</sup> Nicht gewiß ist, daß – wie V. Skalička, *The need*, S. 22 meint – die vorsaussuresche Sprachwissenschaft „Linguistik der *parole*“ war, noch daß Humboldt eine solche Sprachwissenschaft gefördert habe. Im Gegenteil: Humboldt bestand gerade auf der Systematizität des Sprechens; und die historische Sprachwissenschaft ist, obwohl die am ehesten „atomistische“, immer und notwendig (vgl. 1.1.5) Linguistik der „Sprache“ gewesen: sie kann zwar „Wörter“ studieren, doch das immer als „Sprachtatsachen“.

dabei, daß die Linguistik des Sprechens als eine *andere* Sprachwissenschaft und als „notwendig“ (wenn auch noch nicht herausgebildet) nur deswegen gilt, weil man Saussures Dichotomie annimmt und implizit zugibt, *die* Sprachwissenschaft sei Wissenschaft von der „Sprache“. Doch von anderswoher müßte eher gefragt werden, ob es überhaupt eine Sprachwissenschaft gebe, die keine solche des Sprechens wäre. Denn was ist die „Sprache“ selbst anderes als eben eine Seite des Sprechens?

1.1.4 Nach unserer Ansicht aber darf die Erweiterung oder Reformierung eines Faches keine negative Begründung erfahren, also aus dem Ungenügen der bislang auf den Gegenstand verwandten Schemata, sondern muß positiv aus der Wirklichkeit des Gegenstandes erfolgen. Doch der Gegenstand der Sprachwissenschaft (als „Wissenschaft aller Sprache“) kann nur *die Sprache* in jeder Hinsicht sein. Diese aber kommt konkret nur als *Tätigkeit*, d. h. als *Sprechen* vor (und Humboldts Satz, nach dem die Sprache kein ἔργον, sondern eine ἐνέργεια sei, ist weder ein Paradoxon noch eine Metapher, sondern eine bloße Feststellung). Ja mehr noch, nur weil sie als Tätigkeit erscheint, kann sie auch als „Produkt“ untersucht werden.<sup>10</sup> Denn eine Tätigkeit vermag, um damit eine Unterscheidung des Aristoteles in Erinnerung zu bringen, betrachtet zu werden: a. als solche, κατ' ἐνέργειαν; b. als potentielle, κατὰ δύναμιν; c. als in ihren Produkten verwirklicht, κατ' ἔργον. Dabei handelt es sich eindeutig nicht um drei jeweils unterschiedene Wirklichkeiten, sondern um drei Seiten, besser noch um drei Betrachtungsweisen, ein und derselben Wirklichkeit. Andererseits ist das Sprechen eine *universelle* Tätigkeit, die durch *besondere* Individuen als Mitglieder *historischer* Gemeinschaften zustandekommt. Daher kann es in universellem, in besonderem und in historischem Sinne betrachtet werden.

Das *Sprechen κατὰ δύναμιν* ist das *Sprechenkönnen*, in dem unterscheidbar sind: eine universelle Stufe, eine besondere und eine historische. Die letztere ist dann die „Sprache“ als *Sprachbesitz*, d. h. als *der Tradition einer Gemeinschaft gemäÙes Sprechenkönnen*. Das *Sprechen κατ' ἐνέργειαν* ist universell das *Sprechen*

<sup>10</sup> Das wirklich und primär als „Produkt“ Vorkommende kann nicht als solches (unter Verkennung der Tätigkeit) untersucht werden, sondern nur als „Sache“.

schlechthin, die im allgemeinen betrachtete konkrete Sprechfähigkeit; im besonderen ist es die *Rede* (Sprechakt oder Reihe von Sprechakten) eines bestimmten Einzelnen zu der oder der Gelegenheit; und im Historischen ist es die *konkrete Sprache*, d. h. ein besonderer *Sprechmodus* einer Gemeinschaft, der in der Sprechfähigkeit als deren wesentlicher Aspekt festgestellt wird. Beim *Sprechen* κατ' ἔργον kann es keinen eigentlich universellen Blickpunkt geben, zumal hier einfach einzelne „Produkte“ vorliegen. Höchstens aber kann dabei von der „Gesamtheit der Texte“ gesprochen werden. Im besonderen ist das Sprechen als „Produkt“ eben der *Text*; im Historischen wird es neuerlich der „Sprache“ gleich, zumal das „historische Produkt“, soweit es erhalten bleibt (d. h. soweit es als Vorlage für spätere Sprechakte genommen wird und sich in die Tradition einfügt), wieder *Sprechen κατὰ δύναμιν*, d. h. sprachliches Wissen wird.<sup>11</sup>

1.1.5 All dies bedeutet, daß die gesamte Sprachwissenschaft seit jeher Linguistik des Sprechens ist und es eigentlich keine andere Sprachwissenschaft gibt. Auch die „Linguistik der Sprachen“ (historische Sprachwissenschaft) ist eine des Sprechens, zumal die Sprachen *gesprochen werden* oder *gesprochen wurden*.<sup>12</sup> Denn die „Sprache“ ist konkret nur eine *historische Sprechtechnik* und für jeden Sprecher ein „potentielles Sprechen“, ein einer Tradition folgendes *Sprechenkönnen*. Für den Sprachwissenschaftler ist sie dann ein aus dem *Sprechen abgeleitetes System*, wie das schon W. von Humboldt und H. Paul wußten und V. Pisani<sup>13</sup> und einige nordamerikanische Strukturalisten auch ohne die Weihen der durkheimischen Soziologie sowie der Unterscheidung *langue-parole* bedeutet haben. Sogar das sog. „Sprachsy-

---

<sup>11</sup> Außerhalb der eigentlichen Sprache – und daher auch der Sprachwissenschaft – bleiben sowohl das physiologisch und psychisch bedingte „Sprechenkönnen“ (die „Sprechfähigkeit“) und der „Ausdrucksantrieb“, wie auch der Text als Verwirklichung (praktischer, logischer oder phantasiehafter) Werte. Die Sprachwissenschaft nämlich befaßt sich allein mit der Sprache als „solcher“, d. h. mit dem von Aristoteles als „Bedeutungslogos“ Bezeichneten.

<sup>12</sup> Ebenso wenig begründet ist die versuchte radikale Unterscheidung von diachronischer und deskriptiver Sprachwissenschaft. Hier geht es nur um zwei Seiten ein und derselben historischen Sprachwissenschaft, zumal auch die deskriptive Sprachwissenschaft „historisch“ ist. Denn jede Einzelsprache ist in ihrem Wesen ein „historischer Gegenstand“ (was nicht heißt, sie sei eine „Sache“).

<sup>13</sup> Vgl. V. Pisani, *La lingua e la sua storia*, in: *Linguistica generale e indeuropea*, Mailand 1947, S. 9-19.

stem“ ist nichts weiter als die Systematizität jedes historisch bestimmten Sprechens.

1.2.1 In welcher Hinsicht also kann eine neue Linguistik des Sprechens notwendig werden? In zweierlei sehr wesentlicher Hinsicht.

Zunächst scheint ein vollkommener Wechsel des Standpunktes notwendig: das Sprechen ist nicht von der Sprache her zu erklären, sondern umgekehrt die Sprache vom Sprechen. Das deswegen, weil Sprache konkret nur Sprechen, Tätigkeit ist und weil das Sprechen weiter als die Sprache reicht. Denn während die Sprache ganz im Sprechen steckt, geht das Sprechen nicht ganz in der Sprache auf. Daher muß unserer Meinung nach Saussures bekannte Forderung umgekehrt werden:<sup>14</sup> statt auf den Boden der Sprache ‚muß man sich von Anbeginn an auf den des Sprechens stellen und dieses zur Norm aller anderen sprachlichen Dinge nehmen‘ (einschließlich der „Sprache“). Und statt mit Pagliaro die *parole* als „subjektives Moment der Sprache“ (vgl. 1.1.1) zu betrachten, sollte man eher die *langue* als „das historisch objektive Moment des Sprechens“ ansehen. Unserer Meinung nach ist dann das Studium der Einzelsprache nur das eines Aspektes des Sprechens, der weder abstrakt noch dem Sprechen selbst fremd und sogar grundlegend dafür ist, zumal das Sprechen immer historisch bleibt: es ist immer „eine Sprache sprechen“.

1.2.2 In dieser ersten Hinsicht wird eine Linguistik des Sprechens also als eine theoretische Sprachwissenschaft begründet, die alle Sprachprobleme von der konkreten Sprechetätigkeit her betrachtet. Doch darf uns die Historizität des Sprechens nicht seine Universalität vergessen lassen. Denn genau genommen ist immer zwischen den *historischen Problemen* der Sprachen (die auch „allgemein“ sein können) und den *universellen Problemen* des Sprechens zu unterscheiden. Vielfach nämlich führt die Einnahme eines „einzelsprachlichen“ Standpunktes auf der universellen Ebene zu unglaublichen Widersprüchen oder einfach in Sackgassen und bedeutet von vornherein den Verzicht auf die Lösung der anstehenden Probleme. So etwa können die sprachlichen Funktionen nicht in bezug auf die Sprachen definiert werden, sondern nur in bezug auf das Sprechen. Die Redekategorien z. B. haben weder eine paradigmatische noch syntagmatische „Definition“ und sind auch keine Wortklassen der Sprachen, sondern Bedeutungsmodi des Sprechens – und deswegen „universell“ (wenn auch nicht historisch „allgemein“) –, denen in bestimmten Sprachen auch bestimmte formale Ausdrucksverfahren entsprechen (die sowohl paradigmatisch wie syntagmatisch

---

<sup>14</sup> Vgl. F. de Saussure, *Cours de linguistique générale*, Paris 1922<sup>2</sup>, S. 36.

sein können). Ebenso ist es nicht möglich, eine Kategorie „in einer Sprache“ zu definieren, sondern nur festzustellen, ob sie in einer jeweiligen Sprache da oder nicht da ist, und wenn sie da ist, anzugeben, welches das ihr entsprechende formale Schema sein wird. Nicht möglich also ist eine Angabe darüber, was das Verb oder das Adjektiv „im Lateinischen“ bzw. „im Deutschen“ *ist*.<sup>15</sup> Und gewisse unlösbare Probleme sind dies nur deshalb, weil sie auf der Ebene der „Sprache“ gestellt werden, wo es für sie auch keine Lösung gibt. So etwa das Problem des „Sprachwandels“ und seiner „Ursachen“. Dieses Problem aber gibt es nicht. Denn hier geht es um das Problem der dauernden Konstituierung und Überlieferung der Sprache durch das Sprechen, darum, wie die – verschieden bestimmte – Schöpfung zur Tradition wird. Und das ist kein kausales Problem, sondern eines des *Wofür* und *Wie*, also nicht des *Warum*. Es gibt zwar *Voraussetzungen*, unter denen die sprachliche Freiheit auftritt und auch *Gründe finaler Art* für sie, doch sind dies keine „Ursachen“ und können daher nicht auf die „Sprache“ einwirken.<sup>16</sup>

1.2.3 An zweiter Stelle besteht – sofern man die notwendige Dreiteilung der Gesichtspunkte bei der Sprechfähigkeit (vgl. 1.1.4) übernimmt – Veranlassung zu einer Linguistik des Sprechens im strengen Sinne. Denn es gibt eine solide begründete *Linguistik der Sprachen*, d. h. des Sprechens *auf der historischen Ebene*. Ebenso gibt es eine *Linguistik des Textes*, d. h. des Sprechens *im Besonderen* (auch als Untersuchung der „Rede“ und des dementsprechenden „Vermögens“). Die sog. „Stilistik der *parole*“ ist gerade eine Linguistik des Textes. Dagegen gibt es als feste Disziplin noch keine Linguistik des Sprechens *κατ' ἐνέργειαν auf der universellen Ebene* (die implizit auch gleich die Untersuchung der entsprechenden *δύναμις* wäre). Zwar gibt es zur Begründung dieser Linguistik auch die Voraussetzungen in Form von mehr oder minder umfänglichen Vorschlägen und Bemerkungen in verschiedenen allgemeinen Werken.<sup>17</sup> Doch

<sup>15</sup> Die sog. „formalen Definitionen“ sind Beschreibungen sprachlicher Schemata, keine kategoriellen Definitionen.

<sup>16</sup> Mit diesem Problem befassen wir uns ausführlich in *Sincronía, diacronía e historia*, Montevideo 1958 (dt. Ü. München 1974).

<sup>17</sup> So etwa in: A. Gardiner, *The Theory of Speech and Language*, Oxford 1932, 1951<sup>2</sup>; Ch. Bally, *Linguistique générale et linguistique française*, Bern 1950<sup>3</sup>; L. Bloomfield, *Language*, New York 1933; K. Bühler, *Sprachtheorie*, Jena 1934. Unter den genannten Autoren ist vielleicht Ch. Bally der über die Probleme des Sprechens am besten Unterrichtet, wiewohl seine Ansätze und Lösungen mit großem Vorbehalt zu bewerten sind. L. Bloomfield geht in der eigentlichen Grammatik vom Sprechen aus und erzielt damit bemerkenswerte Ergebnisse; man vgl. etwa sein Kapitel über die „Substitu-

bleiben diese Voraussetzungen, außer daß sie der Systematisierung entbehren, größtenteils bei der Beschreibung unwirksam, weil sie der theoretischen Sprachwissenschaft zugerechnet werden. Dagegen wäre nach unserer Ansicht die Linguistik des Sprechens im strengen Sinne eine deskriptive Sprachwissenschaft, eine echte *Grammatik des Sprechens*, unentbehrlich sowohl für die syn- und diachronische Interpretation der „Sprache“ wie für die Textanalyse. Denn synchronisch gesehen bietet die Sprache nicht allein die Instrumente des Sagens und seiner Schemata, sondern auch die Werkzeuge für die Umsetzung des Vermögens in Tätigkeit; und diachronisch gesehen entsteht in der Sprache alles Geschehen nur durch das Sprechen. Andererseits kann die Textanalyse nicht exakt werden, ohne daß die Technik der Sprechfähigkeit bekannt wäre, zumal die in jedem Reden enthaltene Überwindung der Sprache nur aus den universellen Möglichkeiten des Sprechens erklärbar ist.

1.2.4 *Eigentlicher Gegenstand der „Grammatik des Sprechens“* wäre also die allgemeine Technik der Sprechfähigkeit, ihre Aufgabe die Erkenntnis und Beschreibung der spezifischen *Funktionen* des Sprechens κατ' ἐνέργειαν und die Angabe ihrer möglichen *Instrumente*, die ebenso in den Wörtern wie außerhalb liegen können. Denn wie gesagt ist das Sprechen umfassender als die Sprache: es verwendet die eigenen Umstände (während die Sprache umstandsfrei ist) und auch ergänzende nicht-verbale Vorgänge wie Mimik, Gesten, Haltung und sogar das Schweigen, d. h. die gewollte Aufhebung der Redetätigkeit.<sup>18</sup> Zudem kann im Redeaussdruck alles in der „Sprache“ nicht beständig funktionelle (Distinktive) gelegent-

---

tion“ (*Language*, S. 247-63). Außerdem hat viele eigentlich zur Linguistik des Sprechens gehörige Probleme bereits die einzelsprachliche Grammatik entdeckt.

<sup>18</sup> Vgl. H. C. J. Duijker, *Extralinguale elementen in de spraak*, Amsterdam 1946, wo vor allem die wechselseitige Abhängigkeit von Intonation und Mimik untersucht wird. Zwar braucht sich die Sprachwissenschaft nicht mit der beschreibenden Untersuchung der nicht-verbalen Ausdrucksformen zu beschäftigen, was sie vielmehr einer sog. „Ausdruckswissenschaft“ überlassen kann. Doch müßte sie immer noch deren Funktion als Modifikatoren des Gesprochenen anerkennen und hervorheben. So nämlich gehen die Stilunterschiede zwischen „gesprochener“ und „geschriebener“ Sprache größtenteils darauf zurück, daß letztere nicht über jene zusätzlichen Ausdrucksmittel verfügt.



lich zu solchem werden; und innerhalb der Grenzen dauernder Funktionalität liegen dann weite Auswahlmöglichkeiten, um gemäß einer über die „Sprache“ und das Sprachliche hinausgehenden Technik nur gelegentliche Funktionen zu verwirklichen.<sup>19</sup>

1.2.5 Zu dieser allgemeinen Technik des Sprechens gehören nun die *Determinierung* als Gesamtheit von Operationen und die sog. *Umfelder* als umstandsbedingte Instrumente der Sprechfähigkeit. Dabei wird das Problem der Determinierung hier nur in bezug auf die *nominale Determinierung* erörtert werden. Und bei den „Umfeldern“<sup>20</sup> werden wir uns auf eine Erweiterung von deren Liste beschränken und eine Reihe solcher Umfelder abgrenzen, die normalerweise nicht erkannt bzw. mit anderen verwechselt werden. Lediglich schematisch werden wir auch die möglichen Richtlinien für ein systematisches Studium ihrer Funktionen festsetzen.

2.1.1 Dem Bereich der „Determinierung“ entsprechen alle jene Operationen, die in der Sprache als Tätigkeit erfolgen, *um etwas über etwas mit den Zeichen der Sprache zu sagen*, d. h. um ein „virtuelles“ Zeichen (als Teil der „Sprache“) zu „aktualisieren“ und auf die konkrete Wirklichkeit zu lenken, bzw. um den Bezug eines (virtuellen oder aktuellen) Zeichens zu begrenzen, zu präzisieren und zu orientieren. Dabei ist die uns hier interessierende Determinierung allein die nominale, welche wir zudem nur auf der Ebene der sog. „aussagenden Sprache“, d. h. losgelöst von jeder „stilistischen Absicht“ betrachten werden, obgleich auch so immer noch eine recht komplexe Technik vorliegt. Charles Bally, der sich mit der Sache ziemlich umfassend beschäftigt hat,<sup>21</sup> unterscheidet hier zwischen „Aktualisierung“ und „Charakterisierung“. Doch bleibt das noch unzureichend, zumal die nominale Determinierung zumindest vier Arten von Operationen einschließt, die man folgendermaßen benennen kann: *Aktualisierung, Diskrimination, Delimitierung und Identifizierung.*

---

<sup>19</sup> Vgl. oben *Form und Substanz bei den Sprachlauten* III 3.3.

<sup>20</sup> Der Terminus „Umfeld“ wird hier wie bei Bühler gebraucht.

<sup>21</sup> Ch. Bally, *Linguistique générale*, S. 77f. Viele Anregungen und treffende Beobachtungen enthält auch W. E. Collinson, *Indication. A Study of Demonstratives, Articles, and other „Indicators“*, Baltimore 1937. Vgl. außerdem: L. Bloomfield, *Language*, S. 203-204, sowie K. Rogger, *Langue-Parole und die Aktualisierung*, in: *ZRPh* 70 (1954), S. 341-75.

2.1.2 Die Redeinstrumente zur Erfüllung dieser Funktionen kann man *nominale Determinatoren* nennen. Damit nun die notwendigen (auf die *Funktionen*, nicht die *Instrumente* bezüglichen) Unterscheidungen auch intuitiv klar werden, bringen wir im folgenden in jedem Fall auch Beispiele für Determinatoren, und zwar vielfach deutsche. Das aber bedeutet nicht, daß die Determinatoren jeweils eine konstante und nur eine Funktion hätten. Es ist aber ein geläufiger Irrtum des linguistischen Formalismus (der mit dem *Funktionalismus* nicht in allem übereinstimmt), nicht immer und mit aller Klarheit zwischen *Form* und *Funktion* zu unterscheiden. Denn ein und derselbe formale Zug kann verschiedene Funktionen wahrnehmen, sogar mehr als eine zugleich, und in gewissen Fällen funktionell sein, in anderen wiederum nicht. So etwa ist der Artikel ein oppositionelles Merkmal mit determinativer Funktion in frz. *havre/le havre* oder span. *palmas/las palmas*; dagegen ist er (grammatisch) unfunktioneller Bestandteil in *Le Havre* und *Las Palmas*; und er ist zwar oppositiv, aber ohne determinative Funktion in *Johanna/die Johanna*. Umgekehrt kann dieselbe Funktion durch verschiedene Instrumente ausgefüllt werden und kann auch ohne Sprachmittel da sein. So ist etwa der Artikel im Rumänischen wie in allen romanischen Sprachen ein *Aktualisator*, doch *enthalten* die meisten Präpositionen die Aktualisierung bereits (vgl. *spre soare* „zur Sonne“; *pe scaun* „auf dem Stuhl“; *pentru neam* „für die Nation“); und das Lateinische kannte gar keine bloßen Aktualisatoren, obwohl es natürlich die Aktualisierung nicht vermißte. Zudem bleibt zu beobachten, wie bei einer unnötigen bzw. (durch andere Determinatoren oder den Kontext) impliziten Determinierung deren spezifische Instrumente wiederum für andere Funktionen frei werden. So etwa kann der Artikel bei einer Menge individuierend wirken (vgl. *die zwei Männer*) und bei einem an sich schon aktuellen und individuellen Namen stilistische Funktion annehmen (vgl. frz. *Clemenceau, le Clemenceau*). Schließlich ist zu klären, daß als Beispiele vor allem solche Elemente erscheinen werden, bei denen die „Instrumentalität“ (die morphematische Funktion) konstant oder wenigstens gewöhnlich ist, obwohl es sich dabei nicht immer um bloße „Morpheme“ handelt, sondern oft auch um semantematische Elemente (vgl. die Quantifikatoren wie *ein Dutzend, eine Reihe von*). Doch können verschiedene andere Elemente determinative Funktionen auch *gelegentlich* übernehmen. So etwa ist der Ausdruck *der gestern kam* spezifizierend und selektionierend in: *der Mann, der gestern kam, sagt . . .*; dagegen nicht in: *Hans, der gestern kam, sagt . . .* Deswegen wird alles, was späterhin über die „Determinatoren“ gesagt werden mag, als auf diese formalen Merkmale bezogen zu verstehen sein, die hier als Instrumente dieser und jener *Funktionen*, nicht als bloße materielle Hüllen verstanden gelten.

2.2.1 Der grundlegende – und ideell primäre – Determinierungsvorgang ist ohne Zweifel die *Aktualisierung*. Denn die das sprachliche Wissen ausmachenden Namen sind nicht „aktuell“, sondern „virtuell“; sie bedeuten keine „Gegenstände“, sondern „Begriffe“. Als Bestandteil der Sprache *κατὰ δὲνάμιν benennt* ein Name

[*Nomen*] einen Begriff (der damit dessen virtuelle Bedeutung ist) und *bezeichnet* nur potentiell alle unter diesen Begriff fallenden Gegenstände. Allein im Sprechen kann ein Name dann auf Gegenstände *hindeuten*.<sup>22</sup> Anders gesagt ist ein außerhalb der Sprechfähigkeit betrachteter Name immer der einer „Wesenheit“, eines „Seins“, bzw. einer *Gleichheit*, die eine zu ganz verschiedenen (nämlich zu wirklichen, möglichen oder eventuellen) Objekten gehörige Gleichheit zu sein vermag, wie bei den Gattungsnamen, bzw. auch „Identität eines Gegenstandes mit sich selbst“ (*historische Identität*), wie im Falle der Eigennamen; er bezieht sich aber nicht auf *Ipsitäten*,<sup>23</sup> zumal dafür ein konkreter Bezugsakt notwendig ist. Um das sprachliche Wissen nun in Sprechen umzusetzen – um mit den Namen etwas über etwas zu *sagen* –, wird es also notwendig, die entsprechenden Zeichen auf die Gegenstände zu richten und dabei die potentielle in wirkliche Bezeichnung (*Denotation*) umzuformen. Also ist die „Aktualisierung“ eines Namens gerade diese Ausrichtung eines begrifflichen Zeichens auf den Bereich der Gegenstände. Oder genauer noch ist die Aktualisierung die Operation, in der die Namensbedeutung von der „Wesenheit“ (Identität) zur „Existenz“ (Ipsität) übergeführt wird und bei der der Name eines „Seins“ (z. B. *Mensch*) zur Denotation eines „Seienden“ (z. B. *der Mensch*) gerät, eines „Existentiellen“, dem die bedeutete Identität durch eben den Vorgang der Denotation beigelegt wird.<sup>24</sup> Es geht hier also um die

<sup>22</sup> Wenn ein Name absichtlich zur Bezeichnung eines unter einen anderen Begriff als das durch ihn „Benannte“ fallenden Gegenstandes verwendet wird, dann sprechen wir von einer Metapher. Natürlich ist eine Metapher als solche immer insofern erkenntlich, wie beide Werte (das „Benannte“ und das „Bezeichnete“) zugleich als verschieden und als angenähert wahrgenommen werden. Damit gehört auch das Thema der Metapher zur Linguistik des Sprechens. Und gleichfalls deutlich wird daraus, daß die Metapher kein „abgekürzter Vergleich“ ist; sondern im Gegenteil ist der Vergleich eine explizierte Metapher.

<sup>23</sup> Bei einer Prädikatisierung „A ist Mensch (Tier, Dichter, Kind usw.)“ nennen wir *Ipsität* das unabhängig vom über ihn Ausgesagten (und im Subjekt Impliziten) betrachtete Element A, sowie *Identität* das jeweils über A Ausgesagte.

<sup>24</sup> Dabei ist zu berücksichtigen, daß die hier gemeinten „Gegenstände“ nur solche als („intentionelle“ bzw. „existentielle“) Bedeutungen sind, denen keine natürlich „existierenden“ Gegenstände zu entsprechen brauchen. Denn sprachlich ist ein Unterschied zwischen „intentionellem“ und empirisch „wirklichem“ Gegenstand bedeutungslos.

grundlegende Integrierung einer aktuellen „Erkenntnis“ und eines vorherigen „Wissens“, die sich in der Denotation des Erkannten mit dem Namen des Gewußten kundtut.

2.2.2 In vielen Sprachen erfordert dieser Vorgang besondere sprachliche Werkzeuge, die „Aktualisatoren“.<sup>25</sup> Der Aktualisator *par excellence* ist dabei der sog. „bestimmte“ Artikel. Dagegen ist der sog. „unbestimmte“ oder „generische“ Artikel zugleich auch ein Quantifikator und Partikularisator. Beim „bestimmten“ Artikel wären die eindeutigsten Beispiele die des engl. *the* oder des ung. *a(z)*, zumal er im Deutschen, Spanischen u. a. Sprachen auch Genus- und Numerusmorphem wird (vgl. span. *la crisis/las crisis*). Der spanische Artikel kann zwar in gewissen Fällen als bloßer Aktualisator gelten, wie z. B. bei *el alma*, wo das Genus nicht angezeigt ist und der Numerus auch schon aus der Opposition *alma/almas* klar wird. Doch im allgemeinen ist die Aktualisierung nur die spezifische Funktion des Artikels, nicht dessen einzige.

In den vielen Sprachen ohne einen Artikel, wie dem Latein oder den meisten slavischen Sprachen, haben die reine Aktualisierung und daher auch die einfache Opposition von Wesen und Existenz kein explizites Merkmal und kommen daher nur implizit durch die Umgebung oder zusammen mit anderen Funktionen vor, wie der „Lokalisierung“ (vgl. lat. *liber/hic liber*, skr. *knjiga/ova knjiga*). Und selbst in den Artikel-Sprachen erscheinen Namen, die keiner Aktualisatoren bedürfen, zumal diese durch die bloße Tatsache des Sprechens oder ihre Satzfunktion aktualisiert werden; z. B. die Eigennamen. Zwar können die Eigennamen einen inhärenten Arti-

---

<sup>25</sup> Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei unterstrichen, daß mit dem Ausdruck, ein Aktualisator „aktualisiert ein virtuelles Zeichen“, eine konventionelle und uneigentliche Redeweise übernommen wird, zumal in Wirklichkeit nicht der „Aktualisator“ eigentlich „aktualisiert“, sondern die Ausdrucksabsicht des Sprechers. Der Aktualisator *bedeutet* nur *materiell* die Aktualisierung. Und diese Beobachtung gilt für alles in der Folge über die Wortinstrumente (die nicht quantifizieren, selektieren usw., sondern nur die Quantifizierung, die Selektion usw. bekunden) Gesagte, sowie im allgemeinen für die in der deskriptiven Sprachwissenschaft verwendete Ausdrucksweise. Ebenso ist darauf hinzuweisen, daß der Gegensatz von Wesen und Existenz nur eine Verstandes- und keine wirkliche Unterscheidung darstellt: das Wesen nämlich wird den Seienden *nicht* von außen *zuteilt*, sondern *an ihnen erkannt*.

kel haben und ihn sogar zu sich nehmen, doch das nicht als Aktualisator (vgl. 2.1.2).<sup>26</sup>

2.2.3 Man beachte, daß das „Aktualisierte“, wenn man von „Gegenständen“ spricht, nicht die „Begriffe“ sind, die per definitionem virtuelle Bedeutungen bleiben. Daher ist Ch. Ballys Formel: „Actualiser un concept, c'est l'identifier à une représentation réelle du sujet parlant“<sup>27</sup> – trotz deren angeblicher Übereinstimmung mit der viel angemesseneren Interpretation bei J. Lohmann und W. Bröcker (die *Sein* und *Seiendes* gegeneinander setzen)<sup>28</sup> – eher unglücklich. Wohl kann von Aktualisierung einer Bedeutung, eines Zeichens oder auch eines Namens die Rede sein (zumal die Bedeutung das „Begriffliche“ und das „Objektive“ umfaßt und ein Name ebenso Benennung eines Begriffs wie Bezeichnung eines Gegenstandes zu sein vermag), aber nicht von „Aktualisierung“ eines Begriffs. Denn ein Begriff als solcher ist weder aktualisierbar noch mit einer Vorstellung zu „identifizieren“, weil das eben seiner Umwandlung in einen „Gegenstand“ gleichkäme, d. h. in etwas anderes als der Begriff ist. Wir sprechen zwar auch von „Begriffen“, betrachten sie dabei aber nur als Geistesgegenstände, zumal die aktualisierte Bedeutung sich notwendig auf Gegenstände bezieht; so ist *Tisch* der Name eines Begriffs, doch bezeichnet der Ausdruck „der Begriff *Tisch*“ in der Denotation einen Gegenstand, keinen Begriff. Mit anderen Worten ist ein Begriff immer „virtuell“. Und daher kann er mit einem „Aktuellen“ nur *in Beziehung treten* (aber nicht *identifiziert werden*). Gerade diese Beziehung zeigt sich in der Denotation.

Überdies fällt der Unterschied von „virtuell“ und „aktuell“ nicht mit dem zwischen „Sprache“ und „Rede“ zusammen, wie Bally anzunehmen scheint. Er meint auch, es gebe bereits in der „Sprache“ aktuelle Zeichen (was aber nicht richtig ist, denn das können sie nur in einem inneren Sprechen sein; und die „Sprache“ *sagt* – es sei denn, man wolle sie aus ganzen Stücken des „Sagens“ aufbauen – nichts über irgendetwas). Aber zum Sprechen gehören auch virtuelle Bedeutungen sowie die Aktualisatoren selbst und noch andere gegenüber der Aktualisierung „unempfindliche“ Elemente. So nämlich kann auch im Sprechen ein Name nur Zeichen eines Virtuellen sein, etwa wenn es eine „delimitative“ Funktion erfüllt (vgl. *das Holzhaus*, wo *Holz* ein Virtuelles bleibt, obwohl der gesamte Ausdruck aktuell ist) oder eine prädikative (vgl. „Sokrates ist *Philosoph*“).

<sup>26</sup> Zudem bleibt An- oder Abwesenheit des Artikels für die kategorielle Bedeutung gleichgültig. Deswegen ist auch im Gegensatz zur Aussage bei K. Voßler, *Frankreichs Kultur und Sprache*, Heidelberg 1929<sup>2</sup>, S. 80-81, die Tatsache, daß im Altfranzösischen bestimmte Nomina (*Deus, Diables, Enemis, Enfer, Paradis, Finimunz, Soleilz, Raison, Paix* usw.) ohne den Artikel verwendet wurden, noch kein Beweis dafür, daß sie als „Eigennamen“ galten, sondern nur dafür, daß sie „an sich schon aktuell“ waren, wie die Eigennamen.

<sup>27</sup> Ch. Bally, *Linguistique générale*, S. 77.

<sup>28</sup> Ch. Bally, *Linguistique gén.*, S. 83 Anm.

2.2.4 Auch ist nicht gesagt – wie Bally glaubt<sup>29</sup> –, daß die Aktualisierung mit der Individualisierung, der Lokalisierung und der Quantifizierung zusammenfielen. Denn dieses sind andere Operationen (vgl. 2.3), und die reine Aktualisierung umfaßt keine von ihnen. Das durch einen aktualisierten Namen bezeichnete Seiende kann nämlich auch ein *Seiendes im allgemeinen* sein, was die Scholastiker ein „ens rationis“ nannten, d. h. ein in keiner Weise „diskriminiertes“ Seiendes, wie z. B. in Aussagen wie: „*der Mensch* ist sterblich“. Denn bei einem derartigen Ausdruck darf nicht gefragt werden: „Welcher Mensch?“ (als einzelner), zumal es hier ganz offenkundig um keinen einzelnen geht. Dagegen trifft das Gegenteil zu: die diskriminativen Vorgänge implizieren die Aktualisierung (vgl. 2.3.6).

2.3.1 Gerade weil nun die einfache Aktualisierung nichts anderes bedeutet als die „objektive“ („nicht-begriffliche“) Bedeutungsrichtung – die Umsetzung der virtuellen in aktuelle Bezeichnung –, braucht die Denotation weitere Bestimmungen in all den Fällen, wo nicht von „Seienden im allgemeinen“ die Rede ist, sondern von irgendeiner *Gruppe* einzelner Seiender, die auch aus allen einem „Seienden im allgemeinen“ entsprechenden einzelnen Wesen (*die Menschen, alle Menschen*) oder nur einem einzelnen Seienden im besonderen (*ein Mensch, dieser Mensch*) bestehen kann. Die Gesamtheit dieser über die Aktualisierung hinausgehenden determinativen Operationen – die bereits auf der Ebene der „objektiven“ Bedeutung eintreten und die Denotation auf eine mögliche oder wirkliche Gruppe einzelner Seiender lenkt, obwohl immer innerhalb der Bezugsmöglichkeiten eines Namens – bildet nun das, was wir hier *Diskrimination* nennen wollen. Mit der Diskrimination also stellen sich die bezeichneten Seienden als Exemplare einer „Klasse“ dar oder als Vertreter eines „Typs“<sup>30</sup> oder auch als Teile eines „ausgedehnten Gegenstandes“ (wie bei den Stoffnamen).

2.3.2 Auch die Diskrimination kann implizit sein (so bedeuten die Eigennamen bereits „diskriminierte“ Seiende),<sup>31</sup> oder sie kann durch die Umfelder zustandekommen (vgl. den Wert eines konkreten Ausdrucks wie „Sieh mal das Flugzeug!“, den vielleicht noch

---

<sup>29</sup> Ch. Bally, *Linguistique gén.*, S. 78.

<sup>30</sup> Zum Unterschied zwischen „Klasse“ und „Typ“ vgl. W. E. Collinson, *Indication*, S. 39-40.

<sup>31</sup> Vgl. oben *Der Plural bei den Eigennamen* 4.3.



eine Geste begleitet), oder sie kann bestimmte Redeinstrumente verlangen, die wir hier *Diskriminatoren* nennen werden. Und von den durch sie bedingten Operationen her muß die Diskrimination unterteilt werden in: *Quantifizierung*, *Selektion* und *Situierung*. Demnach wären die Diskriminatoren: *Quantifikatoren*, *Selektoren* und *Situatoren*.

2.3.3. Die Quantifizierung ist nun die Operation, durch die einfach die Zahl bzw. die *Zählbarkeit* der bezeichneten Gegenstände zustandekommt. Sie kann *bestimmt* oder auch *unbestimmt* sein. Daher sind bestimmte Quantifikatoren: *zwei*, *drei*, . . . *hundert*, *tausend*, *alle*, *null*, *ein Dutzend* usw.; und unbestimmte: *wenige*, *viele*, *zu viele*, *verschiedene*, *so viele*, *wie viele?*, *einige* (in Ausdrücken wie: „Ich möchte *einige* Bücher kaufen.“), span. *unos*, frz. *des* usw.<sup>32</sup> Eine besondere Art der Quantifizierung ist die *Singularisierung* (Quantifizierung als *eines*). Außerdem gehört in den Bereich der Quantifikation ebenso die grammatische Veränderung nach dem Numerus.<sup>33</sup>

Die bloße Quantifizierung ist eine nur *mögliche* und *interne* Diskrimination: sie bedingt keine *Anwendung*, sondern nur die *Anwendbarkeit* des Namens auf eine Gruppe Einzelner und bringt diese Gruppe nicht in Gegensatz zu den anderen Einzelnen derselben „Klasse“ (bzw. desselben „Typs“); d. h., sie impliziert keinerlei „Selektion“. Das trifft auch auf die Singularisierung zu. Denn in einem mathematischen Ausdruck wie: „*ein Mensch plus ein Mensch plus ein Mensch*“ erscheint *ein Mensch* nicht als auf „einen Menschen“ im besonderen angewandt, sondern nur anwendbar, und es bringt auch „einen Menschen“ nicht in Gegensatz zu „andern Menschen“.

2.3.4 Hingegen ist die *Selektion* eine „wirkliche“ und *externe* Diskrimination. Außer der Quantifizierung (die hier nur bei der Individualisierung numerisch bestimmt ist) bedingt sie auch die

<sup>32</sup> Um die Sache etwas zu vereinfachen, beziehen wir uns hier nur auf die *Klassen-Quantifikatoren* (*Numeratoren*). Doch gibt es ebenso *Massen-Quantifikatoren*, die das Maß bzw. die Meßbarkeit der bezeichneten Massenteile anzeigen, so: *wenig*, *viel*, *soviel*, *ein Stück*, *ein Bissen* usw. (vgl. „wenig Luft“, „viel Wasser“, „soviel Gold“ usw.).

<sup>33</sup> Jedoch nicht der Numerus an sich schon. Denn lat. *castra*, span. *Las Palmas*, dt. *Leute* usw. sind zwar Plurale, bedingen aber noch keine aktuelle (im Augenblick des Sprechens realisierte) Quantifizierung.

Anwendung des Namens auf eine Gruppe Einzelner und bedeutet zugleich eine Trennung oder (bejahte bzw. verneinte) Opposition zwischen den bezeichneten Objekten und dem Rest ihrer „Klasse“ oder ihres „Typs“. Ebenso kann die Selektion auch *unbestimmt* sein (*Partikularisierung*) oder *bestimmt* (als *Individuierung*), und daher können die ihr entsprechenden Redeinstrumente (die *Selektoren*) jeweils *Partikularisatoren* bzw. *Individuatoren* sein. Dabei bedeuten die Partikularisatoren einen Gegensatz *einer (einige) / andere* und die Individuatoren *einer (einige) / die anderen*.<sup>34</sup> So sind bloße Partikularisatoren: *einer* (in nicht-mathematischen Kontexten), *irgendeiner*, *einige* (in Sätzen wie: „*einige Menschen sind gut*“), *keiner*, *jeder*, *ein jeder* (lat. *omnis*), *ein beliebiger*, *ein anderer*. Dagegen sind Individuatoren: *welcher?*, *dieser*, *derselbe*, *der andere*, *die übrigen*, *besagter*, *der genannte*, *erwähnter*, lat. *alter*, *neuter*; *der erste(re)*, *der zweite . . .*, *der letzte(re)*. Und in einem span. Beispiel wie *busco un médico / busco a un médico*, in dem ein Gegensatz von bloßem „Besonderen“ und einem „Einzelnen“ erscheint, wird diese Funktion von der Präposition *a* übernommen.<sup>35</sup> Ebenfalls Individuatoren können sein die jeweils einem Aktuellen zugeteilten „distinktiven Spezifikatoren“ (vgl. 2.4.3), die Relativsätze (s. 2.1.2), der auf numerisch bestimmte Quantifikatoren verwandte Artikel

<sup>34</sup> Für „*ein Mann*“ kann *irgendeines* der verschiedenen „Mann“ Seienden in Frage kommen (z. B. „Klaus“, „Heinrich“, „Kurt“, „Eugen“ usw.); für „*dieser Mann*“ aber nur ein bestimmtes (also entweder „Klaus“ oder „Heinrich“ oder „Kurt“ oder „Eugen“ usw., doch nicht ein beliebiger unter ihnen). Vgl. bei E. Husserl, *Erfahrung und Urteil*, ed. L. Landgrebe, Hamburg 1948, S. 446–47, die Unterscheidung zwischen „Besonderem“ und „Einzelnem“: „*eine Rose ist gelb*“ – „*diese Rose ist gelb*“. Nach unserer Terminologie wären beide „einzeln“, doch während das erste Beispiel ein bloßes „Besonderes“ darstellt, bedeutet das zweite schon ein „Vereinzelt“ und „Lokalisiertes“. Die Unterscheidung ist übrigens der älteren zwischen *bestimmter Vorstellung* (z. B. „irgendein Philosoph“) und *einzelner Vorstellung* (z. B. „Sokrates“) ähnlich; vgl. J. Balmes, *Lógica*, Paris o. J., S. 31. Und die Eigennamen sind dann auch „individuelle“ Namen, d. h. Namen „vereinzelter“ Seiender.

<sup>35</sup> Hier geht es nicht um das „belebte oder unbelebte Verhältnis des Subjekts zum Objekt“, wie in dem Beispiel bei K. Voßler, *Algunos caracteres de la cultura española*, Buenos Aires 1946<sup>3</sup>, S. 64 („*querer un criado*“ / „*querer a un criado*“), wo zu dem einfachen Gegensatz unbestimmt/bestimmt ein weiterer noch komplexerer hinzutritt, der aus der unterschiedlichen Bedeutung von *querer* in den beiden Konstruktionen herrührt.

(*die beiden Augen*), die spezifizierenden Ergänzungen durch Eigennamen (vgl. „die Mündung *des Tiber*“, „die Geschichte *Roms*“) usw. Doch sind in all diesen Fällen, wie fast immer bei der Vereinzelung, auch die Umfeldler von Bedeutung. Denn so ist „*die Hauptstadt Frankreichs*“ dank der Bedeutung des Wortes *Hauptstadt* ein Vereinzeltes, während in „*der Präsident Frankreichs*“ dieselbe Ergänzung (*Frankreichs*) nicht vereinzelt, obwohl sie als „distinktiver Spezifikator“ fungiert. Ganz allgemein bedeutet dann in festen Umfeldern die Anwesenheit des unbestimmten Artikels ein „Partikularisiertes“, die des bestimmten Artikels ein „Vereinzeltes“.<sup>36</sup> Jedoch liegt in einem Beispiel wie span. *busco a un médico / busco al médico* der entstehende Gegensatz nicht im Bestimmungsgrad, sondern in einem „nur für den Sprecher bestehenden Individuierten“ und einem „sowohl für den Sprecher wie den Hörer bestehenden Vereinzelten“. Zudem sind hier verschiedene Zwischentöne feststellbar. Denn die Selektoren (*ein*) *gewisser* und (*ein*) *bestimmter* bedeuten eigentlich kein „Vereinzeltes“, sondern eher ein „Vereinzelbares“ (vgl. *ein gewisser Autor, einen bestimmten Tag*). Und als besondere Art der Vereinzelung kann dann die *Individualisierung* gelten (die Vereinzelung eines Singulären).

2.3.5 Die *Situierung* schließlich ist der Vorgang, in dem die fest bezeichneten Gegenstände „sitiert“ werden, d. h. durch die sie mit den in die Rede einbezogenen „Personen“ verknüpft und durch die sie in Bezug zu den räumlich-zeitlichen Gegebenheiten der Rede gesetzt werden. Ihre spezifischen Redeinstrumente sind die *Situatoren*, die entweder *possessiv* sein können (*mein, dein, sein, unser, euer, ihr*; und deren Plurale) oder aber *deiktisch* (also *Lokalisatoren*: *dieser, jener* und deren Plurale). Somit kann die „Situierung“ eine besondere Beziehung der Dependenz oder Interdependenz zwischen den determinierten Seienden und irgendeiner der in der Rede

---

<sup>36</sup> Jedoch bedeutet dies nicht, daß die Individuation *durch* den Artikel geschieht. L. Bloomfield, *Language*, S. 203-204, spricht hier treffend vom Gegensatz zwischen „*unidentified specimens*“ und „*identified specimens*“, obwohl er den Artikel *the* dann unter die „definierten“ Determinierten stellt. Das letztere aber wird fragwürdig, weil der Artikel an sich nicht vereinzelt. Denn in den Fällen, wo dies so scheint (etwa in: „Haben Sie *das Buch* gelesen?“, „Ich schaue gerade auf *die Karte*.“), geschieht die Individuation eigentlich erst durch die sprachliche und außer-sprachliche Umgebung.

von selbst erscheinenden „Personen“ andeuten (zumal die Rede ein ‚Sprechen eines Menschen mit einem anderen über etwas‘ ist) und wird dann zur *possessiven Situierung*; oder sie kann auch den von den bezeichneten Seienden im Hinblick auf die Redeumstände eingenommenen Raum bedeuten und ist dann *lokalisierende* bzw. *deiktische Situierung* (also *Lokalisierung, Deixis*). Dabei kann die Lokalisierung im Spanischen, wie auch im Lateinischen, wo drei Stufen der Deixis bestehen, zwischen der Nähe zur ersten und zweiten Person (*este* gegen *ese*) unterscheiden und kann zudem die Entfernung zu diesen beiden bedeuten, indem sie die Gegenstände als in dem unbestimmten zur „dritten Person“ gehörigen Raum befindlich darstellt (*aquel*).<sup>37</sup> Bei den Possessiva ist zu beachten, daß im Spanischen, Deutschen u. a. die vorausgestellten Formen (*mi, tu; mein, dein* usw.) auch implizite Aktualisatoren sind,<sup>38</sup> dagegen nicht

---

<sup>37</sup> Verschiedentlich schon wurde bemerkt, daß die sog. „3. Person“ gar keine solche sei; vgl. E. Benveniste, *Structure des relations des personnes dans le verbe*, in: BSLP 43 (1948), S. 11-12; V. Skalická, *The need for a I.*, S. 27; F. Lázaro Carreter, *Diccionario de términos filológicos*, Madrid 1953, S. 264 (wo Benvenistes Ansichten übernommen werden). Was damit gesagt werden soll, ist, daß die „3. Person“ im Hinblick auf die Teilnehmer an der Kommunikationsbeziehung nur als eine *andere* bedeutet wird. Denn *ich* und *du* haben hier eine positiv definierte Lokalisierung, während die 3. Person (*er* usw.) allein negativ (im Hinblick auf die *ich-du*-Beziehung) ihre Situierung erfährt. Demnach bezeichnet auch die dem „Ort der 3. Person“ entsprechende Deixis nur eine negative Lokalisierung. Daher kann auch bei dieser Deixis zuweilen (und in gewissen Sprachen geschieht das immer und mit Notwendigkeit) der Unterschied zwischen *unbestimmter* sowie *bestimmter* bzw. *unmittelbar bestimmbarer* Lokalisierung (bei einem „in Sichtweite der Sprecher befindlichen Gegenstand“) gemacht werden; vgl. it. *quello / quello lí, quello là*. Wegen dieses relativ unbestimmten Charakters der 3. Person kann die ihr entsprechende Possessivsituation weitere, normale oder mögliche Präzisierungen erfordern; vgl. lat. *suus/eius*, dt. *sein/dessen*. Andererseits kann die positive Lokalisierung bei *er* oder *jener* durch die Umfelder bzw. die Geste geschehen (welche dann die *Richtung* des gemeinten Gegenstandes angibt). Dabei ist aber zu bemerken, daß die Lokalisatoren nicht richtungsangebend sind, sondern nur „Region“ und „Entfernung“ anzeigen. Die Richtung muß die Geste bedeuten. Somit haben die Anzeige durch die Geste und die Sprach-Deixis keineswegs gleiche Funktion, wie zuweilen behauptet wird (vgl. etwa K. Bühler, *Sprachtheorie*, S. 79), sondern ganz verschiedene und komplementäre Funktionen.

<sup>38</sup> Dasselbe gilt fürs Französische, Englische, Russische usw. Im Italienischen dagegen bedingen die Possessiva (bis auf besondere Fälle wie *mio*

die nachgestellten Formen etwa des Spanischen (*mío, tuyo* usw.), die wie bloße Adjektive funktionieren. Und die vorausgestellten Possessiva präsentieren trotz ihrer Funktion als „Individuatoren“ ihre Determinierten nicht notwendig als zu einer „Klasse“ gehörig. Damit wären die Possessiva bloße oppositionale, keine konstanten „Gattungsanzeiger“ (wie die Deiktika).<sup>39</sup>

2.3.6 Mit der Lokalisierung tritt der Determinierungsprozeß bei einem Virtuellen in seine Schlußphase, in der das bereits „aktualisierte“, „quantifizierte“ und „selektierte“ Zeichen auf die wirkliche Denotation eines vollkommen bestimmten Gegenstandes *in einem wirklichen ganz bestimmten Umstand* gerichtet wird. Zwar bezeichnen auch die „vereinzelt“ Namen ganz bestimmte Objekte (zumindest für den Sprecher); doch impliziert die bloße Vereinzelnung („Individuation“) noch keine „Lokalisierung“, was aus Beispielen wie dem folgenden klar wird: *ich suche einen Arzt, ich suche den Arzt*,<sup>40</sup> wo es sich zwar um „vereinzelt“, jedoch nicht um „lokalisierte“ Besondere handelt.<sup>41</sup> Demnach lassen sich die bisher erwähnten determinativen Funktionen in der folgenden Reihe anordnen: *Aktualisierung – Quantifizierung – Selektion (Individuierung, „Vereinzelnung“)* – *Situierung (Lokalisierung)*, in der jede

---

*padre, mio figlio* usw.) keine Aktualisierung und gehören eher zum Typ der „distinktiven Spezifikatoren“ (vgl. 2.4.3). Vergleichbar ist im Spanischen der Unterschied zwischen *mi amigo* und *amigo mio*. Wie die span. Possessiva verhalten sich die rum. Deiktika: vgl. *acest om* „dieser Mann“, aber *omul acesta*.

<sup>39</sup> Ein Ausdruck wie „So ist *mein Italien*“ bedingt noch nicht, daß der Gegenstand „Italien“ als Beispiel einer Klasse gedacht wird. Man vgl. dagegen den Gattungswert derselben Form in einer Opposition wie: „*Mein Italien* ist nicht *dein Italien*“. Diese kann allerdings auch schon durch einfache Betonung des Possessivums *mein* erreicht werden: „So ist *MEIN Italien*“ (‘aber vielleicht nicht deines’).

<sup>40</sup> In anderen Fällen können Zweifel bestehen, und zwar deswegen, weil solche Instrumente wie *besagter, der vorgenannte, der genannte* usw. keine bloßen Individuatoren sind. Denn sie bedingen auch eine Art Deixis.

<sup>41</sup> Sicherlich kann man auch sagen: „Ich suche *diesen Arzt*“, doch handelt es sich dann um einen „in der Rede gegenwärtigen“ Gegenstand (etwa um einen gerade genannten Arzt) oder um einen irgendwie dargestellten Gegenstand (z. B. auf einer Photographie), und das „Gesuchte“ ist dann der wirkliche, dem wörtlich (oder bildlich) dargestellten entsprechende Gegenstand. Dabei sind die „in der Rede gegenwärtigen“ Objekte eben nicht nur die in der Situation des Gespräches gegenwärtigen.



Funktion nur die jeweils vorausgehenden miteinschließt, aber nicht die nachfolgenden. D. h., die erste impliziert keine der weiteren Funktionen, während die letzte alle drei vorausgehenden mitumfaßt. Damit ist die Aktualisierung die einfachste und die Lokalisierung die umfassendste determinative Funktion.

2.3.7 Natürlich ist diese Abfolge der Determinierungsfunktionen rein *ideell* und nicht wirklich (noch materiell). Daher liegt auch kein Widerspruch darin, wenn irgendeine Determinierung einmal nicht oder erst bei unbedingter Notwendigkeit zum Ausdruck kommt oder einfach fehlt. So etwa ist bekannt, daß in bestimmten Sprachen die grammatische Veränderung nach dem Numerus nicht erscheint und die Quantifizierung erst bei unabdingbarer Notwendigkeit bezeichnet wird. Und andererseits treten die verschiedenen jeweils notwendigen Determinationen im konkreten Sprechen nicht nacheinander, sondern gleichzeitig auf.

Ebensowenig liegt hier eine *genetische* Abfolge vor. Denn genetisch ist, insofern die Genesis der determinativen Funktionen (bzw. besser: ihrer spezifischen Instrumente) zur Geschichte gehört, eher die umgekehrte Reihenfolge vom Umfassendsten zum Einfachsten feststellbar. So gilt zumindest für die Aktualisierung, daß sie aus der (sie umfassenden) Deixis durch einen allmählichen analytischen Vorgang der „Autonomisierung“ zu entstehen pflegt. D. h., die Artikel entstehen aus einem funktionellen Verfall der Deiktika. Daraus erklärt sich die offensichtlich divergente Entwicklung von lat. *ille* einmal zu it. *il*, span. *el* usw. (als Artikel) sowie zu it. *egli*, span. *él* (als „Pronomen der 3. Person“). Aber *ille* hat dabei keine „neuen“ Werte erhalten, es hat auch keine „anderen Funktionen“ als vorher im Lateinischen übernommen, sondern nur eine größere oder geringere funktionelle Beschränkung erfahren, und das beidemal in derselben Richtung. In „adjektivischer“ Stellung hat *ille* die lokalisierende und vereinzelnde Funktion verloren und ist dann einfacher Aktualisator geblieben (und normalerweise auch Singularisator); in „pronominaler“ Stellung ist es vom „Lokalisator“ zum „Individuator“ eines bekannten (bereits genannten) Gegenstandes geworden und hat so nur die lokalisierende Funktion abgelegt. Diese Funktionsverluste können wohl anfangs nur in Umfeldern stattgefunden haben, die (bei wirklicher oder kontextueller Anwesenheit der Objekte) einen Teil der Funktionalität bestimmter Deiktika überflüssig und unwirksam machten. Wenn nämlich Augustin sagt: „ubi veniemus ad *illam* aeternitatem“, dann bezieht er sich vielleicht noch auf „jene Ewigkeit“; doch ist die Ewigkeit in seiner Rede schon da und bedarf keiner weiteren „Lokalisierung“, so daß die deiktische Partikel als bloßer Aktualisator zu verstehen bleibt („die Ewigkeit“).

2.4.1 Die Aktualisierung und die Diskrimination sind zwar unterschiedliche Vorgänge, liegen jedoch auf derselben ideellen Linie, zumal sie zwei Abfolgen desselben determinativen Prozesses darstellen, d. h. des Vorgehens vom *Virtuellen* zum *Aktuellen* und von



der *Polyvalenz* („Universalität“) der möglichen Bezeichnung zur *Monovalenz* („Partikularität“) der wirklichen Denotation. Diese Operationen nun beeinträchtigen die Bezeichnungsmöglichkeiten des Zeichens nicht, sondern realisieren sie; und sie „begrenzen“ die Bezeichnung nicht, sondern vereinzeln sie. Dagegen sind ganz anderer Art die Vorgänge der *Abgrenzung*. Denn diese verändern die Bezeichnungsmöglichkeiten des Zeichens, indem sie dessen „Benennungsbereich“ umreißen (und den „Begriff“ untergliedern), oder sie „begrenzen“ die wirkliche Bezeichnung in extensivem oder intensivem Sinne, indem sie den Bezug auf *einen Teil* bzw. *einen Aspekt* des bezeichneten Besonderen richten.<sup>42</sup>

2.4.2 Die Redeinstrumente der „Abgrenzung“ lassen sich *Delimitatoren* nennen. Zu dieser Art der nominalen Determinatoren gehören die meisten sog. „Ergänzungen des Substantivs“, die aus Wörtern mit kategorialer und lexikalischer Bedeutung bestehen (also Adjektiven, „Adjektivsätzen“, appositiven Nomina usw.). Dabei handelt es sich um Elemente, die normalerweise keine Morphemfunktionen ausüben (vgl. aber 2.1.2 und 2.3.4) und sowohl auf Virtuelle wie auf Aktuelle verwendbar sind. Bei der Verwendung auf Aktuelle (wenn auch nicht instrumentell „Aktualisierte“) erfordern in den Artikelsprachen die meisten unter ihnen auch den Artikel (vgl. *Katalonien*, aber *das alte Katalonien*).

2.4.3 Die Abgrenzung („Delimitierung“) läßt sich weiter gliedern in: *Explizierung*, *Spezialisierung* und *Spezifizierung*. Die dementsprechenden Instrumente in: *Explikatoren*, *Spezialisatoren* und *Spezifikatoren*.<sup>43</sup> Die „Explikatoren“ betonen und unterstreichen eine besondere Eigenschaft des Genannten oder Bezeichneten: „der weite Ozean“, lat. „*ovis patiens iniuriae*“, span. „*Granada la bella*“, frz. „*le preux Charlemagne*“. Die „Spezialisatoren“ markieren die extensiven oder intensiven Grenzen, innerhalb derer das jeweils Determinierte „intern“ gesehen wird, d. h. ohne dessen Isolierung bzw. Vergleichung mit anderen unter dieselbe Benennung passenden Determinierbaren: „der ganze Mensch“, span. „*todo* (lat. *totus*)“

<sup>42</sup> Obwohl natürlich eine der Arten der Denotations-„Abgrenzung“ die wäre, ausdrücklich deren Globalität, deren Nicht-Partialisierung anzugeben (z. B. „das ganze Buch“, „der Mensch insgesamt“).

<sup>43</sup> Ballys „Charakterisatoren“ sind Delimitatoren, die zu jedem der drei Typen gehören können, unter der einen Bedingung der „Virtualität“ freilich.

Madrid“, „das gesamte Leben“, span. „la España visigótica“, „die morgendliche Sonne“, „der Mond um Mitternacht“, „der Tag in der Dämmerung“, „die Franzosen als Chauvinisten“, „Goethe als Dichter“. Und die „Spezifikatoren“ endlich beschränken die Bezugsmöglichkeiten eines sprachlichen Zeichens, indem sie ihm seiner Bedeutung nicht-zugehörige Züge anfügen: „mittelalterliches Schloß“, „blonder Junge“, „die Wasservögel“, „der Bundespräsident“, „der Staatsanwalt“. Auf Virtuelle angewandt begrenzen die Spezifikatoren innerhalb der jeweiligen Klassen andere, kleinere Klassen (vgl. *Mann / weißer Mann*); auf Aktuelle angewandt präsentieren sie die bezeichneten Gegenstände als Klassen zugehörig, die ihrerseits in umfassendere Klassen eingehen (so etwa gehört „ein blonder Junge“ zur Klasse „blonder Junge“, die ihrerseits Glied der Klasse „Junge“ ist). Diese Art der Determinierung wollen wir *distinktive Spezifizierung* nennen.

2.5.1 Der „distinktiven Spezifizierung“ formal analog, aber funktionell von ihr radikal unterschieden ist die *informative Spezifizierung* oder *Identifizierung*, die als eine autonome Art der Determinierung gelten muß und deren Werkzeuge hier *Identifikatoren* heißen. Die Identifizierung ist der Vorgang, bei dem die Bedeutung einer „vieldeutigen“ Form spezifiziert wird, damit sie vom jeweiligen oder möglichen Zuhörer auch sicher verstanden wird. Vgl. etwa: „Papierblatt“, „Sägeblatt“, „Fußballmannschaft“, span. „lenguajidioma“ [d. h. nicht das Organ ‚Zunge‘ (= *lengua*)], „el sol moneda“ [nicht das Gestirn], frz. „pomme de terre“ [nicht *pomme* als Apfel], sowie umgek. „pomme-pomme“ [nicht *pomme* als Kartoffel].

Bei der Identifizierung geht es nicht um die Orientierung einer virtuellen und universellen Bedeutung auf die Bezeichnung des Realen und Einzelnen, noch um die „Abgrenzung“ der Denotation, sondern um die Hinführung des Hörers auf eben jene Bedeutung. Mit anderen Worten geht es nicht darum, einen Bedeutungswert auf die „Dinge“ zu richten, sondern darum, den Hörer auf einen Bedeutungswert zu orientieren. Die Identifizierung ist somit eine Operation, die nicht über *Bedeutungen* zustandekommt (wie die drei vorigen), sondern über *Formen* und im Hinblick auf die *Bedeutungszuordnung* durch den Hörer. Und sie geschieht, damit die jeweiligen Formen *unzweideutig* werden und vom Zuhörer nur bestimmten und nicht anderen Bedeutungen zugeteilt werden.

2.5.2 Gerade darum auch können die Eigennamen Identifikatoren erhalten. Denn als Individuelle benötigen die Eigennamen keine Aktualisatoren (zumal bei ihnen die Bezeichnung mit der Denotation zusammenfällt), und sie können auch keine Diskriminatoren erhalten (außer den Possessiven, vgl. Anm. 39). Dagegen lassen sich Delimitatoren auf sie verwenden, die nicht die Diskrimination einschließen (vgl. 2.4.3), und natürlich (oft sogar notwendigerweise) auch (gelegentliche, gebräuchliche und sogar konstante) Identifikatoren: die Eigennamen sind zwar an sich *individuell*, aber nicht an sich schon *unzweideutig*.<sup>44</sup> So werden die Taufnamen durch den Familiennamen identifiziert („Friedrich Hölderlin“);<sup>45</sup> die Namen der Könige, Kaiser, Päpste usw. durch die Ordinalia („Philipp der Zweite“) oder die Beinamen („Harald Blauzahn“); die geographischen Namen durch gleichartige Namen oder Gattungsnamen und Adjektive („Santiago de Chile“, „Altötting“/„Neuötting“) usw. In all diesen Fällen partikularisiert der Determinator nicht den bezeichneten Gegenstand, sondern er sichert die Eindeutigkeit des Namens. Er partikularisiert den Namen selbst gegenüber anderen formal gleichen Namen.

2.5.3 Die Identifikatoren können okkasionell (vgl. „Córdoba, Argentinien“), üblich („Castellón de la Plana“, frz. „pommes de terre“) oder konstant sein („New York“). Die üblichen und die konstanten Identifikatoren bilden dabei mit ihren Determinierten echte *zusammengesetzte Namen*, von denen die mit „üblichen“ Identifikatoren in Verwechslungen ausschließenden Umfeldern allerdings normalerweise auflösbar sind. So ist in Chile bei „Santiago“ kein Zusatz nötig, und in der span. Provinz Castellón de la Plana wird kaum jemand sagen: „ich fahre nach Castellón de la Plana“, vielmehr einfach: „nach Castellón“ (vgl. frz. zwar *pommes de terre*, aber einfach *pommes frites*). Was einen üblichen oder einen konstanten Identifikator von anderen Arten der Determinatoren unterscheidet, ist also gerade die Tatsache, daß der Identifikator integraler Bestandteil eines Zeichens ist. So stellt *neu* in der Verbindung *ein neues Haus* ein selbständiges Zeichen dar, aber nur einen Zeichenteil in *Neu-Kaledonien*. Damit sind die Identifikatoren dieser Art also „interne“ (inhärente) Determinatoren innerhalb des vollständigen Namens, wenngleich dieser in bestimmten Umgebungen auch zerlegbar bleibt.

<sup>44</sup> Die „Bestimmung“ der Eigennamen, von der H. Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte*, Halle 1920<sup>5</sup>, S. 81, spricht, ist nun gerade die „Identifizierung“.

<sup>45</sup> Vgl. *Der Plural bei den Eigennamen* 3.5. Auch hier spricht Ch. Bally, *Linguistique*, S. 227-28, von „Aktualisierung“, was in keiner Weise annehmbar ist.

3.1.1 Alle die Determinierung ausmachenden Operationen stellen nun eine der grundlegenden Möglichkeiten des Sprechens sicher: diejenige des eindeutigen Bezuges auf das Aktuelle und Besondere über Zeichen, die an sich im „Sprachbesitz“ virtuell, in ihrer Mehrheit universell und häufig mehrdeutig sind. Mit anderen Worten sichert die Determinierung einfach den Gebrauch der Sprache, d. h. die sprachliche Integrierung von aktueller Kenntnis und vorhergehendem Wissen. Doch geschieht noch etwas Wichtigeres: denn einerseits verwendet das Sprechen nicht alles, was die Sprache ihm für einen bestimmten Umstand bereitstellen kann, und andererseits verwendet es nicht allein die Sprache, sondern überwindet sie auch, zumal das Erkennen ständig das Gewußte übersteigt. Das Sprechen ist also ἐπέγγεια auch in diesem anderen, radikaleren, d. h. schöpferischen Sinne: es vergrößert, verändert und erneuert ständig schöpferisch das ihm zugrundeliegende Wissen und Können. Die Sprache ist zwar die gemeinsame Grundlage der sprachlichen Historizität der Sprecher, und alles Gesagte wird in einer Einzelsprache gesagt, die sich zu einem Teil im Gesprochenen konkret kundtut. Doch ist das Sprechen andererseits ein *durch die Einzelsprache etwas Neues sagen*; und oft kann das Neue, das nie vorher Gesagte in die Tradition eingehen und seinerseits „Sprachbestand“ werden. Zudem ist in jedem Augenblick das wirklich *Gesagte* weniger als das *Ausgedrückte* und *Verstandene*. Doch wie ist es dann möglich, daß alles Gesprochene über das Gesagte und sogar die Sprache hinaus etwas bedeutet und verstanden wird? Diese Möglichkeit nun ist durch die zusätzlichen Ausdrucksakte (vgl. 1.2.4) und vor allem durch die Umstände des Sprechens, d. h. die *Umfelder* gegeben.

Die Umfelder sind bei jeglichem Sprechen mit Notwendigkeit da, zumal es kein Gespräch ohne Umstände, ohne „Hintergrund“ gibt. Und wie gesehen haben die Umfelder fast beständig an der Bestimmung der Zeichen teil und ersetzen oft sogar die sprachlichen Determinatoren. Doch ist ihre Funktionalität noch viel umfassender: die Umfelder orientieren jedes Gespräch, geben ihm einen Sinn und können sogar den Wahrheitswert des Geäußerten bestimmen (vgl. 3.5.2).

3.1.2 Bei der anerkannten und oft betonten Bedeutung der Umfelder muß eigentlich die geringe Aufmerksamkeit verwundern, die man ihnen in Beschreibung und Analyse gewidmet hat. Es gibt

zwar Theorien der „Kontexte“,<sup>46</sup> doch ist bisher keine systematische Liste der verschiedenen möglichen Umfeldler erstellt worden.<sup>47</sup> Die Autoren, die sich einmal der Sache angenommen haben, unterscheiden gewöhnlich zwei – höchstens aber drei – Umfeldler. So etwa macht Bally<sup>48</sup> einen Unterschied zwischen *Situation* – der Gesamtheit der das Gespräch entweder umgebenden oder durch die Sprecher bekannten außersprachlichen Umstände – und *Kontext*, also den in derselben Rede (oder demselben Gespräch) „vorher geäußerten Worten“. Bühler<sup>49</sup> unterscheidet drei Umfeldler: das *sympphysische*, das *sympraktische* und das *synsematische*. Das erstere ist eine besondere Art der physikalischen Umgebung (vgl. 3.4.4); das zweite entspricht Ballys „Situation“; und das dritte dem landläufig (sprachlicher) „Kontext“ Genannten.<sup>50</sup> W. M. Urban<sup>51</sup> schließlich möchte den *idiomatischen Kontext* („der Satz, in dem ein Wort erscheint“) vom *vitalen* bzw. *situationellen Kontext* (der mit Ballys „Situation“ übereinstimmt) unterschieden wissen. Außerdem erkennt er zwar ein *Redeuniversum* und dessen Bedeutung an,<sup>52</sup> grenzt dieses aber nicht klar von den Kontexten ab.

<sup>46</sup> Vgl. W. M. Urban, *Language and Reality*, London 1939, S. 195f.

<sup>47</sup> Der ungenügenden Systematisierung der Erfahrung mit den Umfeldlern wird die Schwäche der besagten Theorien zuzuschreiben sein. Diese pflegen zwar den „elliptischen“ Charakter der Sprache zu betonen; doch „elliptisch“ in Hinsicht worauf? In Wahrheit aber rechnet das Sprechen von vornherein mit den Umfeldlern. Dabei kann ein mit komplexen Umfeldlern rechnendes Gespräch sprachlich „elliptischer“ sein als ein anderes, das nur mit geringen Umfeldlern rechnet, was aber nicht heißt, es sei auch semantisch gesehen elliptisch. Es kann zwar eine unwillkürliche Ellipse geben, wenn die Umfeldler lediglich ungenügend verwendet werden, doch in dem Falle liegt nur ein Ungenügen des Sprechers vor, kein charakteristisches Merkmal der Sprache. In einem anderen Sinne aber ist die echte Ellipse – die absichtliche (bei der etwas zu sagen unterlassen wird) – gerade ein Kontextinstrument (vgl. 3.4.3).

<sup>48</sup> Ch. Bally, *Linguistique*, S. 43-44.

<sup>49</sup> K. Bühler, *Sprachtheorie*, S. 154f.

<sup>50</sup> Bühler verzeichnet als Umfeld nicht die hier so genannte „Situation“ (vgl. 3.2.1), zumal er daraus ein besonderes sprachliches „Feld“ bildet: das „Zeigfeld“ (*Sprachtheorie*, S. 79f.). Doch ist diese Interpretation höchst fragwürdig. Denn die ganze Theorie des „Zeigfeldes“ beruht auf der funktionellen Gleichsetzung von Lokalisatoren und Gesten, was nicht annehmbar wäre (vgl. Anm. 37).

<sup>51</sup> W. M. Urban, *Language and Reality*, S. 196.

<sup>52</sup> W. M. Urban, *Language and Reality*, S. 197-199.

Unserer Ansicht nach muß eine viel umfänglichere Reihe Umfelder unterschieden werden, die sich auf folgende vier Typen verteilt: *Situation*, *Region*, *Kontext* und *Redeuniversum*.

3.2.1 Unter *Situation* ist etwas viel Begrenzteres und weniger Mehrdeutiges als gemeinhin zu verstehen, d. h. allein die Umstände und Beziehungen in Zeit und Raum, die an sich schon dadurch entstehen, daß jemand (mit jemandem und über etwas) an einer Stelle des Raumes und zu einem Zeitpunkt spricht; also all das, wodurch das *Hier* und das *Da*, das *Dies* und *Jenes*, das *Jetzt* und *Danach* entstehen und einer *ich* wird, andere aber *du*, *er* usw. Die *Situation* ist also das „Raum-Zeitliche“ des Sprechens, als durch die Rede geschaffen und auf ihr Subjekt hin geordnet. Die von uns *Situierung* genannte Determinierung (vgl. 2.3.5) hängt vollkommen von diesem Umfeld *Situation* ab und erhält nur im Hinblick darauf einen Sinn. Eben daher können die substantivischen Pronomina erst aufgrund der *Situation* auch bezeichnen; denn sie haben zwar eine *kategorielle Bedeutung* (sie sind „Substantive“), jedoch keine *lexikalische Bedeutung*, d. h. sie benennen und bezeichnen nichts und können sich deswegen allein auf schon „im Sprechen präsen-“ Gegenstände beziehen.

3.2.2 Die *Situation* kann *unmittelbar* (durch die Tatsache des Sprechens geschaffen) oder *mittelbar* (durch den Rede-Kontext entstanden) sein. Die Eigennamen pflegen dabei – durch ihre lexikalische „Selbstgenügsamkeit“<sup>53</sup> – die für die Schaffung „mittelbarer Situationen“ geeignetsten Instrumente abzugeben, d. h. um die Dinge „in den Augenschein“ und den raum-zeitlichen Horizont des Sprechens zu rücken. Denn nach einem Satz wie *Caesar überschritt den Rubikon* vermögen wir ohne die Gefahr einer Zweideutigkeit *dieser Fluß* [„der Rubikon“] zu sagen.

3.3.1 *Region* nennen wir den Raum, innerhalb dessen ein Zeichen in bestimmten Bedeutungssystemen funktioniert. Dieser Raum wird auf der einen Seite durch die Sprachtradition und auf der anderen Seite durch die Erfahrungen mit den bezeichneten Wirklichkeiten eingegrenzt. Dabei sind drei Typen der „Region“ unterscheidbar: *Zone*, *Bereich* und *Umgebung*. Die *Zone* ist hier die „Region“, in der ein *Zeichen* gewöhnlich bekannt ist und verwendet wird; ihre Grenzen beruhen auf der Sprachtradition und fallen zumeist

---

<sup>53</sup> Vgl. W. Havers, *Handbuch der erklärenden Syntax*, Heidelberg 1931, S. 49.



mit anderen, ebenfalls sprachlichen Grenzen zusammen. Der *Bereich* ist die „Region“, in der das *Objekt* als ein Element des Lebensbezirkes der Sprecher oder eines organischen Gebietes der Erfahrung bzw. der Bildung bekannt ist, wobei dessen Grenzen nicht von der Sprache bestimmt werden. So etwa ist der Raum, innerhalb dessen der Gegenstand „Haus“ bekannt wird, ein „Bereich“.<sup>54</sup> Und die *Umgebung* endlich ist eine sozial oder kulturell bestimmte „Region“: die Familie, die Schule, die Berufsgemeinschaften, die Kasten usw., insofern sie ihnen eigene Sprechweisen besitzen, sind solche „Umgebungen“. Eine „Umgebung“ kann nun besondere Zeichen für „Gegenstände“ mit einem weiteren Bereich haben; aber auch spezifische „Gegenstände“; oder kann schließlich besondere Zeichen für ebensolche Gegenstände kennen. D. h., sie kann als „Zone“, als „Bereich“ oder als „Zone“ und „Bereich“ zugleich funktionieren.

3.3.2 Viele Bedeutungsnuancen beruhen bei den Wörtern zum großen Teil auf den Unterschieden in der „Region“. Denn ein außerhalb seines „Bereiches“ gebrauchtes Wort kann zwar dieselbe objektive Wirklichkeit meinen, aber nicht wie vorher, zumal seine „Evokation“ anders ist. Und ein umgebungsgebundenes Wort evoziert über die Bezeichnung einer Sache hinaus auch seine Umgebung, wenn es in anderen Umgebungen verwendet wird.

Insbesondere die Unterscheidung zwischen *Umgangswortschatz* und *Fachwortschatz* beruht ganz auf der von „Zone“ und „Bereich“: die Umgangswörter gelten dabei als „Zonen“, die Fachwörter als „Bereichen“ eigen.<sup>55</sup> D. h., die Unterscheidung ist keineswegs absolut, zumal jedes Wort mit lexikalischer Bedeutung zugleich in einer *Zone* (die von einer besonderen Sprachtradition abhängt) und innerhalb eines *Bereichs* (der von einer Sach-

---

<sup>54</sup> Jede *Zone* ist eine Form sprachlicher Organisation: ihre Grenzen bilden eine „Isoglosse“. Der *Bereich* dagegen ist ein objektiver Erfahrungshorizont. Jedoch kann eine objektiv einzige Wirklichkeit auf verschiedene Weise erkannt werden und daher auch mehr als einem Bereich entsprechen. So sind „Kopfschmerzen“ und „Zephalgie“ ein und dieselbe, nur verschiedenen erkannte Wirklichkeit; deshalb funktionieren *Kopfschmerzen* und *Zephalgie* auch in verschiedenen Bereichen und bedeuten nicht „dasselbe“. Und sogar ein und dieselben Formen vermögen in unterschiedlichen Bereichen ganz verschiedene Werte zu erhalten: so haben *langue* und *parole* jeweils im Französischen und im Bereich der Sprachwissenschaft ihre (verschiedene) Bedeutung.

<sup>55</sup> In dem Sinne werden auch die Eigennamen zu Fachwörtern: denn ihr Geltungskreis beruht nicht auf der sprachlichen Organisation, sondern dem Bereich, in dem ihr Gegenstand bekannt ist.

kenntnis abhängt) bedeutet. So etwa bedeutet das Wort *Haus* zugleich in der Sprachtradition des Deutschen und in dem Bereich, in dem der Gegenstand „Haus“ bekannt ist, und es wäre ein „Fachwort“ im Hinblick etwa auf den Bereich des eskim. *Iglu* (*Iglou*). Dabei übersteigt nun bei den als „Umgangs“-Wörtern anerkannten Einheiten normalerweise der Bereich die Zone (die sprachliche Organisation), während bei den „Fach“-Wörtern Zone und Bereich (zumindest innerhalb jeder sprachlichen Gemeinschaft) übereinstimmen. So ist der Bereich von „Haus“ umfangreicher als jeweils die Zonen von *Haus*, *casa*, *maison*, *house*, *hus*, *dom* usw.; dasselbe geschieht jedoch nicht mit den Bereichen etwa von „Nandu“ oder „Phonem“. Zudem müssen, damit ein Wort als Fachwort erkannt wird, zwei Bereiche zugleich vergegenwärtigt sein, zumal jedes Wort innerhalb seines Bereiches auch gebräuchlich und daher „Umgangs“-Wort ist. Und innerhalb einer einzigen Sprache sind gewisse Wörter einfach als „Fachwörter“ kenntlich, weil sie als Bereichen zugehörig erkannt werden, die enger als die Sprache selbst sind. Doch deckt sich jede Sprache mit bestimmten Erfahrungsbereichen und besitzt daher „Umgangs“-Wörter, die von anderen Sprachen her „Fach“-Wörter und deswegen „unübersetzbar“ werden.<sup>56</sup> So sind Wörter wie *knut* und *samovar* oder *geisha* und *samurai* im Russischen bzw. Japanischen keine „Fachwörter“, sondern sind dies erst in anderen, zu anderen Bereichen gehörigen Sprachen. Dasselbe wird zwischen verschiedenen Bereichen zugehörigen Sprachgruppen, sowie zwischen Dialekten und Regionalvarianten ein und derselben historischen Sprache festzustellen sein.

3.4.1 Den *Kontext* des Sprechens bildet die gesamte ein Zeichen, einen Sprechakt bzw. ein Gespräch umgebende Wirklichkeit, als physikalische Präsenz, Wissen der Sprecher und deren Tätigkeit. Dabei sind drei Arten des Kontextes zu unterscheiden: der *einzel-sprachliche* Kontext, der *Rede-Kontext* und der *Außer-Rede-Kontext*.

3.4.2 Der *einzel-sprachliche Kontext* ist die Sprache selbst als Kontext und „Hintergrund“ des Sprechens. Im Gesagten tut sich zwar ein Teil der Sprache konkret kund, doch bedeutet er erst in bezug auf die ganze Sprache, auf das gesamte Sprachwissen der einzelnen Sprecher. Jedes in der Rede realisierte Zeichen funktioniert

---

<sup>56</sup> In diesem Fall kann von *sprachlichen Bereichen* die Rede sein: „Gemüt“, „Kindergarten“, „Gastarbeiter“ gehören so zum deutschen sprachlichen Bereich. Andere Bereiche wären die der *Umgebung* und der *Mundart*, sowie die *zweisprachlichen* Bereiche. Diese nun können *kontinuierlich* sein, wenn sie verschiedene Sprachen in ihrer Gesamtheit erfassen (wie beim romanischen „casa“), oder aber *diskontinuierlich*, wenn sie innerhalb jeder Sprache nur bestimmte Umgebungen einschließen (wie bei vielen Eigennamen und der wissenschaftlichen Terminologie).

in komplexen Systemen formaler und semantischer Oppositionen und Assoziationen mit anderen Zeichen, die zwar nicht ausgesprochen werden, aber zum Sprachbesitz der beteiligten Sprecher gehören. Das surrealistische „Diktat“, der Reim, die Assonanz, die Alliteration, das Wortspiel sind Verfahren zur partiellen Bloßlegung der unmittelbarsten Sektionen dieses Wissenshintergrundes, auf dem sich jedes gesprochene Wort abhebt.

Als einzelsprachlicher Kontext vermag auch eine andere als die gerade verwendete Sprache zu funktionieren, wie bei den mehrsprachigen Subjekten erfahrbar.<sup>57</sup> Zudem bedeutet innerhalb des einzelsprachlichen Kontextes jedes Wort in einem jeweils geringeren Kontext, seinem Bedeutungsfeld. So bedeutet ein Farbname, z. B. *grün*, in Beziehung zu anderen Farbnamen derselben Sprache (*rot, gelb, blau, grau* usw.).

3.4.3 Der *Rede-Kontext* ist die Rede selbst als „Umfeld“ eines jeden ihrer Teile. Für jedes Zeichen und jeden Abschnitt eines Sprechens (das ein Gespräch sein kann) bildet den „Rede-Kontext“ nun nicht bloß das *Vorher-Gesagte* (wie Bally meinte, s. 3.1.2), sondern ebenso das in derselben Rede *Nachher-Gesagte*. Das wird übrigens schon aus so trivialen Beispielen wie: *das Haus meines Vaters* und *das Haus Österreich* deutlich, wo die nachgestellten Determinatoren zugleich als kontextuelle Elemente funktionieren und damit die Bedeutung des Zeichens *Haus* anzeigen.

Der Rede-Kontext kann *unmittelbar* sein – er besteht dann aus den unmittelbar vor oder nach dem betrachteten Wort stehenden Zeichen<sup>58</sup> – oder *mittelbar*, und kann sogar den gesamten Redetext

---

<sup>57</sup> Bei einem mehrsprachigen Subjekt können gewisse Wörter einer Sprache in ihrem Bedeutungswert oder wenigstens ihrem evokativen Wert nach durch die Bedeutungen ähnlicher Formen in anderen Sprachen beeinträchtigt werden. So würde ein einsprachiger Rumäne ohne Bedenken das Verbum *a desmierda* „lieblosen, verzärteln“ verwenden, dessen Bedeutung zudem einen Anflug kindlicher Unschuld und bloßer Zärtlichkeit enthält. Rumänen aber, die andere romanische Sprachen oder das Latein kennen, gebrauchen das Verb nur zurückhaltend, und auf jeden Fall beeinträchtigt bei ihnen die offensichtliche Etymologie den Auslösungswert des Wortes sehr nachhaltig.

<sup>58</sup> Die Erkenntnis, ob ein Wort dieser oder jener Sprechkategorie zugehört, hängt großenteils – und manchmal ganz – von dessen „unmittelbarem Kontext“ ab, d. h. dessen konkret in der Rede festgestellten „syntagmatischen

umfassen und damit als *thematischer Kontext* gelten. In einem Schriftwerk etwa bedeutet jedes Kapitel, und bis zu einem gewissen Grade jedes Wort darin, in Beziehung zu dem in den vorherigen Kapiteln Gesagten und erhält einen neuen Sinn mit jedem neuen, bis zum letzten folgenden Kapitel. Wieder anders gesehen kann der Rede-Kontext *positiv* oder *negativ* sein: denn Kontext bildet das wirklich Gesagte wie das Nicht-Gesagte. Wenn diese Unterlassung absichtlich ist, dann haben wir das, was – je nach der dem Sprecher zuerkannten Absicht – *Unterstellung*, *Anspielung* oder *Suggestion* heißt.<sup>59</sup> Und die „suggestive“ Dichtung gründet sich zu einem Gutteil auf einen angemessenen intentionellen Gebrauch der negativen Rede-Kontexte.

3.4.4 Der *Außer-Rede-Kontext* besteht aus allen nichtsprachlichen Umständen, die von den Sprechern entweder direkt wahrgenommen werden oder ihnen bekannt sind. Er zerfällt in verschiedene Unterarten: *physikalischer*, *empirischer*, *natürlicher*, *praktischer*, *historischer* und *kultureller* Kontext.

a. Der *physikalische Kontext* umfaßt die den Sprechenden sichtbaren oder ein Zeichen tragenden Dinge (bei einem gravierten, geschriebenen oder gedruckten Zeichen; vgl. K. Bühlers „symphisches Umfeld“). Die reale und unmittelbare Deixis erscheint in einem physikalischen Kontext, durch den außerdem implizit alle im Kontext stehenden Dinge besonders werden (vgl. 2.3.2 und Anm. 36).

b. Der *empirische Kontext* besteht aus den objektiven „Sachzuständen“, welche die an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit Sprechenden kennen, obgleich jene nicht sichtbar

---

Assoziationen“ (vgl. L. J. Piccardo, *El concepto de „partes de la oración“*, Montevideo 1952, S. 13-16).

<sup>59</sup> Der Satz: *die Sonne ist größer als der Peloponnes* ist strenggenommen wahr, da die Sonne wirklich größer ist als der P. Doch was damit suggeriert wird, ist falsch (wenn auch das nicht die Absicht des Anaxagoras wäre), und zwar genau durch das „Nicht-Gesagte“, d. h. weil hier der weitere Begriff des Vergleichs nicht erscheint. Denn wenn wir bei einem Werk mit zehn guten Rezensionen und einer sehr schlechten bloß sagen, es „sei scharf kritisiert worden“, so sagen wir zwar die Wahrheit, geben aber etwas ganz anderes zu verstehen. Der „negative Rede-Kontext“ nun erlaubt diese besondere Art der Lüge, die in einer Unterstellung des Falschen durch Aussage des Wahren besteht.

sind; z. B., daß es vor der Tür eine Straße gibt; daß das Haus gerade fünf Etagen hat; daß es ein Meer, einen Fluß, einen Strand, einen Wald bei der jeweiligen Stadt gibt, usw. Ausdrücke wie: *ich gehe an den Strand, das Meer ist stürmisch, geh nicht auf die Straße, der Herr aus dem ersten Stock* usw. erhalten dann im geläufigen Sprechen einen vollkommen bestimmten Sinn gerade durch den „empirischen Kontext“.

c. Der *natürliche Kontext* ist die Gesamtheit der möglichen empirischen Kontexte, d. h. die den Sprechern bekannte *Erfahrungswelt*. Durch den „natürlichen Kontext“ finden sich auf der empirischen Ebene für alle Sprecher solche Namen wie: *die Sonne, der Mond, der Himmel, die Erde, die Welt* vereinzelt und individuiert. Denn keiner fragt: „Welche Sonne?“, zumal nur eine bekannt ist.<sup>60</sup>

d. Der *praktische* oder *okkasionelle Kontext* ist die „Gelegenheit“ des Sprechens; die besondere subjektive oder objektive Verbindung, in der das Gespräch stattfindet; z. B. das Gespräch mit einem Alten oder einem Kind, mit einem Freund oder einem Gegner, um eine Bitte anzubringen oder ein Recht einzufordern; das Stattfinden des Gesprächs auf der Straße oder im Familienkreis, in der Schule oder auf dem Markt, am Tag oder nachts, im Winter oder im Sommer, usw. Eine ganze Reihe grammatischer, semantischer und stilistischer Funktionen beruhen nur auf der „Gelegenheit“ des Gesprächs oder werden implizit von diesem Kontext wahrgenommen; vgl. z. B. *ein schöner Tag!*, *wie kalt* [heute, nicht allgemein]. Und ein Satz wie: *zwei zu zehn und eines zu zwanzig* hat an sich noch keinen Sinn, ist aber völlig eindeutig, wenn er zu einem Händler gesagt wird, der bestimmte Dinge zu zehn und zwanzig Pfennig verkauft.

e. Der *historische Kontext* besteht aus den von den Sprechern gewußten historischen Dingen und kann *partikulär* sein – also so

---

<sup>60</sup> Ch. Bally, *Linguistique*, S. 81, betrachtet diese Nomina deshalb als „Eigennamen der Sprache“, weil er die Existenz und die Funktion des natürlichen Kontextes nicht berücksichtigt. Es besteht jedoch kein Zweifel, daß hier Gattungsnamen vorliegen, deren bezeichnete Gegenstände nur in einem Exemplar bekannt sind. Bei den Eigennamen aber hängt die Individualisierung nicht von den Kontexten ab, sondern gehört zu ihnen selbst. Denn der Eigenname ist, wie bereits ARISTOTELES, *De interpretatione* 17a, erkannte, *seinem Wesen nach* individuell (und nicht aufgrund eines empirischen Umstandes).

umgrenzt wie die Geschichte einer Einzelperson, einer Familie, eines Fleckens; oder schon weiter wie die einer Nation (z. B. daß das gemeinte Land eine Republik, keine Monarchie ist, eine christliche Gemeinschaft und keine muselmanische) – oder auch *universell*, *aktuell* oder *vergangen*. Gewisse Namen wie: *der Richter*, *der Arzt*, *der Apotheker*, *der Pfarrer* sind dabei gewöhnlich individuelle Bezeichnungen in besonderen historischen Kontexten; *der König* ist eine individuelle Bezeichnung in einer Monarchie; *der Papst* ist eine durch den „aktuellen universellen“ Kontext individualisierte Denotation; und *die Schlacht bei Salamis* ist dies durch den „vergangenen universellen“ Kontext.<sup>61</sup>

f. Der *kulturelle Kontext* umfaßt alles zur kulturellen Tradition einer Gemeinschaft Gehörige, das sehr begrenzt sein oder aber die gesamte Menschheit einschließen kann. Insofern als er die Geistesgeschichte einer Gemeinschaft umschließt, ist der „kulturelle Kontext“ eine besondere Form des historischen Kontextes. So bedeutet im Lateinischen *deus* „ein Gott, ein einzelner Gott“; im Spanischen dagegen ist *Dios* ein durch die christliche monotheistische Tradition individualisierter Name. Für die scholastische Philosophie war dann auch *der Philosoph* eine Individualbezeichnung. Die sog. „Topoi“ kennt und benutzt man als solche Bezeichnungen innerhalb einer literarischen Tradition. So etwa hat für den gebildeten spanischen Sprecher die Wendung *auf dessen Namen ich mich nicht besinnen will* eine besondere Farbe, weil damit an den Text von Cervantes erinnert wird.

Alle *Außer-Rede-Kontexte* können durch den Rede-Kontext zwar entweder geschaffen oder modifiziert werden, doch rechnen auch die „geschriebene“ und die literarische Sprache mit einigen unter ihnen, etwa dem natürlichen Kontext und mit bestimmten historischen und kulturellen Kontexten: Homer spielt beständig auf seinen Griechen bekannte Mythen an, und Góngora zählt, wenn er vom *verlogenen Räuber Europas* schreibt, auf einen kulturellen Kontext, den er seinen Lesern bekannt glaubt.

3.5.1 Unter *Redeuniversum* verstehen wir das universelle System der Bedeutungen, dem eine Rede (bzw. ein Satz) zugehört und das

---

<sup>61</sup> Im Gegensatz zu K. Bühler, *Sprachtheorie*, S. 235, kann hier kein Eigenname vorliegen.



seinerseits deren Wert und Sinn bestimmt. Die Literatur, die Mythologie, die Wissenschaften, die Mathematik, die Erfahrungswelt als „Themen“ oder „Bezugswelten“ des Sprechens bilden solche „Redeuniversa“. Ein Ausdruck wie: *die Rückführung des Objekts aufs Subjekt* hat daher wohl einen Sinn in der Philosophie, nicht aber in der Grammatik; und die Wendungen: *die Reise des Odysseus* und *die Reise des Kolumbus, wie Parmenides sagte* und *wie Hamlet sagte* gehören jeweils ebenso zu verschiedenen Welten der Rede. Der Kalauer und der Wortwitz beruhen oft auf der absichtlichen Vermengung von Redewelten in einem einzigen Satz; so etwa: *in einem Wald ziehen zwei junge Mathematiker den Bäumen ihre Quadratwurzeln aus*, oder: *aus dem Fenster sehe ich einen von seinem Drachen steigen*.

3.5.2 Der Begriff ‚Redeuniversum‘ ist von den positivistischen Logikern oft kritisiert worden, weil es doch außerhalb der natürlichen und empirisch erkennbaren Welt keine „andere Welt“ mehr gebe.<sup>62</sup> Daß es nur *eine* Welt gibt, ist sicher; jedoch vermögen die besagten Kritiken den Begriff ‚Redeuniversum‘ nicht nur nicht zu entkräften, sondern verraten auch noch ein völlig verfehltes Verständnis des Problems. Denn hier geht es nicht um andere „Universa“, um andere „Dingwelten“, sondern nur um andere „Welten der Rede“, um andere *Bedeutungssysteme*. Schon die bloße Absicht, etwa die Äußerungen der Mythologie zu „übertragen“, indem man sie in die Rede über die Welt der Erfahrung und Geschichte versetzt („die Griechen glaubten, daß . . .“ usw.), beweist gerade, daß hier verschiedene „Redewelten“ vorliegen. Und die zu nicht-empirischen Redewelten gehörigen Sätze entbehren nicht des Sinnes und benötigen daher auch keinerlei „Übertragung“. Denn der Wahrheitswert einer Aussage über „Odysseus“ richtet sich nicht nach der griechischen Geschichte, sondern nach der *Odyssee* und der ihr entsprechenden Tradition, wo *Odysseus war Gatte der Penelope* ein wahrer Satz ist, während hier *Odysseus war Gatte der Helena* falsch wird. Ebenso sind die Aussagen über die „Zentauren“ nur an der Mythologie zu messen, wo der Satz *der Zentaur war ein Opfer von hundert Stieren* (vgl. *centum, taurus*) falsch ist, wahr dagegen der Satz *der Zentaur war zur Hälfte Mensch, zur Hälfte Pferd*.

3.6.1 Das bisher Gesagte mag genügen, um die Bedeutung zu unterstreichen, die das Register der Umfelder und die Erkenntnis ihrer Funktionen für die *Grammatik*, die *Literatur-* und die *Sprachtheorie*

---

<sup>62</sup> So etwa B. Russell, *Introduction to Mathematical Philosophy*, London 1967<sup>12</sup>, S. 167-170, und L. S. Stebbing, *A Modern Introduction to Logic*, London 1950<sup>7</sup>, S. 55-56.

hat. Insbesondere bleibt dabei die Bedeutung der nicht-sprachlichen Umfeldler zu betonen, die oft nämlich vergessen werden.

3.6.2 In der *Grammatik* treten die nicht-sprachlichen Umfeldler mit Notwendigkeit, wenn auch in verschiedenem Maße, bei der Betrachtung ihrer drei Ebenen, der *theoretischen*, der *deskriptiven* und der *analytischen*, in Erscheinung.<sup>63</sup> Auf der theoretischen Ebene können nämlich bestimmte Bedeutungsweisen erst in bezug auf die Umfeldarten definiert werden, in denen sie zu funktionieren bestimmt sind (das ist der Fall bei den Personalpronomina und den pronominalen, adjektivischen und adverbialen Deiktika). Und bei der Definition anderer Bedeutungsweisen tritt der Bezug auf die Umfeldler zumindest im negativen Sinne ein, wie bei den Eigennamen, die (in Hinsicht auf Aktualisierung und Individualisierung; vgl. Anm. 60) von den Umständen des Sprechens gerade unabhängig sind. Und allgemeiner gesehen wird der Bezug auf die Umfeldler unentbehrlich für die Trennung von *Lexemen* (Wörtern mit kategorialer und lexikalischer Bedeutung, wie die Nomina und die Adjektive) und *Kategoremen* (Wörtern, die nur kategorial bedeuten und daher nichts eigentlich „bezeichnen“, vgl. 3.2.1). Die Wichtigkeit der Umfeldler ist dann auf der Ebene der Beschreibung – der eigentlichen der „Einzelsprache“ – zwar geringer, doch wird es auch hier notwendig, wenigstens darzutun, welche Funktionen in einer Sprache über keinerlei Rede-Instrumente verfügen (und allein durch die Umstände des Sprechens zum Ausdruck kommen) und welche Rede-Instrumente durch die Umfeldler ersetzt werden können. Doch ist das Erkennen der Umfeldler unabdingbar vor allem für die grammatische Analyse der Texte, zumal ein und dieselben formalen Schemata in verschiedenen Umfeldern vollkommen unterschiedlichen Funktionen entsprechen können.

---

<sup>63</sup> Diese drei Ebenen werden hier in der Grammatik in Übereinstimmung mit den „Niveaus“ unterschieden, auf denen die Sprache betrachtet werden kann (vgl. 1.1.4). Auf der theoretischen Ebene ist die Grammatik damit *Grammatiktheorie* bzw. *Allgemeine Grammatik*, ihre Aufgabe die Erkenntnis und Definition der Sprech- und Grammatik-Kategorien als Bedeutungsweisen des Sprechens. Auf der deskriptiven Ebene ist sie Beschreibung der formalen Ausdrucksschemen einer Einzelsprache. Auf der analytischen Ebene schließlich ist sie (formale und semantische) *grammatische Analyse* der in einem Text konkret gegebenen Funktionen.

Ganz allgemein kann eine eigentlich *funktionelle* Sprachwissenschaft die Umfeldler, und auch die „außersprachlichen“, schon deswegen nicht übergehen, weil die *wirklichen Funktionen* nicht in der abstrakten Sprache, sondern im konkreten Sprechen erscheinen. Das trifft sogar auf die *diachronische Linguistik* zu, die die allgemeinen Bedingungen, in denen eine Sprache gesprochen wurde, auch nicht vernachlässigen darf.<sup>64</sup>

3.6.3 Bei der *Literaturtheorie* – oder eher noch der Theorie der literarischen Technik und Interpretation – hat die Kenntnis der nicht-sprachlichen Umfeldler in zweifacher, grundlegender Hinsicht ihre Bedeutung.

Einmal verfügt die „geschriebene Sprache“ nicht absolut bzw. nur teilweise über gewisse Umfeldler (wie z. B. die Umgebung, die unmittelbare Situation, den physischen, empirischen und praktischen Kontext) und muß sie daher, soweit benötigt, über den Rede-Kontext *schaffen*. Das stellt den Autor jeweils vor ein ernstes technisches Problem. Dies Problem ist wohl noch geringer für die Lyrik, die ja von Umfeldern unabhängiger ist und daher auch abstrakter und an sich universeller. Zwar kann die Lyrik durch eine „Gelegenheit“ bedingt sein, doch bleibt diese für sie äußerlich und wird dann in der poetischen Schau überwunden und universell.<sup>65</sup> Dagegen benötigen die Epik und vor allem die erzählende Prosa viel mehr die Umfeldler. Denn um seine innere Schau zu verwirklichen, muß der Prosaist die Dinge fühlbar, die Personen gegenwärtig und sichtbar, sowie die Ereignisse spürbar machen. In gewissen Romanen ist zwar von Flüssen und Wäldern die Rede, doch ahnt man nichts von deren Feuchte und Frische, was ein Indiz dafür wäre, daß es sich um mißlungene Stellen handelt. Das Prosawerk muß aber größtenteils

---

<sup>64</sup> Im Gegensatz zu den Aussagen des linguistischen Formalismus kann die Sprache nicht „an und für sich“ untersucht werden, und noch weniger ihre Geschichte. Denn wer könnte z. B. die Geschichte des romanischen Wortschatzes verstehen, ohne die abendländische Kultur und das Christentum zu kennen?

<sup>65</sup> Die „Gelegenheit“ hat im Gedicht natürlich ihre Funktion als Hinweis auf das in der dichterischen Vision Überwundene. Ein ziemlich oberflächliches und naives Mittel des poetischen Hermetismus – das zwar uralt ist, doch von den geistigen Handwerkern der Dichtung immer wieder neu aufgelegt wird – besteht in der Verdeckung der „Gelegenheit“, – was aber die dichterische Schau nicht unbedingt schon sicherstellt.

seine Umfeldler schon *enthalten*. Und das erklärt die viel größere technische Schwierigkeit der Kunstprosa gegenüber der Lyrik.

Zum zweiten verwertet die Literatur, in größerem oder geringerem Maße, immer bestimmte umgrenzte Umfeldler, insbesondere die historischen und die kulturellen. Daraus rührt die größere „Schwierigkeit“ gewisser Werke gegenüber anderen, die in direktem Verhältnis zu deren größerem Anschluß an dem Leser unbekanntere Kontexte steht. Daher auch die Notwendigkeit der Kommentare, wenn die Interpretation in anderen als den Kontexten geschieht, mit denen das Werk rechnet. Ein Werk „erklären“ bedeutet also vor allem dessen Umfeldler wiederherzustellen.<sup>66</sup>

3.6.4 Bei der *Sprachtheorie* endlich würde eine adäquate Berücksichtigung der Funktionen aller Umfeldler zur Beseitigung einiger alter und hartnäckiger Irrtümer beitragen können. Darunter zuerst desjenigen der „logisch vollkommenen“ Sprache und zugleich der angeblichen „Unvollkommenheit“ oder „Unzulänglichkeit“ der Sprache.

Die „logisch vollkommene“ Sprache nämlich ist ein theoretischer Widersinn (zumal logisch bzw. unlogisch nur ein konkreter Ausdruck, nicht aber die abstrakte Sprache sein kann) und wäre auch vollkommen nutzlos, zumal sie nur zum Wieder-Denken des Gedachten diene, und nicht zum Voranschreiten im Denken (was neue Bedeutungen schaffen heißt). Doch selbst wenn man sie als nützlich ansähe, dann wäre die Aufgabe, eine solche Sprache zu konstruieren, dennoch müßig. Denn bei deren Verwendung stellten sich unweigerlich auch die Umfeldler ein (angefangen schon beim Rede-Kontext), und sie wäre damit kein eindeutiger und unwandelbarer Code mehr. Die Sprachschöpfer also können weder die Umfeldler beseitigen noch verhindern, daß alles Sprechen in unendlichen Kontexten etwas bedeutet.

Gleichermaßen unglücklich und grundlegend ist der Irrtum in allen Behauptungen einer „Unvollkommenheit“ oder eines „Unge-nügens“ der Sprache, auf den sogar scharfsinnige Denker wie H. Bergson und A. N. Whitehead verfallen sind. Dieser Irrtum be-

---

<sup>66</sup> Das bedingt eine Anerkennung des eigentlich linguistischen Charakters des „philologischen“ Kommentars, dessen Aufgabe größtenteils eben in der Aufdeckung jener Umfeldler besteht, in denen der Text jeweils seinen vollen Sinn erhält.

ruht aber auf der Verwechslung des konkreten Sprechens mit der abstrakten Sprache, auf dem Glauben, das Gesagte sei einfach „Sprache“, und auf der versäumten Erkenntnis, daß die in Grammatik und Wörterbuch festgehaltene Sprache nur Werkzeug des Sprechens sowie dessen historischer Rahmen von Möglichkeiten ist und das Sprechen sie ständig überwindet und darin ganz *eigentlich* das Besondere und Konkrete bedeutet. Eine Äußerung kann zwar unangemessen sein, dann aber aufgrund einer besonderen Unzulänglichkeit darin selbst, jedoch nicht aufgrund eines universellen Ungegens der Sprache an sich. Whitehead<sup>67</sup> erwähnt dabei als Unzulänglichkeit der Sprache die Tatsache, daß der sprachliche Ausdruck nie die Welt in allen ihren Einzelteilen meinen kann: „Die Sprache ist deswegen völlig unbestimmt, weil jedes Vorkommnis eine systematische Art der Umgebung voraussetzt.“ Doch genau das Gegenteil trifft zu: die Sprache *sagt* die Kontextbedingungen deswegen nicht, weil das unnötig ist; aber sie *benutzt* sie, und daher impliziert und enthält sie der reale Ausdruck.<sup>68</sup> Denn das Gesprochene bedeutet etwas in einem unendlichen Prozeß, dem der bedeuteten Wirklichkeit. Whiteheads Irrtum besteht dann darin, daß er einen als Beispiel gegebenen Satz als mit dem wirklich gesprochenen *identisch* ansieht (und diesen Irrtum kritisiert er selbst bei anderen). Losgelöst nämlich von seinen Kontexten ist der Satz ein anderer: er ist *Name* des wirklichen Satzes und bedingt damit einen Übergang von der Primärsprache zur „Metasprache“ (zum Sprechen *über* die Sprache). Das soll aber nicht heißen, man möge keine Beispiele mehr geben. Jedoch ist dann nicht zu vergessen, daß der Beispiel-Satz eben nur ein „Name“ bleibt, mit dem wir uns auf jenen anderen Satz beziehen, der in einer ganzen Anzahl Kontexte etwas bedeutet, genauso wie wir mit dem Wort *Baum* von den wirklichen „Bäumen“ sprechen und dennoch nicht gleich wollen, daß es selbst auch grün und dicht belaubt sei. Wenn ich also die Bedeutung des Dante-Verses *Nel mezzo del cammin di nostra vita* erforschen möchte, dann

---

<sup>67</sup> A. N. Whitehead, *Process and Reality*, London 1929, New York 1957<sup>5</sup>, S. 18.

<sup>68</sup> Andererseits bemerkt Whitehead selbst an anderer Stelle, daß es in einer Äußerung „immer einen stillschweigenden Bezug auf die Umgebung, in der das Sprechen stattfindet, gibt“ (*Process and Reality*, S. 403-404: „there is always a tacit reference to the environment of the occasion of utterance.“).

ist der von mir gemeinte Vers nicht der soeben geschriebene, sondern der in der *Divina Commedia*. Und dieser bedeutet überhaupt nur etwas im Zusammenhang mit dem gesamten Gedicht.



## AUTORENVERZEICHNIS

- Abercrombie, D. 134  
 Alarcos Llorach, E. 132, 144, 238  
 Alonso, A. 59, 65, 190, 242, 243  
 Anaxagoras 282  
 Aristoteles 176, 213, 215, 223, 230,  
 240, 241, 257, 283  
 Arnauld, A. 229  
 Ascoli, G. I. 115  
 Augustin(us) 272
- Bacon, F. 214  
 Bally, Ch. 20, 21, 23, 24, 37, 47, 50,  
 77, 82, 89, 95, 114, 116, 139, 154,  
 238, 254, 259, 261, 265, 266, 273,  
 275, 277, 281, 283  
 Balmes, J. 268  
 Barbu, I. 57, 78  
 Bartoli, M. 115  
 Battisti, C. 33  
 Baudouin de Courtenay, J. 48, 110,  
 135  
 Bazell, C. E. 128, 170, 172  
 Belardi, W. 248  
 Benveniste, E. 11, 270  
 Bergson, H. 230, 288  
 Berkeley, G. 214  
 Bertoldi, V. 184  
 Bertoni, G. 32, 33, 36, 37, 83  
 Black, M. 212  
 Bloch, B. 107, 130, 231, 250  
 Bloomfield, L. 103-105, 107, 118,  
 120, 123-125, 127, 128, 130, 131,  
 158, 163, 228, 242, 250, 259, 261,  
 269  
 Borgeaud, W. 198  
 Bosanquet, B. 236, 239, 240  
 Bottiglion, G. 33  
 Brandenstein, W. 110, 133, 150
- Bréal, M. 47  
 Bröcker, W. 198, 265  
 Brøndal, V. 25, 26, 29, 37, 63, 72,  
 73, 82, 148, 153, 190, 197, 217, 236,  
 239, 243, 245  
 Brugmann, K. 134, 236, 247  
 Brunot, F. 236, 237, 243, 244, 247  
 Bühler, K. 27, 30, 40, 43-45, 51, 72,  
 83, 127, 132, 138, 139, 184, 190,  
 198, 237, 239, 259, 261, 270, 277,  
 282, 284  
 Buysens, E. 40, 140, 168, 169, 176,  
 218, 223, 229
- Calogero, G. 217, 228  
 Carnap, R. 161, 214, 217, 241  
 Cassirer, E. 114, 157, 214, 215, 216,  
 224, 232  
 Claudel, P. 185  
 Cohen, M. 95  
 Colin Cherry, E. 112  
 Collinder, B. 132, 134  
 Collinson, W. E. 129, 236, 261, 266  
 Coseriu, E. 57, 118, 136, 137, 144,  
 203, 212  
 Croce, B. 29-33, 36, 83, 89, 115, 137,  
 210, 212, 215, 216, 219, 226, 228
- Dal, I. 114, 135, 188, 195  
 Dante 289  
 Dauzat, A. 237, 238, 243  
 Delacroix, H. 26, 27, 216, 219  
 Delbrück, B. 239  
 Deny, J. 81  
 Devoto, G. 11-15, 25, 29, 82, 116,  
 243  
 Dewey, J. 125, 155, 217, 223, 228,  
 241, 243

- Dieth, E. 110, 133, 165  
 Dionysios Thrax 237  
 Donat(us) 234  
 Duijker, H. C. J. 260  
 Dumas, G. 216, 219  
  
 Fant, C. G. M. 112  
 Finck, F. N. 253  
 Fischer-Jørgensen, E. 104, 107, 108,  
 113, 129, 130, 149, 157, 168, 169,  
 171, 172, 174, 178, 179, 189, 192,  
 204, 205  
 Frege, G. 248  
 Frei, H. 40, 47, 96, 101, 176, 229,  
 254  
 Fries, Ch. C. 155  
 Funke, O. 242  
  
 Gabelentz, G. von der 158, 253  
 Galichet, G. 218, 230  
 Gardiner, A. H. 18, 22-25, 36, 37,  
 50-52, 72, 82, 124, 235, 237, 238,  
 240, 242, 243-245, 251, 259  
 Geiger, M. 127  
 Gentile, G. 228  
 Gilliéron, J. 28  
 Ginneken, J. van 155  
 Gougenheim, G. 141  
 Grammont, M. 184  
 Graur, A. 99  
 Gröber, G. 48  
 Groot, A. W. de 112, 227, 241  
 Grootaers, L. 214  
 Guillaume, G. 248  
  
 Hall jr., R. A. 116  
 Halle, M. 112  
 Harris, J. 251  
 Harris, Z. S. 104, 108, 112, 120, 123,  
 124, 126, 128, 129, 151, 152, 178  
 Hartmann, N. 215  
 Havers, W. 278  
 Hegel, G. W. F. 217, 253  
 Heidegger, M. 196, 214, 222, 223,  
 228  
 Heilmann, L. 110  
  
 Henríquez Ureña, P. 242  
 Herder, J. G. 29  
 Hjelmslev, L. 11, 13, 14, 26, 36, 57,  
 61, 104-107, 118, 123, 125, 128,  
 146-148, 151-153, 156-173, 180,  
 181, 187, 189-196, 199, 202, 204,  
 205, 210, 211, 229, 248, 250  
 Hönigswald, R. 216, 251  
 Holt, J. 238  
 Homburger, L. 133  
 Humboldt, W. von 17, 29, 31, 35,  
 45, 83, 89, 156-161, 256, 257  
 Husserl, E. 114, 151, 152, 157, 196,  
 218, 219, 230, 240, 243, 251, 268  
  
 Iordan, I. 96  
  
 Jaberg, K. 31  
 Jakobson, R. 111-113, 115, 142, 148,  
 174, 187, 203  
 Jespersen, O. 18, 19, 22, 23, 29, 36,  
 37, 45, 50, 51, 82, 83, 106, 110, 133,  
 134, 235, 240, 245, 247  
 Jevons, W. S. 240  
 Joad, C. E. M. 224  
 Jones, D. 106, 109, 128, 151, 154,  
 164, 186, 200, 203  
 Jordan, L. 217  
 Junker, H. 236, 242  
  
 Kainz, F. 138  
 Kant, I. 245  
 Keynes, J. N. 236, 240  
 Kopál, V. 107  
 Korzybski, A. 212  
  
 Lancelot, C. 229  
 Lapesa, R. 70  
 Larochette, J. 229  
 Lázaro Carreter, F. 245, 270  
 Laziczius, J. 60, 109, 135-139, 155  
 Lecoutère, C. P. F. 214  
 Leibniz, G. W. 241, 251  
 Lévy-Bruhl, L. 211  
 Lipps, T. 245  
 Ljunggren, K. G. 221  
 Locke, J. 214

- Lohmann, J. 139, 154, 198, 234, 265  
 Lotz, J. 11, 110  
 Lotze, H. 216, 251
- Malinowski, B. 223  
 Malmberg, B. 57, 61, 62, 109, 128, 140-142, 198  
 Marouzeau, J. 183, 243, 244  
 Martinet, A. 14, 55, 56, 60, 63, 100, 103, 107, 111-113, 115, 117, 119, 123, 132, 168, 169, 170, 172, 173-178, 181, 182, 186, 224  
 Marty, A. 219, 242, 253  
 Mattoso Câmara jr., J. 95, 133, 145  
 Mauthner, F. 213, 245  
 Meillet, A. 47, 73, 94, 97, 247  
 Meiner, J. W. 236, 241  
 Menéndez Pidal, R. 99  
 Merleau-Ponty, M. 117, 219, 228  
 Migliorini, B. 95, 236, 240, 244, 247  
 Mikuš, F. 170  
 Mill, J. S. 240, 243, 244  
 Morris, Ch. W. 130, 223
- Navarro Tomás, T. 65  
 Nazor 184  
 Nehring, A. 111  
 Nencioni, G. 29, 31, 32, 35, 40  
 Nette, H. 156  
 Noreen, A. 134  
 Novák, L'. 147
- O'Connor, J. D. 107, 171  
 Ogden, C. K. 130, 212, 223, 224  
 'Omar Khayyām 184  
 Otto, E. 35, 36, 51, 111, 140, 158
- Pagliaro, A. 33-35, 36, 51, 54, 77, 125, 136, 184, 212, 213, 215, 216, 228, 237, 240, 241, 251, 253, 254, 258  
 Palmer, H. 19, 21, 37  
 Pap, A. 248  
 Paul, H. 17, 19, 83, 229, 247, 253, 257, 275  
 Pawlow, I. 223, 224
- Penttilä, A. 22, 36, 37, 82  
 Perrot, J. 222  
 Piccardo, L. J. 101, 282  
 Pike, K. L. 105, 108, 119, 133, 148, 152, 153, 155, 178, 200  
 Pisani, V. 78, 80, 83, 92, 96, 98, 112, 114, 115, 133, 163, 180, 185, 186, 190, 194, 219, 222, 247, 257  
 Platon 102, 117, 166, 189, 190, 212, 224, 241  
 Plotin 166  
 Porru, G. 128  
 Porzig, W. 19, 21, 37, 75, 82, 83, 184  
 Pos, H.-J. 127, 152, 224, 234
- Reichenbach, H. 235, 241  
 Richards, I. A. 130, 212, 223, 224  
 Robins, R. H. 213  
 Rogger, K. 40, 261  
 Russell, B. 181, 240, 285
- Sapir, E. 103, 110, 153, 210, 211, 219, 245  
 Saussure, F. de 12, 13, 14, 18, 20, 22, 23, 26, 30, 31, 34, 40-56, 72-74, 76, 82, 83, 89, 102-105, 125, 132, 135, 139, 154, 157, 159, 160, 176, 189-191, 195, 209, 253-256, 258  
 Scarpat, G. 213  
 Schlauch, M. 130, 212  
 Schleicher, A. 189, 190  
 Schuchardt, H. 28, 40, 75, 114, 115, 134, 210, 225  
 Schürr, F. 216  
 Schwyzer, E. 248  
 Scripture, E. W. 151, 155  
 Sechehaye, A. 13, 25, 29, 37, 47, 82, 99, 140, 158, 216, 230, 254  
 Serrus, Ch. 210, 215  
 Skalička, V. 253-255, 270  
 Sotavalta, A. 132  
 Spinoza, B. 230  
 Spitzer, L. 114  
 Stebbing, L. S. 285  
 Steintal, H. 136, 137, 158  
 Sten, H. 248, 249

- Stenzel, J. 75  
 Stutterheim, C. F. P. 241  
 Sweet, H. 80, 106  
 Szober, S. 128
- Terracini, B. 114, 115, 135, 140  
 Togeby, K. 113, 115, 117  
 Trager, G. L. 107, 128, 231, 250  
 Trim, J. L. M. 107, 171  
 Trnka, B. 74  
 Trubetzkoy, N. S. 27, 48, 58-61, 65,  
 98, 106, 108, 112, 114, 130-142,  
 148, 150, 153, 162, 164, 168, 173,  
 174, 202  
 Twaddell, W. F. 107, 112
- Uldall, H. J. 160, 163, 172, 179, 180,  
 182  
 Ullmann, S. 239, 243  
 Urban, W. M. 157, 212, 215, 216,  
 224, 241, 247, 277
- Vachek, J. 107, 112  
 Vásquez, W. 118, 128, 136, 144, 203  
 Vendryes, J. 219, 247  
 Verburg, P. A. 251  
 Vico, G. B. 29, 157  
 Vogt, H. 158, 168, 170, 172  
 Voßler, K. 29, 31, 48, 74, 76, 95, 137,  
 210, 225, 265, 268
- Waelhens, A. de 152  
 Wartburg, W. von 25, 27-29, 34, 50,  
 51, 116  
 Whitehead, A. N. 288, 289  
 Whitfield, F. J. 104  
 Whitney, W. D. 42  
 Wijk, N. van 60, 134, 135, 140, 141,  
 144  
 Wittgenstein, L. 234, 241, 246  
 Wolf, E. A. 156
- Zaragüeta, J. 238  
 Zwirner, E. 60, 109

# Wichtige linguistische Grundlagenliteratur

**Gabriel Altmann/Werner Lehfeld: Allgemeine Sprachtypologie**  
UTB Uni-Taschenbücher 250. Prinzipien und Meßverfahren. 142 S.  
DM 9.80

**P. M. Alexejew/W. M. Kalinin/R. G. Piotrowski, Hrsg.: Sprachstatistik**  
298 S. mit zahlreichen Skizzen, Tabellen und Schemata im Text, kart.  
DM 48.-

**Max Black: Sprache**  
Eine Einführung in die Linguistik. Kritische Information 1. 246 S.  
DM 16.80

**Wolfgang U. Dressler/Siegfried J. Schmidt, Hrsg.: Textlinguistik**  
Eine kommentierte Bibliographie. Kritische Information 4. Zus.  
132 S. kart. DM 9.80

**Johannes Engelkamp: Psycholinguistik**  
UTB Uni-Taschenbücher 297. 234 S. DM 16.80

**Achim Eschbach: Zeichen – Text – Bedeutung**  
Bibliographie zu Theorie und Praxis der Semiotik. Kritische Information 32. Zus. 540 S. DM 36.-

**Wolfgang Girke/Helmut Jachnow, Hrsg.: Sprache und Gesellschaft in der Sowjetunion**  
31 Dokumente aus dem Russischen – ins Deutsche übersetzt und kritisch eingeleitet. Kritische Information 23. Ca. 352 S. ca. DM 36.-

**A. V. Gladkij/I. A. Mel'čuk: Elemente der mathematischen Linguistik**  
153 S. mit 10 Abb. und 4 Tabellen, kart. DM 16.80

**Georg Heike, Hrsg.: Phonetik und Phonologie**  
Ein Reader. Mit Kommentaren und Anmerkungen zur Phonologiediskussion. Kritische Information 20. 231 S. DM 28.-

**Peter Hinst: Logische Propädeutik**  
Eine Einführung in die deduktive Methode und logische Sprachanalyse. Kritische Information 29. 469 S. DM 28.-

**Wolfgang Huber: Assembler**  
Eine Einführung in die Assemblersprache. Kritische Information 14. 500 S. DM 28.-

